

Bücher- und Zeitschriftenschau

I. Südosteuropa – Allgemeines

Lexikon des Mittelalters. Band IV: Erzkanzler bis Hiddensee. München, Zürich: Artemis 1989. 2208 Sp. Beiheft: **Fleckenstein, Josef: Unterwegs ins Mittelalter.** 12 S.

Von der „Kathedrale des Wissens“, die das Lexikon MA nicht zu Unrecht genannt worden ist, steht mit dem Abschluß des vierten Bandes die Hälfte. Daß es auch ein „Denkmal gegenwärtiger Mediävistik“ geworden ist, ließe sich nirgends so gut demonstrieren wie am Anteil der südosteuropäischen Völker, denn – den guten Willen der Mediävisten wie der Redaktion vorausgesetzt – wenn ein Byzantinist den entsprechenden Abschnitt über „Exarch“, „Handel“ oder „Heer“ zu schreiben hat, entfällt Südosteuropa i. e. S., von Ragusa/Dubrovnik etwa ist beim Handel keine Rede (übrigens auch nicht unter dem Lemma „Fernhandel“). Daß auf der anderen Seite dem allgemeinen Mediävisten bei „Dachartikeln“ (J. Fleckenstein) wie „Genealogie“ „Gold(bergbau)“ oder „Häresie“ nichts Südosteuropäisches einfällt, ist leichter zu verstehen, bleibt aber für die Balkanistik bedauerlich. Insgesamt ist es eben doch nicht so, wie Josef Fleckenstein es aus seiner Sicht ausdrückt: Die slavische/osteuropäische Geschichte sei „voll integriert. Das heißt, daß der Rankesche Kanon endgültig durchbrochen ist.“ „Das beste Kriterium bilden auch hier die Dachartikel, in denen sie [die Slaven] durchweg berücksichtigt sind, so daß ihr Beitrag zum Aufbau der mittelalterlichen Welt und Kultur gut erkennbar ist.“ (Beiheft, S. 10)

Gleichwohl, mögen auch andere Randkulturen Europas wie Irland oder Litauen häufig besser repräsentiert sein, in zahlreichen Artikeln sind Personen, Orte und allgemeine Phänomene Südosteuropas auf befriedigende Weise vertreten. Es ist Sache der Spezialisten, in den verbleibenden vier Bänden beharrlich für ihre Sache zu werben.

Münster

Frank Kämpfer

Kraas-Schneider, Frauke: Bevölkerungsgruppen und Minoritäten. Handbuch der ethnischen, sprachlichen und religiösen Bevölkerungsgruppen der Welt. Stuttgart: Franz Steiner Wiesbaden 1989. 239 S., 3 Kt.

Frauke Kraas-Schneiders Versuch eines gegenwartsbezogenen Nationalitätenhandbuches sämtlicher Staaten der Erde ist ein mutiges Unterfangen, dessen Resultat nun in einem schmalen Band vorliegt. Er enthält neben dem eigentlichen Statistik-Teil, vier Registern der „Staaten“, „Ethnien und

Minoritäten“, „Sprachen“ sowie „Religionen“, zwei Verzeichnissen der zitierten wie der weiterführenden Literatur und drei Karten samt Erläuterungsteil auch drei anregende diskursive Abschnitte. Hier geht die Verfasserin vor allem der Frage nach, ob – und falls ja: wie – „Minorität/Minderheit“ zu definieren sei. Ihr Resümee ist verhalten-pessimistisch: „Mit tieferem Einsteigen in verschiedene Definitionsversuche bzw. mit der Diskussion von deren Teilstücken zeigen sich die verschiedensten Unzulänglichkeiten, Defizite und Probleme. [...] Kurz: Die Mannigfaltigkeit der Sachverhalte macht den Versuch unmöglich, sie in eine bündige Definition zusammenzupressen.“ (S. 52).

Um Daten aus den 80er Jahren über die „staateninterne Differenzierung nach unterscheidbaren ethnischen, sprachlichen und religiösen Bevölkerungsgruppen und Minoritäten“ (S. 7) mit dem Ziel der „weitestgehend vollständigen und aktuellen Erfassung dieser Bevölkerungssegmente auf der Basis von Primärstatistiken mit genauer Quellenangabe“ (S. 57) zu gewinnen, hat die Verfasserin „alle deutschen Botschaften im Ausland, alle ausländischen Botschaften im Inland bzw. in den europäischen Nachbarstaaten, viele statistische Ämter in den jeweiligen Staaten sowie einzelne spezialisierte Forschungsinstitute angeschrieben“ (ibidem). Daß diese Methode in bezug auf einzelne südosteuropäische Staaten zwangsläufig zu denkbar unbefriedigenden Ergebnissen führen mußte, versteht sich ebenso von selbst, wie die Notwendigkeit ökonomischen Vorgehens angesichts der gewaltigen Materialfülle. Hinzu kommt, daß für die Länder des Balkan-Donau-Raums entweder gar keine handbuchartigen Nachschlagewerke mit aktuellen Nationalitätenstatistiken existieren oder aber diese, wie etwa das von Klaus-Detlev Grothusen herausgegebene „Südosteuropa-Handbuch“, nur teilweise einschlägige Abschnitte samt Statistiken enthalten. Aus all diesen Gründen hat die Verfasserin sich weitgehend auf die „grünen“ Länderhefte des Statistischen Bundesamtes verlassen, welche wiederum auf veröffentlichten Statistiken der einzelnen Länder beruhen. So kommt es, daß etwa für Bulgarien lediglich die Bezeichnungen einiger Minderheiten aufgeführt werden, jedoch keine einzige Zahlenangabe. Zwar lag der einige (veraltete) Daten enthaltende Bulgarien-Band des genannten Südosteuropa-Handbuchs am 17. Februar 1989, dem Tag des Redaktionsschlusses (S. 58), noch nicht vor, doch hätte Paul S. Shoups „East European and Soviet Data Handbook. Political, Social, and Developmental Indicators, 1945–1975“ (New York, NY, 1981) etliche Anhaltspunkte liefern können. Immerhin vage absolute Zahlen und Prozentangaben enthalten die Abschnitte über Albanien, Rumänien und Ungarn, und nur bei Jugoslawien, Griechenland, Türkei und Zypern finden sich detailliertere Zahlen. In einigen Fällen hat die Autorin besonders stark divergierende Zahlenangaben nach mehreren Quellen zitiert, so etwa hinsichtlich der Kurden in der Türkei, deren Zahl 1980 offiziell mit 2.500.000 angegeben wurde, inoffiziell jedoch mit 8.000.000, und die schließlich 1988 von der bundesdeutschen Botschaft Ankara auf 10–15.000.000 geschätzt worden ist (S. 198).

Ihr Datenmaterial hat Kraas-Schneider auf die vier Kategorien „Gesamtbevölkerung“, „Ethnische“, „Sprachliche“ und „Religiöse Gliederung“, z. T. ergänzt durch die Rubriken „Einwanderer“, „Gastarbeiter“ und „Flüchtlinge“, aufgeteilt. Des Problems der Überschneidung ist sie sich dabei bewußt gewesen (S. 58–59). Die Aussagen der drei Weltkarten im Anhang sind hinsichtlich

der ethnischen Situation in Südosteuropa wenig überraschend. Für Europa insgesamt stellt die Verfasserin einen durchschnittlichen Minderheitenanteil von 10% fest. „Ein gewisses Gefälle ist, ausgehend von hohen Absolutzahlen an Minderheiten in Zentral- und Südost-Europa, nach Nord- und Nordwest-Europa zu sehen. Bis auf die Balkanstaaten mit dominierend autochthonen Minderheiten überwiegen allochthone, fast ausschließlich Gastarbeiter-Minderheiten.“ (S. 220).

Der Band enthält eine ganze Reihe von teils vermeidbaren, teils erklärlichen Fehlern. So gelangte die Autorin im Zusammenhang mit dem ohnehin schon komplizierten Makedonien-Problem zu der interessanten, aber irrigen Auffassung, dieses hätte zur Entstehung gleich zweier neuer Nationen bzw. Nationalitäten geführt: In Jugoslawien und Polen macht sie „Mazedonier“ aus (S. 123 und 168), in Albanien „Mazedonier“ (und!) „Bulgaren“ (S. 62), in Bulgarien hingegen „Makedonen“ (S. 81). Daß sie unter „Mazedoniern“ und „Makedonen“ in der Tat ethnisch unterschiedene Minderheiten versteht, geht aus dem Register hervor (S. 22 und 23). Nicht eben konsequenterweise spricht sie hinsichtlich Griechenlands jedoch weder von „Makedonen“ noch von „Mazedoniern“, sondern von „Bulgaren (überwiegend im N lebend)“ (S. 103). Eine ähnlich babylonische Begriffsverwirrung herrscht hinsichtlich der Roma: Für Bulgarien, Polen, Rumänien, Ungarn und Zypern werden diese als „Zigeuner“ bezeichnet (S. 81, 168, 169, 201 und 213), für Jugoslawien als „Romanies“ (S. 123), für Albanien gar als „Sinti“ (S. 62), wohingegen die griechischen Roma samt den eine soziale Sonderstellung einnehmenden *yifti* überhaupt nicht aufgeführt werden. Fehlerhaft ist mitunter auch die Terminologie bezüglich konfessioneller Minderheiten. Für Bulgarien etwa macht die Verfasserin neben Orthodoxen, Protestanten und Katholiken auch „Moslems (sog. Pomaken)“ aus (S. 81). Zwar sind die Pomaken „Muslime bulgarischer Zunge“ (F. Bajraktarević), doch den weitaus größeren Teil aller Muslime in der VR Bulgarien bilden Türken und die Roma-Gruppe der *horahane*. Hinzu kommt die kleine Gruppe der bulgarischen Tataren. Die Pomaken Griechenlands hingegen tauchen nicht als eigenständige Minorität auf, sondern werden unter „Moslems“ bzw. den erwähnten „Bulgaren (überwiegend im N lebend)“ subsumiert (S. 103), wie desgleichen diejenigen in der Türkei nicht als solche ausgewiesen werden (S. 198). Irrtümer und Versäumnisse der genannten Art sind bei Unternehmungen im Maßstab des anzuzeigenden Bandes unvermeidlich und rühren nur allzuoft von der unbefriedigenden Quellenlage her.

Mit dieser handbuchartigen Übersicht hat Frauke Kraas-Schneider zweifelsohne beachtliche Kärrner- und Pionierarbeit geleistet; daß daraus einmal ein zumindest partiell zuverlässiges Handbuch wird, hängt nun nicht zuletzt von der Kooperationsbereitschaft der tangierten Regionaldisziplinen ab.¹⁾

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

¹⁾ Anschrift der Autorin: Institut für Geographie, Robert-Koch-Straße 26, W-4400 Münster, Telefon (02 51) 83 39 91.

Balard, Michel: La mer Noire et la Romanie génoise (XIII^e—XV^e siècles).
London: Variorum Reprints 1989. X, 324 S.

Michel Balard, Professor an der Université Paris-Val-de-Marne, beschäftigt sich seit mehr als zwanzig Jahren mit den Beziehungen Genuas zum Osten im weitesten Sinn. Sein zweibändiges Werk „La Romanie génoise“ (Rom—Genua 1978) bildet dabei einen Meilenstein, aber keineswegs einen Endpunkt in diesen Forschungen. Im vorliegenden Band sind nun 14 kleinere Beiträge (in Französisch, einer in Italienisch) zusammengefaßt, die vielfach in schwer erreichbaren Berichten kleiner Colloquia erschienen waren. Sie sind gegliedert in „Studien zur genuesischen Romania“ und „Studien zum Schwarzen Meer und seinen Anliegern“. In den beiden ersten Beiträgen, „Les Génois en Romanie entre 1204 et 1261“ (1966) und „À propos de la bataille du Bosphore“ (1970), stützt sich Balard ganz auf unedierte Material, das teilweise auch im Anhang veröffentlicht wird. Die Studie über „Les milieux dirigeants dans les comptoirs génois d'Orient“ (1981) nimmt die in jüngster Zeit innerhalb der genuesischen Geschichte mit Nachdruck diskutierte Frage der „führenden Schichten“ in Zusammenhang mit den Niederlassungen im Osten auf. „Genois et Pisans en Orient“ (1985) behandelt ein weiterer Beitrag, und es ist zu wünschen, daß zu diesem wichtigen Thema bald die Monographie der Balard-Schülerin C. Otten-Froux erscheint.

Der zur Verfügung stehende Raum verbietet es, die noch folgenden 10 Aufsätze näher zu kommentieren. Sie seien daher (bisweilen in gekürzter Form) summarisch aufgeführt: Gênes et la mer Noire (1983), Le commerce de blé en mer Noire (1985), Notes sur le ports du Bas-Danube au XIV^e siècle (1979), L'activité économique des ports du Bas-Danube au XIV^e siècle (1981), Les Génois et les régions bulgares au XIV^e siècle (1981), Un document génois sur la langue roumaine en 1360 (1980, zu diesem interessanten, aber höchst problematischen Zeugnis siehe die „Addenda“), Notes sur l'activité maritime des Génois de Caffa à la fin du XIII^e siècle (1970), Continuité ou changement d'un paysage urbain? Caffa génoise et ottomane (1981), Les Orientaux à Caffa au XV^e siècle (1987), Precursori di Cristoforo Colombo: i Genovesi in Estremo Oriente nel XIV secolo (1974).

Addenda mit Ergänzungen und weiteren Literaturangaben sowie ein Namensindex — von den Gegenständen sind nur Waren aufgeführt, leider keine Begriffe — schließen den Band ab, der Mediävisten, Wirtschaftswissenschaftlern und Südosteuropaforschern höchst nützliche Dienste erweist.

Köln

Peter Schreiner

Heppner, Harald: Alltag am Balkan, 14. bis 16. Jahrhundert. Ein bibliographischer Versuch, *Medium Aevum Quotidianum* 18 (Krems 1989), S. 1–36.

Die vorliegende kleine Bibliographie enthält 298 Titel von Monographien und Aufsätzen, die sich, abgesehen von allgemeinen Arbeiten (Bibliographie, Kulturgeschichte), im wesentlichen auf die Bereiche Soziales, materielle Kultur, Architektur, Nahrung, Stadt und Land, Hof, Bildung und Wirtschaft be-

ziehen; ein Autorenregister erleichtert das Auffinden der Werke. Auf die Problematik der zeitlichen, räumlichen und thematischen Abgrenzung wird in der Einleitung eingegangen, so daß sich eine Wiederholung von Argumenten hier erübrigt. Die Titel stammen fast alle aus der Zeit seit 1945, „da für die Zeit davor keine geeigneten Bibliographien zur Verfügung stehen“. Die Arbeit versteht sich ausdrücklich als erster Versuch und Anstoß an die Fachwelt, sich intensiver mit dem Alltag in Südosteuropa auseinanderzusetzen; vielleicht ist aber auch der Verf. selbst zu einer Fortführung dieser Vorarbeiten bereit. Es wäre absurd, jetzt einzelne fehlende Titel anzuführen; der Rez. könnte sicher auch das eine oder andere aus seiner privaten Sammlung, die er über die unter Mitarbeit seiner Frau erstellte Bibliographie (Nr. 3) hinaus jahrzehntelang geführt hat, nachtragen. Erwähnt werden soll nur, daß sowohl die Südosteuropa-Bibliographie (Nr. 5) wie auch der Index Islamicus (Nr. 9) über die angegebenen zeitlichen Grenzen (1970 bzw. 1955) hinaus fortgeführt werden.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

Krallert, Gertrud: Kommentierte Bibliographie zum Flüchtlings- und Vertriebenenproblem in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz. Hrsg. vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung in Zusammenarbeit mit dem Sudetendeutschen Archiv und der AWR-Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem. Wien: Braumüller 1989. XXVI, 927 S. (Abhandlungen zu Flüchtlingsfragen. 20.)

Carl G. Wingenroth hat in bezug auf unsere Zeit vom „Jahrhundert der Flüchtlinge“ gesprochen. Trotz der gewaltigen unfreiwilligen Bevölkerungsbewegungen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg ist noch kein Ende abzusehen. Demgemäß ist auch eine Flut von Erlebnisberichten, statistischen, juristischen und historischen Untersuchungen entstanden und wächst noch weiter. Daher ist es gut und richtig, daß der Versuch unternommen wurde, das Wichtige und Bleibende von diesen Veröffentlichungen zu erfassen und so weit inhaltlich zu kommentieren, daß der Spezialist auf einem Sektor sich rasch ein Bild davon machen kann, was auf benachbarten Sektoren, und von anderen wissenschaftlichen Ansätzen aus zu diesen Fragen schon veröffentlicht wurde.

Die entsagungsvolle Arbeit hat Gertrud Krallert auf sich genommen, die man den Lesern der *Südost-Forschungen* nicht mehr vorzustellen braucht. 4130 Titel über die BRD, 351 über Österreich und 259 über die Schweiz hat sie zusammengetragen, und kaum etwas Wesentliches ist ihrem geübten Blick entgangen. Innerhalb der drei geographischen Räume sind die Titel systematisch angeordnet, innerhalb der systematischen Kapitel nach den Erscheinungsjahren, wobei freilich eine weitere z. B. geographische Untergliederung im Text nicht deutlich gemacht wird. Durch die geographischen Kennbuchstaben (A = Austria, Ch = Schweiz, D = Bundesrepublik) und eine jeweils fortlaufende Nummer sind die Titel gekennzeichnet und im Register der

Bücher- und Zeitschriftenschau

Autoren und Herausgeber-Institutionen bzw. Sachtitel zusätzlich erschlossen.

Durch diese Bibliographie werden auch die Forschungsdefizite sichtbar: Etwa das fast völlige Fehlen von Literatur über die Flüchtlinge in der SBZ/DDR oder über die Eingliederung von DDR-Flüchtlingen in die Lehrkörper westdeutscher Hochschulen. Daß sich ein beträchtlicher Teil der Titel mit Flucht und Vertreibung in Südosteuropa befaßt, ist durch den historischen Sachverhalt begründet. Dem Zeithistoriker ist hier ein vorzügliches Arbeitsinstrument geschaffen worden.

Vollständigkeit war nicht angestrebt; aber die Broschüre von Elfan Rees, der sich über Jahre hinweg in den USA und in internationalen Gremien für die Flüchtlinge eingesetzt hat, „Das Jahrhundert der Heimatlosen“ (Stuttgart 1959, die deutsche Ausgabe enthält gegenüber der im gleichen Jahr erschienenen amerikanischen einen zusätzlichen Zahlenanhang), hätte vielleicht doch genannt werden sollen. Von dem mehrfach genannten SPD-Politiker Wenzel Jaksch sind die speziellen Studien über das Problem der Sudetendeutschen und die Ostpolitik der Bundesrepublik angeführt, nicht aber die den allgemeinen Zeitrahmen ausleuchtende Übersicht „Die politischen Verfolgungen und Austreibungen“, in: Weltgeschichte der Gegenwart. Hrsg. von Felix von Schroeder, Bd. 2 (Bern, München 1963), S. 461–480. Zu den wissenschaftlichen Arbeiten über die Flüchtlinge in der Schweiz sei der Hinweis gestattet auf David S. Wyman, „The abandonment of the Jews“ (New York 1984, deutsch: „Das unerwünschte Volk“. München 1986). Als Selbstzeugnis eines Betroffenen in der Schweiz vergleiche man die Erinnerungen des ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner „Der schwierige Außenseiter“ (München 1959).

Daß das Format des stattlichen Bandes nicht sehr „regalfreundlich“ ist, stellt der Benutzer mit Bedauern fest. Ob es sinnvoll ist, maschinengeschriebene Zulassungsarbeiten, die in der Regel gar nicht für die Benutzung zugänglich sind (z. B. D 42, D 2283) aufzunehmen, kann man bezweifeln. Bei den Annotationen fiel mir ein Druckfehler auf, D 94 Armeegeneral *Fedjuninski* statt *Fejuninski*.

Bis zum Erscheinungsjahr 1986/1987 verfügt der Flüchtlingsforscher über eine solide Arbeitsgrundlage. Dafür schuldet er Gertrud Krallert und den herausgebenden Institutionen großen Dank.

München

Gerhard Grimm

Les documents diplomatiques. Importante source des études balkaniques.

Actes de la Conférence scientifique internationale, Tutzing-Munich, 4–6 mai 1986. Red.: Maria Guercio. Roma: Ufficio Centrale per i Beni Archivistici, Divisione Studi e Pubblicazioni 1988. 216 S. (Ministero per i Beni Culturali e Ambientali. Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi. 9.)

Seit längerer Zeit hatten sich Wissenschaftler und Archivare um eine internationale Zusammenarbeit bei der Erschließung historischer Quellen über Südosteuropa und den Mittelmeerraum bemüht. Diese Bestrebungen führten

dank der gemeinsamen Initiative der AIESEE und des Conseil international des archives (CIA) und über die UNESCO im September 1976 in Sofia zur Gründung des Centre international d'information sur les sources de l'histoire balkanique et méditerranéenne (CIBAL). Seine Aufgaben sehen u. a. die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten und die Anfertigung von Mikrofilmen, daneben aber auch die Abhaltung internationaler Konferenzen und Seminare vor. Die Tagung in Tutzing und München konnte mit zusätzlicher Unterstützung durch das Bundesarchiv in Koblenz sowie das Südost-Institut und das Bayerische Hauptstaatsarchiv in München durchgeführt werden. Für die Publikation des vorliegenden Bandes sorgte das italienische Staatsarchiv, das an der Entwicklung der Aktivitäten des CIBAL großen Anteil hatte.

Neben dem Vorwort von R. Grispo, dem Präsidenten des CIBAL, dem Konferenzprogramm und einer Einführung in die Zielsetzung der Konferenz durch N. Todorov (Bulgarische Akademie der Wissenschaften) beziehen sich die meisten Beiträge, die alphabetisch nach den Familiennamen der Verf. geordnet sind, auf Archive bzw. Dokumente in einzelnen Ländern; eher thematisch einzuordnen waren drei Vorträge, die hier zuerst genannt werden sollen: G. Castellan beschäftigte sich mit dem für die Wiedergeburt Griechenlands so wichtigen Diplomaten und Historiker *F.-Ch. Pouqueville*, K. Kosev mit deutschen und russischen Dokumenten zur Orientkrise 1853–1878 und K. Nehring, der die Konferenz auch im Namen des Südost-Instituts miteröffnete, mit den kaiserlichen Gesandtschaftsberichten und Relationen aus Konstantinopel als Quelle zur südosteuropäischen Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert.

Auf bestimmte Länder bezogen sind dann die folgenden Beiträge: Z. Avramovski berichtete über britische Dokumente zur Geschichte der Balkanstaaten in der Zwischenkriegszeit, J.-P. Babelon über französische Konsulatsakten, ergänzt durch C. Svolopoulos über den Fonds „Mémoires et documents“ im französischen Außenministerium, M.O. Gustafson über US-amerikanische Dokumente zur Geschichte des Balkans (auch in den *Études Balkaniques* 22,3, Sofia 1986, S. 102–110 erschienen), N.D. Smirnova über sowjetische Veröffentlichungen von Dokumenten zur Zeitgeschichte der Balkanländer, P. Carucci über italienische diplomatische Quellen zur Geschichte des Balkans 1815–1861 mit zeitlicher Fortsetzung bis 1918 durch L. Mannino und B.J. Slot über die Bedeutung holländischer Quellen. Die Bundesrepublik ist eigenartigerweise nur durch H.-J. Busley mit einigen Seiten über Quellen im Bayerischen Hauptstaatsarchiv vertreten, Österreich dafür mit St. Malfè mit diplomatischen Akten und Kirchengeschichte 1848–1918 sowie E. Palotás mit diplomatischen Quellen zur Balkanpolitik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man vermißt die DDR ebenso wie Polen, Rumänien und die Türkei. Andererseits referierte M. Tejchman über diplomatische Dokumente in der Tschechoslowakei zur Geschichte des Balkans, A. Puto und Th. Murzaku über die Archive in Albanien, K. Mančev über bulgarische Bestände für die Zeit von 1919 bis 1939 und D. Lukać über Material in Jugoslawien zur Geschichte der Balkanvölker bis 1945, S. Welanders schließlich über die Archive des Völkerbundes.

Abgefaßt sind die Beiträge zum größeren Teil in französischer Sprache, gefolgt von der deutschen, englischen und italienischen. Mehrere, so vor allem

die von Carucci, Gustafson, Mannino und Slot, gehen über eine allgemeine Berichterstattung hinaus und enthalten genauere Angaben über die Fundstellen von Dokumenten.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

Kirilometodievistika simpozium. Vtori meždunaroden kongres po bälgaristika, Sofija, 23 maj – 3 juni 1986 g. Sofija: BAN 1989. 468 S. [Symposium zur Kyrillomethodievistik. Zweiter Internationaler Bulgaristikongreß, 23. Mai–3. Juni 1986.]

Hoffer, Angelika, Edle von Sulmtal – Michail Margaritov: Za Kiril i Metodij. An Attempt to Establish the Nationality of the Slav Apostles Constantine and Methodius and an Explanation of Some Circumstances Related to This Question. Sofija: Izd. na Otečestvenija front 1989. 325 S.

Im Jahre 1985 waren 1100 Jahre seit dem Tode des Slavenapostels Method vergangen. Dies war Anlaß für Tagungen und Veröffentlichungen.

Die erste der vorliegenden Arbeiten ist das gedruckte Ergebnis des Symposiums, das 1986 in Sofia abgehalten wurde. Neben Wissenschaftlern aus dem Gastland Bulgarien waren Teilnehmer aus Ost- und Westeuropa und sogar den USA anwesend. Dieser internationale Aspekt spiegelt sich auch in der Verwendung der verschiedenen Sprachen wider. So sind zwar die meisten Beiträge auf Bulgarisch abgefaßt, aber auch Russisch, Deutsch, Englisch und Französisch sind vertreten.

Naturgemäß war die Thematik des Symposiums von der Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte geprägt. Die mittelalterliche Sprachsituation, in der *Kyrill* und *Method* unter den Slawen als Missionare wirkten, unterschied sich jedoch grundsätzlich von der heutigen. Die Slavenapostel sprachen einen slavischen Dialekt aus der Gegend von Thessaloniki. Mit diesem Dialekt konnten sie sich auch ferne im Norden, nämlich in Mähren, verständlich machen. Auf ähnliche Weise waren die angelsächsischen Missionare *Willibrord* und *Bonifatius* im 8. Jahrhundert in der Lage, unter den germanischen Bewohnern der Niederlande, *Bonifatius* überdies in Bayern, ihre Missionsarbeit zu verrichten. Die Probleme, die sich im Zusammenhang mit der von *Kyrill* und *Method* verwendeten Sprache stellen, gehen auf die Tatsache zurück, daß wir keinen Originaltext aus ihrer Hand besitzen. Angelina Minčeva befaßt sich mit der Frage, aus welcher Zeit die balkanischen Sprachelemente in den frühesten Übersetzungen der Slavenlehrer (das Evangelium und der Psalter) stammen. Gehören diese Elemente dem Dialekt der Brüder oder dem linguistischen Hintergrund der Abschreiber vom Ende des 10. bis zum Anfang des 12. Jahrhundert an? Eine kaum zu beantwortende Frage. In diesem Zusammenhang ist es zweifelhaft, ob eine Herausgabe der Werke von *Kyrill* und *Method*, wie Svetlina Nikolova in ihrem Beitrag vorschlägt, sinnvoll wäre. Die Probleme sind praktisch unlösbar: man besitzt den Urtext dieser Werke nicht, bzw. man hat für manche davon keine Sicherheit, daß sie wirklich den Slavenaposteln zuzuschreiben sind. Sehr aufschlußreich ist der Artikel von Dora Ivanova-Mirčeva über die weitgehenden Überein-

stimmungen zwischen dem altbulgarischen (altkirchenslavischen) Wortschatz und demjenigen der heutigen bulgarischen Sprache. Es handelt sich teilweise um Wörter, die praktisch unverändert geblieben sind; manche sind phonetisch gleichlautend, aber haben einen Bedeutungswandel durchgemacht, in anderen Fällen haben wir genau das umgekehrte Phänomen. Die Autorin verweist auf die altkirchenslavischen Sprachreste in den heutigen bulgarischen Mundarten. Sehr ausführlich geht auch Marija Măžleková auf diese ein. Ihre altkirchenslavischen Quellen sind Evangeliumstexte wie die Codices Zographensis, Marianus, Assemanianus, die *Savvina kniga* u. a. Charles E. Gribble gibt viele Anregungen zum Umdenken in der Slavistik. Unter anderem meint er, daß die Schreiber bei ihrer Arbeit jedes Wort langsam ausgesprochen und betont haben, was beim Niederschreiben Einfluß auf grammatikalische Phänomene wie Enklisis und Proklisis gehabt habe. Wertvoll sind die Ausführungen von Trendafil Krăstănov, ein renommierter Forscher auf dem Gebiet der altkirchenslavischen Palimpseste. Der Autor gibt einen Überblick über den heutigen Stand der Wissenschaft auf diesem Gebiet. Nicht nur sind die Palimpseste eine willkommene Ergänzung unseres Handschriftenbesitzes, sondern sie erleichtern ebenfalls die Lösung wichtiger Probleme. Die von neuem beschriebene Pergamente geben z. B. deutliche Hinweise für die Präexistenz der glagolitischen Schrift. Die wichtige Rolle, die der Berg Athos in der altkirchenslavischen Literaturtradition spielte, wird von Konstantinos Nichoritis beleuchtet. Das Hauptaugenmerk seines Beitrages gilt den Quellen bezüglich der Slavenlehrer *Kyryll* und *Method* wie auch ihrer Schüler.

Verschiedene Artikel sind den historischen Hintergründen der Mission der beiden Brüder gewidmet. Lubomir E. Havlik behandelt vor allem das politische Verhältnis zwischen Byzanz und dem Ostfränkischen Reich sowie die Rolle Bulgariens und Mährens in diesem Spannungsfeld. Im Beitrag von Hans-Dieter Döpman kommt die Kirchengeschichte zu ihrem Recht, nämlich die Synode in Konstantinopel, die 879/880 abgehalten wurde, und in der unter anderem die kirchliche Jurisdiktion über Bulgarien Unterhandlungsgegenstand war. Kirchenhistorisch ist auch der Artikel von Pedro Badenas de la Pena. Der Autor schildert in erster Linie die kulturelle Atmosphäre, in der die Mission der Slavenapostel sich abspielte.

Dieser Band darf einem jeden Slavisten empfohlen werden, weshalb zu bedauern ist, daß er nicht eine bessere Druckqualität aufweist. Die altkirchenslavischen und griechischen Textteile sind oft schwer zu lesen, manchmal sogar unleserlich.

Die zweite, oben angekündigte Arbeit von Angelika Hoffer und Michail Margaritov ist eine populärwissenschaftliche Abhandlung, in vier Sprachen (Bulgarisch, Deutsch, Russisch und Englisch). Das Buch stellt einen Versuch dar, die Nationalität der Slavenapostel zu bestimmen und andere damit zusammenhängende Umstände zu deuten. Die Autoren trachten danach, Antworten auf Fragen zu geben, über die es in den Quellen keine oder sehr spärliche Informationen gibt.

Leiden

Georgi Šemkov

Romania et Slavia Adriatica. Festschrift für Žarko Muljačić. Hrsg. von Günter Holtus und Johannes Kramer. Hamburg: Helmut Buske 1987. 535 S.

Die vorliegende Festschrift ist dem bekannten, seit 1972 an der FU Berlin lehrenden kroatischen Italianisten *Žarko Muljačić* zu seinem 65. Geburtstag am 2. Oktober 1987 gewidmet und enthält 41 wissenschaftliche Beiträge, die im wesentlichen Fragen der romanisch-slavischen Sprachbeziehungen im östlichen Mittelmeerraum und auf dem Balkan als einem der beiden (neben der italienischen Philologie) Arbeitsschwerpunkte des Jubilars behandeln. Eine höchst willkommene und sehr sorgfältig zusammengestellte Bibliographie der überaus zahlreichen Schriften von *Žarko Muljačić*, die schon 1947 beginnt und deutlich seine kroatistisch-slavistischen Anfänge (in Dubrovniker Archiven) zeigt, leitet den stattlichen Band ein (S. 11–41). Die Beiträge sind zwar thematisch in sprachwissenschaftliche Gebiete wie „Sprachklassifikation“, „Sprachkontakte“, „Morphologie und Syntax“, „Onomastik“ und „Sprach- und Wissenschaftsgeschichte“ gegliedert, doch scheint mir hier eine eher inhaltlich zusammenfassende Anzeige den Wert dieses Sammelbandes deutlicher zu berücksichtigen. Im Zentrum stehen unübersehbar das Istroromanische und Dalmatische, über deren Erforschung die beiden Herausgeber einleitend (S. 43–53) berichten; weitere Beiträge beschäftigen sich mit der dialektalen Klassifikation des Istroromanischen (J. Kramer, S. 91–100), seiner Stellung in der Romania (G. Ineichen, S. 115–125), seiner Lexikographie (G. Holtus, S. 525–535), der typologischen und genetischen Analyse der Endung der 1. Person Präsens Indikativ (E. Blasco Ferrer, S. 101–113), etymologisch-lexikalischen Problemen (M. Doria, S. 255–264), der synthetischen Flexion der regelmäßigen Verben (M. Iliescu, S. 365–372), istroromanischen abhängigen Sätzen (P. Tekavčić, S. 373–388) bis zur Etymologie des istrischen Städtchens Brtonigla als „schwarzer Hügel“ (V. Putanec, S. 455–458) und Beobachtungen zur urbanen Toponomastik Pulas (M. Metzeltin, S. 459–474). Speziell Fragen der Romanen Dalmatiens behandelt V. Foretić (S. 483–503) und des Dalmatischen u.a. P.G.B. Mancarella (Vokaldiphthongierung und -bruch, S. 271–288) und P. Swiggers (phonologisches System des Vegliotischen, S. 289–299). Sprachkontaktfragen greifen auf G. Francescato (Friulanisch-Slovenisch, S. 169–175), M. Pfister (slavische Elemente im Italienischen, S. 143–149), Ch. Schmitt (slavisches Lehnwort im Italienischen, S. 151–167), F. Fanciulla (Slavismen im Gargano, S. 177–184), F. Spiess (ein slavisches Element am Fuß des St. Gotthardt, S. 237–241), R. Rohr (Slavisches im Albanischen von Acquafredda, S. 301–305), J. Rolshoven (italoromanische Texte in griechischer Transkription, S. 307–323), usw. Neben diesen quantitativ vorherrschenden Artikeln mit zum größeren Teil speziellen Problemen und sehr detaillierten Fragestellungen fallen zwei allgemeinere Artikel auf, so soziolinguistisch interessant G. Beruto „Lingua, dialetto, diglossia, dilalia“ (S. 57–81) und terminologisch eine recht einfache Differenzierung anbietend E. Pulgram „Sprache, Dialekt, Diasystem“ (S. 83–89).

Der stattliche, sauber gesetzte und gedruckte Band, der in Methoden und Materialien Arbeitsschwerpunkte des verdienten Jubilars aufgreift und aus-

weitet, enthält viel Wertvolles zu den romanisch-slavischen Sprach- und Kulturbeziehungen.

München

Peter Rehder

Von der Pruth-Ebene bis zum Gipfel des Ida. Studien zur Geschichte, Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes. Festschrift zum 70. Geburtstag von Emanuel Turczynski. Hrsg. von Gerhard Grimm. München: Südosteuropa-Gesellschaft 1989. 294 S. (Südosteuropa-Schriften. 10.)

Es entspricht dem thematisch breit gefächerten Œuvre *Emanuel Turczynski's*, wenn die 21 Beiträge in der Festschrift zu seinem Septuagenarium zeitlich, stofflich und methodisch verschiedenen Bereichen angehören – der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Volkskunde und der Slawistik. Umrahmt sind diese Artikel von einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers und vom Anhang, der über das Schrifttum des Jubilars Auskunft gibt.

Die zwei ersten Texte beziehen sich auf Südosteuropa als Ganzes. Maria Todorova greift eine sozialgeschichtliche Frage auf, und zwar jene über Haushalt und Familie am Balkan im 15. bis 19. Jahrhundert; Stephen Fischer-Galati vergleicht die autoritären Regime in Osteuropa. Ein einziger Beitrag betrifft Albanien: Helmut Schaller berichtet über den oberpfälzer Germanisten *Schmeller* und seine Beschäftigung mit der albanischen Sprache. Vier Artikel beziehen sich auf Bulgarien: Viržinia Paskaleva behandelt die Beziehungen zwischen Griechen und Bulgaren im 18. und frühen 19. Jahrhundert; Wolfgang Gesemann macht sich Gedanken über ein mögliches „neubulgarisches Kulturmodell“; Constantin Velichi gibt einige Bemerkungen zur Tätigkeit des bulgarischen Revolutionärs Ljuben Karavelov in Rumänien; Horst Röhling beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen der bulgarischen Wiedergeburt und dem Verlag *Danov*. Nur zwei Beiträge greifen griechische Themen auf, denen sich *Turczynski* oftmals gewidmet hat: Friedbert Ficker stellt die Person *Johann Joachim Winckelmanns* der neugriechischen Kunst gegenüber; Gerhard Grimm erläutert die Haltung Österreichs gegenüber den Unruhen auf Kreta im Jahre 1833. Den Juden Südosteuropas sind drei Aufsätze gewidmet: Inge Blank geht auf die Anfänge des jiddischen Theaters in der Moldau und Walachei ein; Rolf Fischer greift die Judenfrage in der Habsburger Monarchie auf; Nicholas Nagy-Talavera stellt Betrachtungen über *Nicolae Iorga* und die Juden an. Die Osmanen werden in zwei Texten angesprochen: Der eine stammt von Hans Georg Majer mit einem Strafrechtsthema über osmanische Schejchülislame, der andere von Fikret Adanır handelt über die Militärdienstpflicht der Nichtmuslime in spätosmanischer Ära. Ausgiebigen Raum finden in dieser Festschrift die Rumänen: Felix Karlinger referiert über die Rolle des Baumes in der Volkserzählung der Rumänen; Helmuth Frisch greift das Thema der rumänischen Ethnogenese auf; George Cioranescu berichtet über eine Adelsreise durch die rumänischen Fürstentümer aus der Zeit des Organischen Reglements; Klaus Heitmann beleuchtet den deutschen Rumänien-Diplomaten *Emil von Richthofen*; Dan Berindei widmet sich den deutsch-

Bücher- und Zeitschriftenschau

rumänischen Wirtschaftskontakten der vergangenen 150 Jahre; Lothar Maier schildert das Schicksal eines englischen Abenteurers in der rumänischen Politik 1875/1876. Die Jugoslawen kommen nur in einem Beitrag zur Sprache, bei Ion Chițimia, der das Echo *Vuk Karadžić's* und der serbokroatischen Volkslieder bei *Adam Mickiewicz* behandelt.

Diesen weitgespannten Bogen ausgiebig zu kommentieren, bedürfte großen Raumes. Die meisten Artikel liefern informative Kleinbausteine über südosteuropäische Themen, die Betrachtung über sie bleibe dem interessierten Spezialisten überlassen. Allein drei Beiträge scheinen gemäß dem Titel mehr als Ergänzendes anzusprechen, also Fragen, die dem Fortschritt der Wissenschaft im engsten Sinne dienen. Der erste Artikel ist jener von Maria Todorova, die die Aufmerksamkeit auf den *nucleus* der Gesellschaft lenkt, auf die Familie. Angesichts der zahllosen, für den europäischen Mittelweg untypischen Phänomene in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur des Balkans stellt sich in der Tat die Frage, inwieweit nicht die organisierte Kleingruppe (einerlei ob Klein- oder Großfamilie) hier einen wesentlich höheren Gestaltungswert für den Geschichtsverlauf besitzt als bisher angenommen. Weitere Forschungen in dieser Richtung versprechen fruchtbare Anregungen. Die Ausführungen Wolfgang Gesemanns enttäuschen angesichts des verheißungsvollen Titels jedoch: Das angesprochene „Kulturmodell“ der neuzeitlichen Entwicklung bei den Bulgaren bleibt ziemlich blaß und fragmentarisch. Schließlich sei auf Hemuth Frisch' Betrachtungen über die Ethnogenese bzw. Sprachformung bei den Rumänen des Mittelalters hingewiesen. Im Résumé über dieses umstrittene Thema, dem trotz Ineinanderwirkens archäologischer, linguistischer und historischer Hilfe nur ungenügend beizukommen ist, kommt der Autor darauf zurück, daß die vor ca. 100 Jahren gezogenen Schlüsse Robert Roeslers nicht so abwegig sind, wie sie oft dargestellt wurden. Somit ist in dieser Frage doch kein neuer Aspekt sichtbar gemacht worden.

Graz

Harald Heppner

In Search of Central Europe. Ed. by George Schöpflin and Nancy Wood. Oxford: Polity Press 1989. 221 p.

In the British media the change is already quite perceptible. Poland, Czechoslovakia, and Hungary are now frequently referred to as 'Central Europe', whereas a few months ago (this is being written in February 1990) they were all unequivocally part of 'Eastern Europe'. If Central Europe is being resurrected then we need to have idea of what the term means. This would have made Schöpflin and Wood's book important even if it had not included essays of such an extraordinary high quality. In part this is not surprising as Schöpflin has accumulated an impressive array of talent, though Hugh Seton-Watson's essay sadly serves to remind us yet again of how much we miss his wide-ranging knowledge and his gentle wisdom.

All the essays centre on the theme of how Central Europe may be defined. Csaba G. Kiss suggests that it is a frontier zone and as such is fluctuating,

though it always has two distinct components: the Germans and the others. Predrag Matvejevic also hints at a border, and reminds us that Central Europe should not be distinguished from the old religious border, the 'Jagellonian Shield', which marked Christian Europe off from the barbarians to the east. The same author then wonders whether Central Europe may be defined by style, that it is really coterminous with the extent of Biedermeier. In a masterly piece Timothy Garton Ash quotes György Konrád's equating of Central European consciousness with the refusal to accept the clichés propounded by the 'system'.

A number of essays focus on Milan Kundera's seminal essay, 'The Tragedy of Central Europe', first published in the *New York Review of Books* in 1984. There Kundera argues that in the nineteenth century west European culture became infatuated with Russia, primarily through the influence of the great Russian novelists. After 1917 in Russia that strand of Russian culture which rejects westernism reasserted itself and after 1945 this system smothered Central Europe. Western Europe turned a blind eye, most particularly in 1953, 1956, 1968, and 1980–81. Central Europe was thereby eclipsed, a victim of both western Europe and Russia. This argument is hotly contested by other contributors who cannot accept that the demise of Central Europe was not, in part at least, the fault of the central Europeans themselves. Egon Schwarz reminds Kundera that the repression of the Poles in the nineteenth century was the work of Austrians and Prussians as well as of Russians. He also notes that much of Central Europe's suffering was the result of one of its own children: *Adolf Hitler*. Milan Šimečka sadly recalls that in Czechoslovakia after 1968 many Czechs seemed quite happy to do the Russians' dirty work, and he cannot agree with Kundera and Mihály Vajda both of whom insist that Russia must be excluded from Central Europe in the future: 'the haughty rejection of the East's involvement in the future of Europe', Šimečka writes, 'could well lead to a catastrophe of a different kind'. (p. 181) At present the tide of events seems to be flowing in Kundera's and Vajda's direction, and we seem, thank goodness, far from the pessimism of *Joseph Brodsky* who, *Czesław Miłosz* recalls, preferred to speak not of 'Eastern Europe' but 'Western Asia'. (p. 116)

Wherever and whatever Central Europe might be, it is back with us. We need to go in search of it. In that search our best guides will not be social scientists giving us cross sections of the 'system', but historians with their sense of how the area has evolved and where it might rediscover the roots rudely torn up after the Second World War. Schöpflin and Wood have assembled an excellent *Bädecker* for this difficult, intriguing, and exhilarating search.

Canterbury

Richard Crampton

Matanov, Christo – Rumjana Michneva: Ot Galipoli do Lepanto. Balkanite, Evropa i osmanskoto našestvie 1354–1571 g. – Sofija: Nauka i izkustvo 1988. 357 S. [Von Gallipoli bis Lepanto. Der Balkan, Europa und die osmanische Eroberung, 1354–1571.]

Die Rückerinnerung an die Jahrhunderte der osmanischen Fremdherrschaft ist im Bewußtsein der Balkanvölker, die ihre nationale Identität vornehmlich dem erfolgreichen Türkenkampf des 19. Jahrhunderts verdanken, durchweg mit negativen Klischees besetzt. Selbst die moderne Geschichtsschreibung in den Ländern Südosteuropas hat sich bis heute nur schwer diesen vorgegebenen Denkmustern und Bewertungskriterien entziehen können. Thematische Schwerpunkte bei der Erforschung der Türkenzeit bilden nach wie vor die Leidensgeschichte des eigenen Volkes und herausragende heroische Widerstandsleistungen in einem jahrhundertelangen Abwehrkampf gegen Willkürherrschaft und brutale Unterdrückung. Plädoyers für eine Versächlichung der Diskussionen und für eine grundsätzliche Umorientierung der Forschungsperspektive, wie sie u. a. die moderne Osmanistik anzubieten hätte, finden in der breiteren Öffentlichkeit immer noch zu wenig Resonanz. Gegenüber der überwuchernden Phantasie eines ererbten Volkszornes haben die Fachhistoriker mit ihren eher ernüchternden Bestandsaufnahmen des Türkenproblems weiterhin einen schweren Stand.

Umso mehr Beachtung verdient das neue gemeinsame Unternehmen zweier bulgarischer Autoren, die sich zu einer Gesamtdarstellung der osmanischen Eroberung der Balkanhalbinsel während der ersten beiden Jahrhunderte (1354–1571) zusammengetan haben. In ihren methodischen Vorüberlegungen (S. 5–10) kündigt sich ein erfreulicher Paradigmawechsel an. Es geht den beiden Verfassern nicht mehr nur um eine minutiöse Rekonstruktion der wesentlichen äußeren Abläufe aus der Sicht der betroffenen christlichen Bevölkerung. Sie versuchen, die wechselnden Phasen der militärischen und diplomatischen Auseinandersetzungen an der Türkenfront aus den jeweiligen gesamteuropäischen Verflechtungen zu verstehen, sie untersuchen die gesellschaftlichen Voraussetzungen und die Folgen des militärischen Geschehens und sie fragen nach den tieferen Ursachen der osmanischen Erfolge. Die Kapiteleinteilung trägt dem Wechselspiel der Kräfte auf dem südosteuropäischen Kriegsschauplatz Rechnung. Sie orientiert sich an den Höhepunkten der militärischen Konfrontation vom ersten Auftreten der Osmanen auf dem europäischen Kontinent bis zur Seeschlacht von 1571, die allerdings in ihrer zukunftsweisenden militärischen Bedeutung wohl etwas überschätzt wird.

Das erste Kapitel „Von Asien nach Europa“ (S. 11–51) behandelt die Anfänge der osmanischen Eroberungspolitik von der Besitznahme Gallipolis (1354) bis zur Schlacht an der Marica (1371), das zweite Kapitel „Osmanische Vasallen (bis 1402)“ schildert die Eroberungszüge auf der östlichen Balkanhalbinsel bis zur Schlacht von Ankara (S. 52–96), das dritte Kapitel „Die Kreuzzugs-idee und die osmanische Eroberung (bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts)“ ist den gescheiterten abendländischen Entsatzunternehmungen von Nikopolis (1396) und Varna (1444) gewidmet, das vierte Kapitel „Von der Krise bis zum Apogäum“ (S. 144–188) führt die Darstellung bis zur Eroberung Konstantinopels 1453. Die folgenden vier Kapitel, für die Frau Michneva verantwortlich

zeichnet, befassen sich mit dem osmanischen „Zug nach Westen“, d. h. mit dem Ausgreifen in die westliche Balkanhalbinsel (Peloponnes, Adria- und Donauraum) in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (S. 189–247), mit den Auswirkungen der osmanischen Erfolge in den peripheren Randzonen und der sich daraus ergebenden Neuformierung des europäischen politischen Spektrums (S. 248–288): „Imperien, Vasallen und Nachbarn (Mitte des 15. Jahrhunderts – 30er Jahre des 16. Jahrhunderts)“ und mit der Vorgeschichte von Lepanto (S. 289–319). Das abschließende Kapitel „Lepanto, die Balkanhalbinsel und die Bulgaren“ (S. 320–349) erläutert kurz den Schlachtverlauf selbst und bringt interessante Details – insbesondere auch aus dem kirchlichen Umfeld (Patriarch *Mitrofan*) – zu den Rückwirkungen dieses spektakulären Ereignisses auf die Balkanvölker.

Die Darstellung der Autoren profitiert von einer erstaunlich breiten Kenntnis der aktuellen internationalen Forschungsliteratur. Braudels Konzeption der mediterranen Welt dient wiederholt als Bezugsrahmen und Interpretationsmodell. Daneben verleugnen die Verfasser keineswegs ihre nationale Herkunft und auch nicht ihre marxistische Schulung, die sie in der hektischen Abfolge der Ereignisse immer wieder nach den verborgenen Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklungen suchen läßt (S. 8f., S. 50f., S. 92ff., S. 144ff. und in der abschließenden Bemerkung S. 350–357). Der erfolgreiche Vorstoß der Osmanen ist ihrer Meinung nach nicht einer überlegenen neuen Kriegstechnik zuzuschreiben, sondern eher als zwangsläufige Folge einer besonderen historischen Konstellation zu verstehen. Sie ist gekennzeichnet durch die Auswirkungen spätfеudaler Entwicklungsprozesse innerhalb der damaligen christlichen Staatenwelt, die zu keiner geschlossenen Abwehrfront mehr gegenüber der aus dem Osten drohenden Gefahr fähig war und mit den überholten Ritterheeren auch keine schlagkräftige Streitmacht ins Feld zu führen hatte. Die Autoren greifen wiederholt zu dem mißverständlichen Begriff der „asiatischen Eroberer“ und neigen dazu, in Anlehnung an das von Frau Pletneva gezeichnete Entwicklungsmodell mittelalterlicher nomadischer Gesellschaften (Moskau 1982) die Stoßkraft des nomadischen Elementes in der Anfangsphase überzubewerten (S. 21ff.). Den Weg zur imperialen Reichsbildung haben erfolgreiche Adaptionen an christlich-byzantinische institutionelle Vorbilder (S. 186ff.) geebnet. Folgerichtig wird daher von den Verfassern die Krise des Staates nach der Niederlage gegen *Tamerlan* mit den „Kinderkrankheiten“ des frühfeudalen Systems in Zusammenhang gesehen, denen die Osmanen durch den „Feudalisierungsprozeß“ auf dem europäischen Festland im Übergang von der patriarchalischen Ordnung zum mittelalterlichen Klassenstaat ausgesetzt waren (S. 144ff., S. 186ff.). Die Stärke der Arbeit liegt sicher weniger in solchen Interpretationsversuchen, die sich einer sehr abstrakten Begrifflichkeit bedienen müssen, sondern in der umsichtigen Aufbereitung eines immensen Faktenmaterials zur Frühgeschichte des osmanischen Reiches in Südosteuropa. Leider läßt die äußere Aufmachung und die Druckqualität des Bandes einige Wünsche offen, außerdem vermißt der Leser eine übersichtliche Zusammenstellung der in den Anmerkungen nachgewiesenen Forschungsliteratur und insbesondere die notwendigen Indices.

München

Edgar Hösch

Todorov, Nikolaj – Asparuh Velkov: Situation démographique de la Péninsule balkanique (fin du XVe s. – début du XVIe s.). Sofia: Ed. de l'Académie Bulgare des Sciences 1988. 312 S., 4 Faks., 1 Kt.

Die vorliegende Arbeit der beiden bulgarischen Historiker basiert auf einem osmanischen Register der kopfsteuerpflichtigen, d.h. nicht-muslimischen Haushalte (*cizye defteri*) aus den Beständen der orientalischen Abteilung der bulgarischen Nationalbibliothek „Kyrill und Method“ für die Jahre 1490 und 1491. Die Aufarbeitung des Defters (Transliteration und Übersetzung) besorgte A. Velkov, der einleitende analytische Teil stammt von N. Todorov, welcher Teile des Defters bereits in einem früheren Artikel verwendet hat¹).

Bedeutsam ist das vorliegende *cizye defteri* zum einen aufgrund seines Alters, zum anderen durch seinen Umfang, da es fast sämtliche Balkangebiete²), die sich zu diesem Zeitpunkt unter osmanischer Herrschaft befanden, erfaßt³). Neben den kopfsteuerpflichtigen Haushalten enthält es auch neu hinzugekommene (*nevyafte*), zwischenzeitlich verstorbene (*mürdegân*) und zum Islam übergetretene (*müslüman şüde*) Personen. Im Gegensatz zu späteren Deftern dieser Art unterliegen im vorliegenden auch Witwen (*bive*) der *cizye*.

Der Transliteration in arabischer Schrift sind bedauerlicherweise nur vier Seiten Faksimile beigelegt. Die französische Übersetzung läßt einige Termini („günder“ (wohl *gönder*), *nize* (?)) unerklärt. Der geographische Index ist einigermaßen zuverlässig, soweit die bulgarischen Gebiete betroffen sind, dagegen äußerst lückenhaft, was andere Gebiete angeht⁴).

Im Einleitungsteil (S. 7–36) gibt N. Todorov einen umfassenden geschichtlichen Überblick über die osmanische Administrativeinteilung in der europäischen Reichshälfte und geht anschließend auf die demographische Entwicklung auf der Balkanhalbinsel von der Wende des 16. Jh.s bis zum 19. Jh. ein. Er hebt zu Recht den bevölkerungsstatistischen Wert der osmanischen Steuerregister hervor, ohne dabei ihre Beschränkungen (Erfassung erfolgt nach Haushalten, Nichtsteuerpflichtige werden nicht erfaßt) zu verkennen. Aus guten Gründen verzichtet er darauf, mit absoluten Bevölkerungszahlen zu operieren, da die osmanischen Register hierfür keine ausreichende Grundlage liefern können.

¹) Za demografskoto sästojanie na Balkanskija poluoströv prez XV–XVI v., *Godišnik na Sofijskija universitet, Filosofski-istoričeski fakultet* 53 (1960) Nr. 2, S. 193–226.

²) Nicht verzeichnet sind Teile des *sancaks* Silistria.

³) Hinzu kommen Gebiete auf der Krim, im *vilayet* Anadolu, den ägäischen Inseln (Lesbos) und im Pontusgebiet (Trabzon, Rize).

⁴) Viele der als „non-attesté“ bezeichneten Orte sind durchaus bekannt. Einige Beispiele: Babingos = Papingos (Epirus); Çatalca = Prača (Bosnien), „Bogaz-ï ömri“ = Pale (Bosnien), Uskopye = Uskoplje (Herzegowina) etc. Die geographischen Vorstellungen des Verfassers des Registers muten zuweilen eigenartig an: „Karaman“ ist eine „région historico-géographique dans l'Asie centrale“, „Pogoniani“ ein „village dans la région de Ioannina, Yougoslavie“.

Die tabellarischen Übersichten fußen vornehmlich auf den Angaben der osmanischen Quellen. Tabelle 1 (S. 12–20) gibt eine Synopse der im publizierten *cizye defteri* enthaltenen Daten, Tabelle 2 (S. 22–27) eine Auflistung nach *sancaks*, Tabelle 3 eine Übersicht der Bevölkerungsdichte (oder besser gesagt *hane*-Dichte) in den einzelnen *sancaks* der Balkanhalbinsel, wobei Todorov davon ausgeht, daß die *sancak*-Grenzen aufgrund der vorhandenen Dokumentation hinreichend genau bestimmt werden können. Weitere Tabellen basieren z. T. auf Vergleichen mit Angaben aus den Arbeiten von Ö. L. Barkan, T. Gökbilgin und F. Akbal.

Das Ergebnis, das sich aus diesen Vergleichen ziehen läßt, ein durch natürliches Bevölkerungswachstum nicht ohne weiteres begründbares kontinuierliches Ansteigen des Anteils der muslimischen Bevölkerung bis ins 19. Jh., läßt Todorov auf die Frage der Islamisierung eingehen. Zwar verzichtet er darauf, das etwas überstrapazierte Problem der Zwangsislamisierung⁵⁾ zu diskutieren, und insistiert auf der Bedeutung der freiwilligen Konversion („conversion *bénévole*“; hierfür liefert auch das vorliegende *cizye defteri* zahlreiche Beispiele) und deren fatalen Folgen für das nationale Bewußtsein.

In diesem Zusammenhang wird die Argumentation etwas weniger abgewogen als in den vorangehenden Abschnitten. Für „une thèse universellement reconnue“ werden Gelehrte wie H. A. Gibbons und René Grousset⁶⁾ als Zeugen angeführt, obgleich deren Autorität in bezug auf die Ursprünge des Osmanenstaates keineswegs mehr so unumstritten ist, als es Todorov glauben machen möchte. Todorovs Kritik an nationalistischen türkischen Historikern ist sicher nicht ohne Berechtigung. Für eine Assimilationspolitik, wie sie hier dem Osmanenstaat vorgeworfen wird, gab es jedoch im Jahre 1988, in dem dieser Band erschienen ist, anderswo weitaus drastischere Beispiele. Ansonsten kann man dem Verfasser nur zustimmen, wenn er fordert: „... il ne faudrait pas examiner l'histoire de l'Empire ottoman [...] dans l'optique de la seule histoire de la Turquie contemporaine ou des autres Etats balkaniques, mais surtout à la lumière de l'évolution historique de l'ensemble des peuples des Balkans et même de l'Asie mineure.“

Birmingham

Johann Strauss

Národnostná otázka v Európe. Spoločensko-politický problém 17. – zač. 20. stor. Bratislava: Veda 1986. 117 S. (Slovanske štúdie. 26–1) [Die Nationalitätenfrage in Europa. Das gesellschaftlich-politische Problem vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.]

Dieser Themenband der von der Slowakischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift enthält 6 Untersuchungen und einen Literaturbericht: die in verschiedener Weise mit die Nationalitätenfrage angehen.

⁵⁾ Über die hierfür angeführten, höchst zweifelhaften Dokumente s. Machiel Kiels lange Anmerkung in: *Art and Society in Bulgaria in the Turkish Period*. Assen 1985, S. 5 ff.

⁶⁾ René Grousset (gest. 1952) wird als „un des éminents chercheurs contemporains“ (S. 32) vorgestellt.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Ins 17. Jahrhundert zurück greift Květoslava Kučerová (S. 7–30), die gut lesbar den Forschungsstand über „Juraj Križanić und die Idee der slawischen Einheit“ zusammenfaßt. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, *Križanićs* Auffassung stärker in den von dem slowakischen Literaturhistoriker Rudo Brtaň so genannten „barocken Slawismus“ einzupassen, doch mindert das nicht den Wert dieses Literaturberichts, der die verstreut erschienenen Forschungen zusammenfaßt.

Sicherlich haben wir es bei *Križanić* nicht mit der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts zu tun, die die übrigen Aufsätze behandeln. Milan Šmerda untersucht allgemein mit dem Schwerpunkt auf dem – Ungarn einbeziehenden – ostmitteleuropäischen Raum die Rolle von Staatspatriotismus und nationaler Ideologie bei der „Entstehung der modernen Nationen und ihrer Ideologie“ (S. 31–44). Er unterscheidet „Staatsvölker“ und „Sprachvölker“ und belegt vor allem am tschechischen Beispiel, daß letztendlich nicht die Sprache, sondern der „gesellschaftliche Prozeß“ entscheidend die Konstituierung der modernen Nationen beeinflußt hat.

Tatjana Ivantyšynová untersucht anhand der von A.A. *Kraevskij* herausgegebenen Zeitung *Golos* die Haltung der russischen Liberalen zur Einführung des Dualismus in der Habsburgermonarchie (S. 45–61). Die Liberalen sahen die Problematik distanzierter und objektiver als die Slawophilen, doch fehlten ihnen zugleich die unmittelbaren Kontakte mit Tschechen und Slowaken sowie den übrigen Slawen der Monarchie, bis deren Teilnahme am Moskauer Slawenkongreß 1867 die Verbindungen zur russischen Journalistik stärkte.

Die Haltung Serbiens zu den nationalen Befreiungskämpfen in Österreich-Ungarn zu Beginn des 20. Jahrhunderts behandelt Milan Krajčovič (S. 62–86) auf der Grundlage von Archivstudien. Er weist die Internationalisierung der nationalen Emanzipationsbewegungen im historischen Ungarn (einschließlich Siebenbürgen und Kroatien-Slawonien) nach, wie sie ihren Ausdruck u. a. in den politischen Koalitionen verschiedener Nationalitäten fand. Sie wurden dabei von Serbien unterstützt, daß sich nach dem Umsturz 1903 von der österreichisch-ungarischen Politik emanzipierte und im Zollkrieg bis 1911 auch wirtschaftlich unabhängig wurde.

Josef Kolečka behandelt in Fortführung früherer Arbeiten Nationalitätenfrage und internationale Politik im Programm der Internationalen Arbeiterassoziation 1864–1866 (S. 87–99). Abschließend gibt Vojtech Kopčan eine Übersicht der jugoslawischen Forschungen zu den nationalen Befreiungskämpfen und den Aufständen der Balkanvölker gegen die osmanische Macht an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert (S. 100–110). Der sorgfältig redigierte Band wird durch ein Personenregister erschlossen.

Herne

Wolfgang Kessler

Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Alexander Duțu, Edgar Hösch und Norbert Oellers. Essen: Reimar Hobbing 1989. 385 S.

Die 1979 auf einer Tagung des Studienkreises für Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa gehaltenen Referate wurden in sechs Abschnitten zusammengefaßt, von denen der erste, aus drei unterschiedlich langen Beiträgen bestehende die Überschrift trägt „Kulturelle, literarische und wissenschaftliche Kommunikation“. Norbert Oellers (Bonn), der durch zahlreiche Veröffentlichungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte bekannt wurde, widmet seinen einführenden Beitrag dem Brief als Mittel der Kommunikation und führt den Leser durch eine Auswahl der Briefsteller-Literatur des 18. Jh.s. László Sziklay (1911–1987), der sich Jahrzehnte hindurch mit der Erforschung interethnischer Kulturverflechtungen im pannonischen Raum beschäftigte, untersucht die periodenabhängigen Stilrichtungen, die infolge der hier auftretenden Phasenverschiebungen zu Überschneidungen und Mischformen der Stilarten führten. Seine Betrachtungen erstrecken sich daher vom 17. bis ins 19. Jahrhundert, erfassen aber nicht nur ungarische Adlige, sondern auch Männer der Wissenschaft, wie *B. Kopitar*, der sich als Zensor griechischer Bücher „auch um die Gründung einer griechischen Schule in Wien bemüht“ hatte. (S. 45). Der Kulturhistoriker Günter Mühlpfordt (Halle) hatte sich durch die eingehende Erforschung der Geschichte der Reformation und der deutsch-slawischen Beziehungen einen Namen gemacht. Er widmet seinen umfangreichen Aufsatz „Kulturbriefe, Briefschriften, Briefbund“ dem Polyhistor *Abraham Jakob Penzel* (1749–1819), der in Krakau, Laibach, Triest, München und Halle teils als Erzieher, teils als Gymnasial-Professor oder Privatgelehrter tätig war und als Lektor an der Universität Jena starb. Dieser „Globetrotter der Aufklärung“, wie ihn Mühlpfordt nennt, reiste auf Schusters Rappen durch weite Teile Ostmittel- und Südosteuropas und verfaßte zahlreiche Briefe, in denen sich das „nationale Erwachen“ der West- und Südslawen spiegelt. *Penzel*, ein Philhellene und Sammler von Volksliedern, stand mit *Goethe* und anderen Größen seiner Zeit in regem Gedankenaustausch. Seine umfangreichen Fremdsprachenkenntnisse – Polnisch und Französisch standen an der Spitze der von ihm beherrschten 41 Fremdsprachen (!) – erschlossen diesem skurrilen Vielschreiber einen weitverzweigten Bekanntenkreis. Mangels Gliederung des umfangreichen Aufsatzes über diesen „gelehrten Sanscülotten“ wird es dem Leser nicht leicht gemacht, den Gedankengängen des Verfassers zu folgen.

Die unter der Kapitelüberschrift „Historische Quelle“ im Inhaltsverzeichnis aufgeführten vier Beiträge befassen sich mit Briefen zum Reformwerk *Josephs II.* (Wangermann), den Korrespondenzen zwischen dem kurländischen Dichter *Ulrich von Schlippenbach* und *Friedrich Perthes* (Waltraud Rosenberg), mit Briefen preußischer Beamter nach der dritten Teilung Polens in Warschau (Kozielek) und mit „Europäischen Gegebenheiten im Spiegel rumänischer Briefe“ (A. Duțu). Letztgenannter wurde durch zahlreiche Veröffentlichungen moderner Forschungsrichtung bekannt und versteht auch hier eine repräsentative Auswahl von Briefschreibern aus den Donaufürstentümern und aus Siebenbürgen ins Rampenlicht zu rücken. Bei der Erwäh-

nung der Briefe *Mihail Kogălniceanus* vermißt man allerdings den Hinweis auf die Beschreibung der progressiven Wirtschaftsweise in der Bukowina und Galizien und das moderne Stadtleben von Czernowitz, wohl eine Konzession an die damaligen chauvinistischen Tendenzen der Ära *Ceauşescu* (S. 183).

In den Kapiteln „Wissenschaftsaustausch“ und „Korrespondenzen“ werden die Briefschaften *August Ludwig Schlözers* und *P.J. Šafaříks*, *Stephan Ludwig Roths*, der Söhne von *Dinicu Golescu* und schließlich *Vuk Stefanović Karadžićs* im Kontext mit den geistesgeschichtlichen und politischen Strömungen ihrer Zeit charakterisiert. Unklar bleibt, warum die Beiträge, die eindeutig dem Wissenschaftsaustausch dienten, wie der von Strachinja K. Kostić über *Karadžić* und der von Carl Göllner über *Roth*, in das wenig aussagekräftige Kapitel „Korrespondenzen“ eingereiht wurden.

Daß bei der Planung der Konferenz über „Briefwechsel als Quelle der Kulturbeziehungs-forschung“ eine klare Konzeption der zu behandelnden Stoff-masse fehlte, geht auch aus den folgenden, aufgesetzt wirkenden Kapitel-überschriften hervor: „Korrespondenzkreise“ und „Quellenkunde“. Jerzy Wojtowicz behandelt in seinem kurzen Beitrag „Korrespondenz-zirkel als Kommunikationsgruppen im Zeitalter der Aufklärung“ (S. 271–282) ein noch wenig erforschtes Kapitel der Kommunikationswissenschaft, doch schon bei den Aufsätzen von Henryk Rietz „Ignacy Krasickis Briefpartner“ und Hubertus Neuschäffer „Der Emkendorfer Kreis und sein Briefwechsel“ treten die kommunikationswissenschaftlichen Kategorien fast völlig in den Hintergrund.

Im Kapitel „Quellenkunde“ sind schließlich nur zwei Beiträge enthalten: Nina Kozłowski behandelt die Korrespondenzen der „Großen Emigration“ in der Bibliothèque Polonaise in Paris und Wolfgang Kessler, dem die Redaktion des Bandes oblag, versucht eine zusammenfassende Wertung unter dem Titel „Brief und Briefwechsel im 18. und 19. Jahrhundert als Quelle der historischen Kulturbeziehungs-forschung“. Die Ratlosigkeit des Redakteurs läßt er durch den Untertitel deutlich werden: „Einige Anmerkungen“.

Ein Anhang mit einigen wenigen bibliographischen Angaben und Namens-verweisen sowie ein Register, in dem aus ungeklärten Gründe auch die Orts- und Personennamen aus Band II eingearbeitet wurden, der erst noch erscheinen soll, beschließen den Sammelband.

München

E. Turczynski

Ciachir, Nicolae: Istoria popoarelor din sud-estul Europei în epoca modernă (1789–1923). Bucureşti: Ed. ştiinţifică şi enciclopedică 1987. 405 S. [Geschichte der Völker Südosteuropas in moderner Zeit.]

Wer eine „Geschichte der Völker Südosteuropas“ schreibt, muß sich be-wußt sein, welch großes Wagnis er unternimmt, sonst scheitert er, denn dieses Vorhaben ist alles andere denn einfach. Eine Geschichte Südosteuropas kann man nach dreierlei Arten verfassen: Entweder man häuft die wesent-lichsten Fakten mehr oder weniger logisch zu einem Werk mit linear-deskrip-tivem Inhalt zusammen, oder man hebt die wesentlichsten Probleme hervor, die sich bei weitem nicht allein mit Faktogrammen darstellen und plausibel

machen lassen, oder man versucht, das Schwergewicht auf die Verständlichkeit des Dargebotenen zu legen, also die Gleichheiten, Ähnlichkeiten oder Andersheiten südosteuropäischer und anderer Geschichte aufzuzeigen. Zweifellos darf ein Leser dieses Buches annehmen, daß es gemäß dem Titel in der Tat die Völker in den Vordergrund stellt und nichts anderes, weiters daß auch wirklich von Südosteuropa die Rede ist. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Fehler dem Autor oder dem Verlag anzulasten ist – jener Fehler nämlich, daß der Titel dem Inhalt nicht entspricht. Wenn auch vereinfacht, muß man festhalten, daß in dem vorliegenden Werk von den Völkern eher beiläufig die Rede ist: dominant sind Regierungen, Personen, Sachverhalte, Einzelfakten. Weiters, daß keineswegs durchgehend Südosteuropa behandelt wird, sondern fast ausschließlich nur die Balkanländer und Rumänien (das sich doch nicht zum Balkan gezählt sehen möchte!). Schließlich fällt auf, daß Rumänisches breitere Aufmerksamkeit findet als anderes. Zu diesem Manko an Thematischem kommen noch sachliche Irrtümer oder Einseitigkeiten, die den Eindruck keineswegs verbessern: z. B. hatte Laibach/Ljubljana nicht ab 1596 eine Universität (S. 26), ist „Slowenien“ nicht identisch mit „Slawonien“ (S. 118), wurde die Matica Srpska nicht in Novi Sad (S. 394), sondern in Budapest gegründet, läßt sich Österreichs Rolle in der vorliegenden Periode keinesfalls auf die einer landgierigen Großmacht reduzieren (passim) usw. Der in der englischen Zusammenfassung genannte Titel „Geschichte Südosteuropas und seiner Beziehungen zum rumänischen Volk“ entspricht zwar weit eher dem Inhalt, unterstreicht aber den Eindruck, daß sich der Autor nicht bewußt war, welches Wagnis er einging, oder daß er sich darüber hinwegsetzte.

Im ersten Kapitel ist sehr breit von „Problemen der Historiographie“ die Rede (20 Seiten Rumänien, 14 Seiten andere Länder betreffend), wobei vornehmlich aufgezählt, aber nicht gewertet wird. Das zweite Kapitel bietet einen Rückblick auf die Geschichte Südosteuropas seit dem Vorstoß der Osmanen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; die Auswirkungen der osmanischen Herrschaft auf die Völker (!) bleiben blaß und unkonkret. Das dritte Kapitel behandelt die Periode von 1804 bis 1829. Ausgehend vom Ersten serbischen Aufstand wird auf die Donaufürstentümer umgeschwenkt, die 1821 eine „Revolution“ versuchten; der griechische Befreiungskampf taucht nur im Hintergrund auf, vergleicht man ihn mit den Ausführungen über Details des russischen Feldzuges 1828/1829. Das vierte Kapitel ist dem Abschnitt von 1830 bis 1848 gewidmet. Es beleuchtet in einem Rundblick die internationale und nationale Lage am Balkan; eigenartigerweise fehlen nähere Angaben zur ersten Reformära in der Walachei und Moldau (Organisches Reglement). Kapitel fünf schildert die Epoche von 1848–1875. Von revolutionären Entwicklungen im außerosmanischen Bereich außer betreffs die habsburgischen Rumänen erfährt man recht wenig, das Unterkapitel über den eher belanglosen montenegrinisch-osmanischen „Krieg“ 1862 beinhaltet u. a. die 60er und 70er Jahre, aber auch die Fusion der beiden Donaufürstentümer. Die internen, d. h. Entwicklungsprobleme der Staaten und Völker werden von diplomatiegeschichtlichen Substanzen weitgehend verdeckt. Kapitel sechs widmet der Orientkrise von 1875–1878 breitesten Raum. Auch hier zeigt sich eine sehr uneinheitliche Linie in der Darstellung: Von den 62 Seiten dieses Abschnittes entfallen allein 27 Seiten auf rein militärische Angelegenheiten (Armeestär-

ken, Kalibergrößen, Aufmärsche und Gefechte). Das siebte Kapitel betrifft die Zeit von 1878–1908. Politische Konflikte kommen zur Sprache, doch fehlt der Blick auf das internationale Gewicht der Balkanfrage, um das Verhalten der Großmächte wirklich zu erklären, ebenso wie der Blick auf die zahllosen internen Adaptionsschwierigkeiten der jungen Nationalstaaten. Das achte Kapitel behandelt die Zeit von 1908 bis 1914 und verliert sich noch mehr als Früheres in diplomatiegeschichtlichen Details. Der neunte, letzte zeitbezogene Abschnitt befaßt sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs und seiner Folgen bis 1923. Nach einem kurzen Blick auf die Historiographie kommt der Kriegsverlauf in Kürze zur Sprache, gefolgt von den diversen Friedensverträgen; eine Schlußfolgerung bleibt allerdings aus. Dafür gibt es ein zehntes Kapitel mit dem Titel „Geistiger Beitrag Südosteuropas“. Auf den 14 Seiten finden sich Marginalien zur Geschichte des Schulwesens, zur Baukunst, zur Literatur, jedoch nur Rumänien betreffend.

An der Arbeit zu loben ist, daß sie sich bemüht, viel Literatur einzubringen, auch Nebenschauplätze der Entwicklung wie z. B. Albanien und Montenegro zu berücksichtigen und durch Detailforschung da und dort Ergänzungen vorzunehmen. Im ganzen aber fehlt die Erkenntnis, was für das Thema wichtig und unwichtig ist; sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Komponenten kommen selten und nur am Rande zur Sprache, der kulturelle Bereich wird bestenfalls angerissen. Somit kann dieses Buch Ciachirs keine neuen Wege weisen, wie man die Geschichte der Völker Südosteuropas schreibt – die Aufgabe wartet weiter auf denjenigen, der sie neuerlich wagt.

Graz

Harald Heppner

Gunev, Georgi – Ivan Ilčev: Uinstǎn Čărčil i Balkanite. Sofija: Izd. na Otečestvenija front 1989. 276 S. [Winston Churchill und der Balkan.]

„Niemand“, so war 1990 in einer bundesdeutschen Tageszeitung zu lesen: „hat es seinem Biographen so leichtgemacht wie Winston Churchill: Er hat ihm alle Arbeit abgenommen. Schon der Kriegsberichterstatter berichtete über den Berichterstatter viel mehr als über den Krieg und seine Historien des Ersten und des Zweiten Weltkriegs sind Bruchstücke einer großen Konfession.“¹⁾ In autobiographischer und biographischer, vor allem auch in historiographischer Hinsicht war der Boden also gut bereitet für das hier anzudeutende Unternehmen zweier Dozenten der Historischen Fakultät der Sofijoter Universität. Aber dem 1987 in die USA emigrierten Georgi Gunev und seinem jüngeren Kollegen Ivan Ilčev, Sohn des bekannten Historikers und Wissenschaftspolitikers *Ilčo Dimitrov*, ging es weniger um die Erweiterung des fachwissenschaftlichen Kenntnisstandes als vielmehr darum, dem dringenden Bedürfnis des bulgarischen Lesepublikums nach politisch-histori-

¹⁾ Patrick Bahners, „Er war der Held des Rückzugs. Ein nüchterner Blick auf Winston Churchill“ [Rezension des Buches von William Manchester, Winston Churchill. Der Traum vom Ruhm 1874–1932. München 1989], *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 75 vom 29. März 1990, S. 10.

schen Sachbüchern nachzukommen. Dabei haben sie jedoch den wissenschaftlichen Standard durchgängig gewahrt. Im ersten, ca. ein Drittel des Textes umfassenden Teil behandelt I. Ilčev den entscheidenden Anteil *W. Churchills* am Scheitern des Dardanellen-Unternehmens von 1915, wobei er die umfangreiche angelsächsische Fachliteratur, einige Archivalien sowie verschiedene russische Periodika herangezogen hat (S. 7–87 und S. 248–257). Im zweiten, von G. Gunev verfaßten Teil (S. 88–243, S. 258–267) wird *W. Churchills* Rolle in der britischen Außen- und Südosteuropapolitik im Zeitraum September 1938 bis Oktober 1944, also von der Münchner bis zur Moskauer Konferenz behandelt, d.h. die auch und gerade für Südosteuropa entscheidenden Konferenzen von Jalta und Potsdam und die dort unter Beteiligung *W. Churchills* erfolgten politischen Weichenstellungen fallen aus dem chronologischen Rahmen dieser Broschüre. Das vielberufene „Prozentabkommen“ zwischen *J. V. Stalin* und *W. Churchill* immerhin wird nicht nur erwähnt, sondern auch näher beschrieben (S. 230–233). Die moralische Rüge, die die beiden Autoren ihrem biographischen Objekt im „Schluß“ (S. 244–247) wegen mangelnder Sympathie für die bulgarische nationale Sache und Festhaltens an britischer Großmachtspolitik erteilen ist aus ihrer Sicht verständlich, nichtsdestotrotz völlig fehl am Platz.

Der Band verfügt über einen Anmerkungssteil (S. 248–267) sowie über ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 268–275). Druck und Papierqualität liegen zwar über dem bulgarischen Durchschnitt, doch sind 16 entweder gar nicht oder aber doppelt bedruckte Seiten selbst bei Produkten des Verlags der Vaterländischen Front (heute: Vaterländischer Bund) nicht mehr akzeptabel. Und sicher nicht zu den originellsten Ideen der Autoren und des Graphikers Atanas Vasilev zählt diejenige, den Einband dieses Buches mit der Fotografie einer erloschenen Zigarre zu zieren.

„Winston Churchill und der Balkan“ bietet dem interessierten Laien in Bulgarien zweifelsohne anspruchsvollen Lesestoff. Allerdings sei die Vermutung gestattet, daß ähnlich sorgfältig verfaßte Publikationen zu Themen wie „Stalin und Südosteuropa“, „Hitler und der Donau-Balkan-Raum“ oder gar „Georgi Dimitrov und Bulgarien“ dort (und nicht nur dort) auf noch größeres Interesse stoßen würden.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

Burkhart, Dagmar: Kulturraum Balkan. Studien zur Volkskunde und Literatur Südosteuropas. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer 1989. 327 S. (Lebensformen. 5.)

In dem Band „Kulturraum Balkan“ vereint die Hamburger Slavistin und Ethnologin eine Reihe von Studien aus den Disziplinen Volkskunde, Literatur- sowie Sprachwissenschaft, deren äußere Begrenzung der genannte geographische Raum bildet und deren innerer, im Begriff „Kulturraum“ enthaltener Konnex mit einem interdisziplinären Ansatz herausgearbeitet wird. Sie basieren teilweise auf früheren, allerdings für die vorliegende Ausgabe überarbeiteten und aktualisierten Veröffentlichungen.

In der Einleitung (S. 11–34) wird dem Leser zunächst die terminologische Vielfalt, um nicht zu sagen – das Wirrwarr, bei der Bezeichnung einer Disziplin, ihrer Teilgebiete und Aufgabenbereiche eindringlich vor Augen geführt, wofür u. a. Volkskunde, Ethnographie, Völkerkunde, Folkloristik im Gebrauch sind. Man befindet sich hier in einer Situation, die für viele empirische Wissenschaften typisch ist: Bisher wurde durchaus erfolgreich von verschiedenen Ansatzpunkten aus auf einem gemeinsamen, aber im Einzelfall aus praktischen Erwägungen unterschiedlich abgegrenzten Gebiet gearbeitet und auf diese Weise viel wertvolles Material gesammelt, dabei zeichnete sich indessen mit der Zeit immer klarer ein erhebliches Theoriedefizit ab. Diesen mittlerweile als unbefriedigend erkannten Zustand der theoretischen Basis macht der informative und detaillierte Überblick über die laufenden Diskussionen besonders augenfällig, und ihm abzuhelpen gilt der Vorschlag der Verfasserin, zunächst Ethnologie als Oberbegriff, als Summe aus Volkskunde, Völkerkunde, Ethnographie und Folkloristik zu betrachten und darunter diese gegeneinander unzureichend abgegrenzten und wohl auch nicht exakt abgrenzbaren Teilbereiche zusammenzufassen. Gleichzeitig manifestiert sich Ethnologie als autonome Wissenschaft „zur Erforschung der Kultur der Unter- und Mittelschicht, des ‚Volkes‘“ (S. 20) im Unterschied zu den andersgearteten Zielsetzungen der Soziologie oder Kulturanthropologie.

Zur Überwindung der traditionellen Zweiteilung des unmittelbaren Aufgabengebietes in die Untersuchung der Sach- oder der geistigen Kultur, die von der Sache her nicht zu rechtfertigen ist, da die Bereiche zu eng miteinander verflochten und aufeinander bezogen sind, schlägt die Verfasserin eine Differenzierung nach Sachkomplexen und Problemkomplexen vor, also letztlich die Unterscheidung in eine praxisorientierte Forschung und in eine theoretische Richtung zur Festigung des wissenschaftlichen Überbaus. Als grundlegende Problemkomplexe werden dann in Form von Oppositionspaaren vorgestellt: Tradition – Innovation; Kulturraum – Identität; Volkskultur – Massenkultur; Kulturindustrie – Kreativität; Vermittlung – Kommunikation; Gruppe – Individuum.

Nach dieser aufschlußreichen Übersicht über die Theoriediskussion folgen 16 Paradigmen zu drei Sachkomplexen aus den Disziplinen Ethnologie, Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft, wobei der Bezug der vorgelegten Studien auf eine bestimmte Region durch den Zusatz „Balkan-“ unterstrichen wird, womit auch der besondere Akzent der Untersuchungen auf dem gesamtbalkanisch-komparatistischen Ansatz erkennbar wird. Gleichzeitig werden die verschiedenen, sehr engen Bezüge zwischen den genannten Teildisziplinen der Balkanologie durch die Übernahme von theoretischen Positionen aus der Semiotik und Kommunikationstheorie verdeutlicht.

Der erste Sachkomplex „Rituelle Handlungssysteme, Glaube und Empirie, soziale Normen und Wertung“ erinnert vielleicht zunächst noch etwas an die traditionelle Beschäftigung der Volkskunde mit der Sachkultur, allerdings bestätigt sich dieser Eindruck nicht, wie die vielfältigen, über den als zu eng betrachteten Ansatz hinausweisenden Bezüge belegen. Herausgearbeitet wird gleichfalls die Dynamik der untersuchten Erscheinungen, ihr steter Wandel, ob es sich nun um die „Semiotik der Ritualbrote“ (S. 37–47), die „Maske und Verwandlung in der Tradition der Balkanländer“ (S. 48–53), die

Funktion des „Roten Schleiers zur Brautverhüllung“ (S. 54–64), den unterschiedliche Ausprägungen zeigenden „Vampirglaube(n) im Südosteuropa“ (S. 65–108) oder die noch im Sprachlichen zu erkennenden Veränderungen in der „sozialen Stellung der Frau auf dem Balkan und ihre Manifestation in semantischen Feldern“ (S. 109–145) handelt.

Der zweite Sachkomplex „Typen, Funktion und Quellen oraler Texte“ beschäftigt sich zunächst mit „Taxonomie-Problemen“ (S. 149–162), der Suche nach geeigneten Klassifikations- und Ordnungsprinzipien für den Bereich der Volksepik. Als Ansatz zur Überwindung der unbefriedigenden, meist nur eindimensionalen Ordnungsprinzipien wird eine Merkmalsmatrix gewählt, die der Spezifik des jeweiligen Werkes, der Komplexität der Gattungsbezüge und der Dynamik der einzelnen Formen am ehesten gerecht wird. Auf spezielle Probleme der Schichtung und des Funktionswandels verschiedener Genres gehen die folgenden Beiträge näher ein: „Grundfragen der südslavischen Volksepik“ (S. 163–181), „Funktionswandel balkanischer Volksballaden“ (S. 182–191), „Das ‚Hajdukovanje‘-Phänomen in differierenden bosnischen Liedern“ (S. 192–202). Der besonderen Rolle der Sprichwörter gerade auch im volkskundlichen Kontext ist der Beitrag „Parömien in der Kommunikationstheorie und der Semiotik“ (S. 203–225) gewidmet. Mit einem interessanten Kapitel von den Anfängen der deutsch-serbischen Kulturbeziehungen befaßt sich der Beitrag „Der Berliner Verlag Georg Reimer und Vuk St. Karadžić. Ein Verlagshaus als kulturhistorische Quelle“ (S. 226–236), von dem ferner der vorliegende Band herausgegeben wurde.

Im dritten Sachkomplex „Literaturgenres und ethnolinguale Phänomene“ wird zunächst der zweite im Untertitel angesprochene Bereich, die Literatur dieses Raums, zum Untersuchungsgegenstand gemacht. Schwierig bleibt die Arbeit auf diesem Gebiet, da die Konstituierung der „Balkanliteraturwissenschaft“ noch auf sich warten läßt. Daß aber dieser Bereich von den vorher behandelten nicht ohne weiteres zu trennen ist, sondern von ihnen viel profitieren kann, wird deutlich, wenn „Das künstlerische Weltmodell in Ivo Andrićs Erzählung ‚Prokleta avilija‘“ (S. 239–256) oder „1000 getötete Mädchen. Ein Gedichtzyklus von Rita Bume-Papa“ (S. 257–266) analysiert werden. Mit der konkreten Poesie, „Visuell-auditive Sprachexperimente in Jugoslawien“ (S. 266–287), nähern wir uns dem letzten Themenkreis, der Ethnolinguistik, mit den beiden Untersuchungen „Kollektiva in den Balkansprachen“ (S. 288–312) und „Semantische und pragmatische Aspekte der Reduplikation“ (S. 313–327).

Dieser anspruchsvolle Band, der die enge Verflechtung der unterschiedlichen Disziplinen in der Kulturraumforschung plastisch werden läßt, ist gleichzeitig eine geglückte Synthese verschiedener Forschungsansätze, mit denen die Verfasserin gekonnt umgeht.

Heidelberg

Klaus Steinke

Banfi, Emanuele: *Linguistica Balcanica*. Bologna: Zanichelli 1985. 294 S.

Seit Kristian Sandfelds erster Darstellung der Ergebnisse und der Probleme der Balkanphilologie oder Balkanlinguistik¹⁾ hat es eine ganze Reihe von neuen Ansätzen einer Darstellung dieser sprachwissenschaftlichen Disziplin, die eine vergleichende Darstellung von südslawischen Balkansprachen, dem Rumänischen, Albanischen und Neugriechischen zum Gegenstand hat, gegeben. Wenn auch in den ersten Jahren nach dem II. Weltkrieg kaum wesentliche Veröffentlichungen zur Balkanlinguistik vorgelegt werden konnten, so stellte der 1966 in Sofia durchgeführte I. Internationale Kongreß für Balkan- und Südosteuropa-Studien einen Neuanfang nach K. Sandfeld dar; von V.I. Georgiev und einer Reihe anderer Fachvertreter wurden die Grundfragen der Balkanlinguistik neu definiert und für die Beschäftigung mit den Sprachen der Balkanhalbinsel neue Anstöße gegeben²⁾. Seitdem sind eine Reihe von kürzeren und ausführlicheren Darstellungen zur Balkanlinguistik erschienen, so von A. Gallis³⁾, H. W. Schaller⁴⁾, G. R. Solta⁵⁾, J. Feuillet⁶⁾, P. Asenova⁷⁾ und schließlich das Werk von E. Banfi, auf das hier näher einzugehen ist.

Emanuele Banfi geht in seiner italienisch abgefaßten, *Vittore Pisani* gewidmeten Darstellung der Balkanlinguistik davon aus, daß es sich hierbei um ein Teilgebiet der Balkanphilologie handle, beide Begriffe also nicht miteinander identisch seien, ohne daß der Verfasser aber genauer ausführt, was er unter „Balkanphilologie“ versteht. Unabhängig davon wird der Begriff „Balkanlinguistik“ definiert, indem das Forschungsgebiet abgegrenzt wird, in erster Linie durch den geographischen Begriff „Balkan“ oder „Balkanhalbinsel“ gegeben, wobei der Verfasser Völker, Sprachen und auch Religionen der Balkanhalbinsel aufzählt. Einen relativ großen Raum nehmen bei E. Banfi die historischen Gesichtspunkte bei der Entwicklung der Balkanlinguistik ein, beginnend mit J. Kopitar, A. Schleicher, F. Miklosich, H. Schu-

¹⁾ K. Sandfeld, *Linguistique balkanique. Problèmes et resultats*. Paris 1930. Eine in dänischer Sprache abgefaßte Darstellung der Probleme der Balkanlinguistik war 1926 in Kopenhagen erschienen.

²⁾ Vgl.: *Actes du premier congrès internationale des études balkaniques et sud-est européennes. VI: Linguistique*. Sofia 1988. Vgl. vor allem den Beitrag V. Georgievs, *Le problème de l'union linguistique balkanique*, ibidem S. 7–21. Eine gegenüber dem Balkansprachbund ablehnende Haltung nahmen N. P. Andriotis und G. Kourmoulis ein, *Questions de la linguistique balkanique et l'apport de la langue grecque*, ibidem, S. 21–30.

³⁾ A. Gallis, *Die Balkanlinguistik. Probleme und Forschung*, *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap* 23 (Oslo 1969), S. 37–58.

⁴⁾ H. W. Schaller, *Die Balkansprachen. Eine Einführung in die Balkanphilologie*. Heidelberg 1975.

⁵⁾ G. R. Solta, *Einführung in die Balkanlinguistik unter besonderer Berücksichtigung des Substrats und des Balkanlateinischen*. Darmstadt 1980.

⁶⁾ J. Feuillet, *La linguistique balkanique*. Paris 1986. (*Cahiers balkaniques*. 10.)

⁷⁾ P. Asenova, *Balkansko ezikoznanie*. Sofija 1988.

chardt, der Wiener Balkankommission und H. Pedersen, P. Skok, N. Jokl. Die ersten systematischen Darstellungen der Balkanlinguistik werden mit K. Sandfeld, A. Seliščev und dem Prager Linguistischen Zirkel mit der von N. Trubetzkoy begründeten „Sprachbundtheorie“ angeführt⁸⁾. Von den neueren Vertretern der Balkanlinguistik werden A. Rosetti, G. Reichenkron, B. Havránek, E. Petrovici und V.I. Georgiev mit den entsprechenden Veröffentlichungen angeführt. Strukturalistische, generativische und typologische Ansätze zur Balkanlinguistik werden mit T.V. Civ'jan, K. Kazazis, V. Skalicka, I. Duridanov und D.I. Edel'man genannt. Im weiteren Verlaufe der Abhandlung werden die interbalkanischen linguistischen Merkmale, die sogenannten „Balkanismen“ behandelt, wobei E. Banfi die Unterscheidung „primäre“ und „sekundäre Balkanismen“ sowie „Balkansprachen ersten“ und „zweiten Grades“ wieder aufnimmt⁹⁾. Im Bereiche der eigentlichen Balkanismen unterscheidet E. Banfi Übereinstimmungen im lautlichen, morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und phraseologischen Bereich. Im lautlichen Bereich sind es der dem Albanischen, Bulgarischen und Rumänischen gemeinsame Mittelzungenvokal (ǎ) sowie konsonantische Übereinstimmungen der Balkansprachen, im morphologischen Bereich der Zusammenfall von Genitiv und Dativ, das analytisch gebildete Futur, die analytische Komparation der Adjektiva, die Zahlwortbildung „eins auf zehn“ von 11 bis 19, die Erhaltung des Vokativs als eigener Kasusform bei Maskulina und Feminina in den meisten Balkansprachen. Für den syntaktischen Bereich wird der Verlust des Infinitivs, der nachgestellte Artikel, die Verdoppelung des Objektes, die Verwendung enklitischer Pronomina in der Funktion von Possessivpronomina, der Zusammenfall von *ubi* und *quo* von Banfi angeführt. Im lexikalischen Bereich geht der Verfasser von einer ursprünglichen balkanischen Lexik aus, behandelt werden weiter griechische, lateinische bzw. romanische, slawische, türkische und albanische Lehnwörter in den verschiedenen Balkansprachen. Das Kapitel über die Balkanismen wird abgeschlossen mit einer kurzen Darstellung phraseologischer Übereinstimmungen. Der darauffolgende Abschnitt bringt eine Interpretation des Balkansprachbundes aus vor- bzw. historischer Sicht, beginnend mit der möglichen Rolle von Substratsprachen (Illyrisch, Thrakisch u.ä.) und Adstratsprachen (Griechisch und Latein) in ihrer Funktion als Verkehrs- und Umgangssprachen der Balkanhalbinsel. Als weitere Faktoren der Entwicklung des Balkansprachbundes werden das Slawische und Türkische angeführt, als sprachexterner Faktor die Wanderungsbewegungen innerhalb der Balkanhalbinsel.

Die von E. Banfi vorgelegte Darstellung der Balkanlinguistik ist insofern besonders verdienstvoll, als sie diesen philologischen Bereich dem italienischsprachigen Teil Europas zugänglich gemacht hat. In theoretischer und terminologischer Hinsicht stützt sich die Darstellung weitgehend auf frühere Veröffentlichungen zur Balkanlinguistik.

Marburg/Lahn

Helmut W. Schaller

⁸⁾ Schaller, Die Balkansprachen, S. 49–50.

⁹⁾ Ibidem, S. 103–104.

Asenova, Petja: Balkansko ezikoznanie. Osnovni problemi na balkanskija ezikov sąjuz. Sofija: Nauka i izkustvo 1989. 274 S. [Balkanlinguistik. Grundprobleme des Balkansprachbundes.]

Als ein neuer „State-of-the-Art-Report“ zur balkanlinguistischen Forschung der letzten 60 Jahre, d.h. in erster Linie seit dem Erscheinen von Kr. Sandfelds „Linguistique balkanique“, ist die vorliegende Arbeit „Balkanlinguistik. Grundprobleme des Balkansprachbundes“ der bulgarischen Balkanologin P. Asenova einzustufen.

Die Darstellung beginnt mit einem kurzen historischen Rückblick auf die Anfänge und die Entwicklung dieser mittlerweile etablierten Disziplin (S. 5–17). Im Zusammenhang mit den Anfängen und den Vorläufern verdienen unbedingt auch *Leibniz* und *Vuk Karadžić* erwähnt zu werden. Doch wichtiger als dieser Nachtrag wäre eine ausführlichere Beschäftigung mit der zitierten Arbeit von G. Cychun und der nicht berücksichtigten Arbeit von N. Reiter „Balcanologia – quo vadis?“ (*ZfBalk* XVII, 2 (1981), S. 177–224) gewesen. Denn beide scheinen mir im Unterschied zu den ausführlich behandelten „Einführungen“ aus neuerer Zeit zwei wichtige Neuansätze zu bieten. Auch die Verfasserin hält zwar die stärkere Berücksichtigung der Dialekte in der Balkanlinguistik für dringend erforderlich (S. 14), aber sie geht in diesem Zusammenhang nicht näher auf Cychun ein, der so anschaulich zeigt, wie unterschiedlich die Balkanismen in Wirklichkeit verteilt und ausgebildet sind. Hier liegt ein wichtiger empirischer Ansatz vor, der endlich zu einer besseren sprachgeographischen Differenzierung des Bildes genutzt werden muß. Von ähnlicher Bedeutung ist Reiters theoretischer Beitrag, der mit seinen allgemeinen Überlegungen zum Konvergenzmodell diesem Begriff endlich mehr Substanz gibt.

In dem Kapitel über das phonologische System des Balkansprachbundes (S. 18–29) werden die wichtigsten Gemeinsamkeiten der Balkansprachen auf dieser Ebene zusammengestellt. Die Annäherung zwischen ihnen ist nicht zu übersehen, ob es sich nun um das relativ einfache Vokalsystem mit nur 5–7 Phonemen, die Vokalreduktion in unbetonten Silben oder um die Verfestigung der Konsonantenphoneme *f*, *h*, *b* in allen Balkansprachen handelt. Wahrscheinlich darf man sogar soweit gehen und von den Ansätzen zu einer gemeinsamen „balkanischen“ Artikulationsbasis sprechen.

Mit einiger Berechtigung wird das lexikalische System (S. 30–52) ziemlich kurz abgehandelt, nicht weil hier die Übereinstimmungen unbedeutend wären, sondern weil das entsprechende Material für die Konstituierung eines Sprachbundes nur von sekundärer Bedeutung ist. Denn Lehnbeziehungen sind auch dort u. U. sehr umfangreich, wo man normalerweise nicht gleich an einen Sprachbund denkt. Gemeinsamkeiten im Bedeutungsumfang vieler Lexeme oder in der Phraseologie sind daher ohne andere Argumente wenig aussagekräftig. Erst die gemeinsamen Wortbildungsmuster und -elemente (S. 40 ff.) sind für den Sprachbund signifikant.

Der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit liegt indessen auf der Darstellung der Morphosyntax (S. 53–228), dem traditionellen Arbeitsfeld der Balkanlinguisten. Zu der traditionellen Liste der Balkanismen gibt es zwar keine grundsätzlichen Ergänzungen, an ihr hat sich im wesentlichen seit Sandfeld

wenig geändert, aber die Beschreibung ist vollständiger und systematischer. Insbesondere die neuere Literatur wird gründlicher als in mancher der jüngeren „Einführungen“ ausgewertet. Als weiterführende Perspektive, die entsprechenden Ansätzen der neuere Linguistik verpflichtet ist, haben die Bemerkungen zur Textstruktur (S. 220 ff.) zu gelten. In der Zusammenfassung (S. 229–234) werden dann die Balkanismen noch einmal übersichtlich in einer Tabelle zusammengefaßt (S. 232).

Den Schluß bilden ein russisches, ein französisches Resümee (S. 235–245), ein kurzes Register und eine umfangreiche Bibliographie (S. 248–273), die sicherlich einiger Ergänzungen bedarf, z.B. fehlt der Berliner Sammelband „Ziele und Wege der Balkanlinguistik“ (Wiesbaden 1983).

Die genannten Ergänzungen sind nicht als grundsätzliche Kritik an dieser sehr soliden Arbeit zu verstehen, vielmehr lassen sie erkennen, wie komplex und unübersichtlich inzwischen die Forschungslage geworden ist. In der Flut der Literatur kann ein einzelner unmöglich alles erfassen. Den Vergleich mit den anderen in neuerer Zeit erschienenen Synthesen zur Balkanlinguistik braucht die vorliegende Arbeit sicherlich nicht zu scheuen, sie bietet vielmehr meist ausführlichere Darstellungen der Forschung zu den einzelnen Problemen und bringt vor allem auch viel neues Beispielmateriale.

Heidelberg

Klaus Steinke

II. Habsburgische Monarchie-Österreich

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Red. Eva Obermayer-Marnach. **Band IX. (Rázus bis Savić).** Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften 1988. 448 S.

Über Anlage und Ziel dieses Lexikons und über den Fortgang des Erscheinens wurde von uns regelmäßig berichtet. Mit dem IX. Band sind nun drei Viertel der vorgesehenen Artikel veröffentlicht, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß die noch fehlenden 3 Bände in den nächsten 10 bis 12 Jahren erscheinen werden.

Dieser Band enthält 1108 Lebensläufe, von denen 617 der Österreich-ungarischen Monarchie, 379 der heutigen Republik Österreich und 112 anderen Herkunftsländern zuzurechnen sind. Insgesamt 396 Autoren verfaßten die Artikel dieses Bandes in weitgefächerter internationaler Zusammenarbeit.

Ein biographisches Lexikon ist ein Nachschlagewerk und als solches angelegt und zu gebrauchen. Es gibt aber auch in seiner Gesamtheit indirekt Auskunft über historische Entwicklungen auf dem Gebiet der Politik, der Kultur, der Wirtschaft und vielem anderen. Die überragende Bedeutung der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie mit dem Zentrum Wien wird immer wieder sichtbar, und trotz ihres Endes 1918/1919 wirkte sie kulturell, aber auch als (teilweise ungeliebte) Tradition in starkem Maße weiter. Mit der jet-

zigen Neuordnung von Böhmen bis Bulgarien wird die Bedeutung Wiens als ein gewisser geistiger und kultureller Mittelpunkt weiter steigen. Bei diesem und den vorangehenden Bänden deutete die bemerkenswert große Zahl der nicht-österreichischen Mitarbeiter in diese Richtung.

Krailling

Felix v. Schroeder

Saint-Germain 1919. Protokoll des Symposiums am 29. und 30. Mai 1979 in Wien. München: Oldenbourg 1989. 504 S. (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich. 11.)

Welche Publikation kann schon in Anspruch nehmen, daß sie sich – in runden Jahreszahlen des Gedenkens – gleichzeitig auf zwei Ereignisse bezieht? Und noch dazu auf Ereignisse, die an sich nichts miteinander zu tun haben. Dies deshalb, weil das eine auf den am 12. September 1919 in Saint-Germain zwischen Österreich und den Siegermächten des Ersten Weltkriegs geschlossenen Friedensvertrag Bezug nimmt, das andere auf ein Symposium, das über dieses Problem in Wien abgehalten worden ist. Das Symposium fand anläßlich des 60. Jahrestages des Friedensschlusses statt, die Publikation erschien (bestimmt nicht beabsichtigt, hoffe ich) ziemlich genau 10 Jahre nach dem Symposium.

Aus der Tatsache, daß zwischen der gesprochenen und der gedruckten Version der Symposiumsbeiträge 10 Jahre vergangen sind, sollte man keine inhaltlichen Schlußfolgerungen ziehen. Daß in der Zwischenzeit die Forschung nicht stehengeblieben ist, ist klar. Verwiesen sei beispielhaft auf die Arbeiten von Manfred Bansleben oder Felix Ermacora¹⁾, die in den Jahren dazwischen erschienen sind. Die einzelnen Beiträge sind jedoch inhaltlich noch keineswegs überholt, Literatur- und Quellenverweise wurden glücklicherweise aktualisiert. Andere Rezensenten kommen jedoch zu gegenteiligen Schlußfolgerungen. Ein gewisser Martin Moll etwa schlittert in seiner Besprechung in der österreichischen Zeitschrift *historicum* (16/1989), die seit Jahren kahlschlagartige Beurteilungen der österreichischen Historiographie verbreitet, in eine gewaltige Fehlbeurteilung des vorliegenden Werkes. Obwohl ich mich nicht zu den unkritischen Rezensenten zähle, muß ich das Werk gegen solche Untergriffe in Schutz nehmen.

Scharfrichter Moll meint, ein Symposium sei dazu da, den Forschungsstand zu resümieren und möglichst angenehm lesbare Überblicksdarstellungen zu bieten. Er fordert zwar auch, ein solches müsse den anwesenden Experten neueste Erkenntnisse zugänglich machen, gleichzeitig macht er sich jedoch

¹⁾ Manfred Bansleben, *Das österreichische Reparationsproblem auf der Pariser Friedenskonferenz*. Wien, Köln 1988. (Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek. 9.); Felix Ermacora, *Der unbewältigte Friede. St. Germain und die Folgen 1919–1989*. Wien, München 1989.

über jene Referenten lustig, die das tun. Außerdem hätte sich Molls Meinung nach das Symposium mit dem Vertrag selbst, mit den vorausgegangenen Verhandlungen und Entscheidungsfindungsprozessen befassen müssen.

Trotz der Vorverurteilung Molls, der nur die das Militär betreffenden Beiträge überflogen haben dürfte, beschäftigen sich die meisten Abhandlungen mit einzelnen Vertragskomplexen, mit einigen Vorfeld- oder Folgeproblemen. Hanns Haas, der übrigens vor Moll Gnade findet („guter Überblick“), stellte sich das Problem „Österreich und die Alliierten 1918–1919“. Aufgrund bisher unbearbeiteten Archivmaterials kommt er zu folgenden Schlüssen: Die österreichische Bevölkerung konnte in den zehn Monaten vom Waffenstillstand bis zum Staatsvertrag nur notdürftig durch Hilfslieferungen der alliierten Mächte versorgt werden. Allein schon dadurch sei das alliierte Konzept eines selbständigen Österreichs manifest geworden. Österreich habe bei den Friedensverhandlungen wegen seiner antikommunistischen Haltung einige wirtschaftliche und territoriale Zugeständnisse erhalten.

Damit in Zusammenhang stehend, erhebt Norbert Schausberger die Frage, ob der Friedensvertrag Österreich lebensunfähig gemacht habe („Österreich und die Friedenskonferenz. Zum Problem der Lebensfähigkeit Österreichs nach 1918“). Die Antwort hatte er bereits in seinem Buch „Der Griff nach Österreich“ (1978) ein Jahr zuvor gegeben. Sie lautet: Die Legende von der Lebensunfähigkeit Österreichs wurde von bestimmten wirtschaftlichen, ideologischen und politischen Quellen gespeist und kultiviert. „... am Anfang der ökonomischen Krisen der Ersten Republik stand nicht die tatsächliche Lebensunfähigkeit, sondern die Legende davon.“

Die These von der Lebensunfähigkeit erfreute sich vor allem durch das im Vertrag von Saint-Germain ausgesprochene Anschluß-Verbot hoher Popularität. Gerald Stourzh verfolgt in einer „Miszelle“ die „Genese des Anschlußverbots in den Verträgen von Versailles, Saint-Germain und Trianon“. Auf Basis eines bislang unbearbeiteten Dokuments zeigt er, wie die französische Regierung mit Nachdruck auf die Selbständigkeit Österreichs hinarbeitete. Als Gründe nennt er, daß aus französischer Sicht die Anschlußbewegung keine wirklich spontane Nationalbewegung war, daß man Deutschland nicht leichtfertig stärken wollte, weil ein Anschluß für die Tschechoslowakische Republik und für die Schweiz eine schwierige Situation geschaffen hätte und weil man es moralisch für bedenklich hielt, Kriegsverantwortliche zu belohnen.

Davon ausgehend (der Rezensent Moll erkennt freilich den Zusammenhang nicht) beschäftigt sich Erich Bielka mit der Problematik der Anschlußbewegung in den Bundesländern Tirol und Salzburg im Frühjahr 1921. Nach einer Volksabstimmung (Tirol) bzw. Volksbefragung (Salzburg) hatte sich bekanntlich ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung für einen Anschluß an Deutschland ausgesprochen. In seinen beiden Abhandlungen „Die Volksabstimmung in Tirol 1921 und ihre Vorgeschichte“ und „Salzburger Volksabstimmung 1921 – auch manipuliert“ bezeichnet Bielka beide Abstimmungen als manipuliert. So habe man die Zahl der Abstimmungsberechtigten nicht gewußt und daher auch nicht die Zahl der Stimmenthaltungen; ein Votum gegen den Anschluß wurde erschwert usw. In akribischer Arbeit revidiert Bielka lieb gewordene Geschichtsbilder.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Das Ergebnis der Tiroler Abstimmung ist in erster Linie auf die Abtrennung Südtirols zurückzuführen. Diese Abtrennung beschäftigt nicht nur Tirol, sondern auch die österreichische Außenpolitik bis in die unmittelbare Gegenwart herein. Karl Stuhlpfarrer analysiert (Moll: „befriedigende Gesamtschau“) in seinem Beitrag „Südtirol 1919“ die internationalen Mächteverhältnisse, die ethnischen Proportionen und die militärische Situation, welche zur formellen Annexion Südtirols durch Italien am 10. Oktober 1920 führte. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist eindeutig: „Südtirol ist gegen den Willen seiner Bevölkerung und ohne daß Italien gegenüber dem neuen kleinen Österreich strategischer Sicherungen bedurfte, von den Alliierten im vollen Bewußtsein dieses Sachverhaltes Italien zugesprochen worden.“

Arnold Suppan versucht, im umfangreichsten und mit der einzigen Karte des Sammelbandes ausgestatteten Beitrag, die politischen Vorstellungen und Wünsche der Völker des Königreichs SHS hinsichtlich der gemeinsamen Grenze mit Österreich (Kärnten, Steiermark) zu rekonstruieren (Moll: „Berge, Dörfer, Flüsse und sonstige Geländemerkmale ermüdend aneinandergereiht“). Suppan betont, daß er seinen Beitrag „Ethnisches, ökonomisches oder strategisches Prinzip?“ bloß als Ergänzung zu bereits bestehenden Arbeiten betrachtet. Er arbeitet heraus, daß die Grenzvorstellungen der slowenischen, kroatischen und serbischen Vertreter innerhalb der jugoslawischen Delegation auf der Friedenskonferenz kaum aufeinander abgestimmt waren. Der Friedenskonferenz sei ein „Additivprogramm“, das die unterschiedlichen nationalen Forderungen berücksichtigte und weder auf ethnischen noch historischen, ökonomischen oder strategischen Prinzipien beruhte, vorgelegt worden. Suppan kommentiert die Vorschläge jugoslawischer Politiker sehr ausführlich, das Ortsregister des Sammelbandes konstituiert sich hauptsächlich aus seinen Angaben.

Mit der Ausformung von Teilen der neuen Nordgrenze Österreichs beschäftigt sich Walter Hummelberger in seinem Beitrag „Die niederösterreichisch-tschechoslowakische Grenzfrage 1918/19“ (Moll: „halbwegs übersichtlich zusammengefaßt“). Zwar arbeitet er nur einige Schwerpunkte der Grenzziehung heraus, was allerdings reicht, um konstatieren zu können, daß – zum Nachteil Österreichs – größtenteils die tschechoslowakischen Vorstellungen realisiert wurden.

Rudolf Neck setzt sich mit den „Kulturelle(n) Bestimmungen des Staatsvertrages von Saint-Germain 1919“ auseinander. Zu Verhandlungsbeginn waren durch Forderungen der Sezessionsstaaten vor allem die Archive der Zentralbehörden, die kunst- und naturhistorischen Sammlungen und Bibliotheken in ihrem Bestand gefährdet. In diesem Verhandlungsbereich wurden die österreichischen Einwände berücksichtigt. Die Sammlungen konnten im wesentlichen erhalten werden; die Archivsituation zwischen Österreich und Jugoslawien konnte erst vor wenigen Jahren vertraglich geklärt werden.

Interessant, vor allem auch in methodischer Hinsicht, ist auch der Beitrag von Felix Kreissler (Moll: kann „methodisch nicht überzeugen“). Kreissler („Frankreichs öffentliche Meinung und der Friede von Saint-Germain“) versucht, die nicht unwesentliche öffentliche Meinung über Österreich am Konferenzort auszuloten. Um nicht alle 64 bestehenden Zeitungen bearbeiten zu müssen, wählt er drei repräsentative aus. Er kommt zu der erstaunlichen

Schlußfolgerung, daß die Pariser Öffentlichkeit Österreich gegenüber nicht so negativ eingestellt war, wie dies oft behauptet wird, und daß man sich nüchterne und recht emotionslose Gedanken über die zukünftige Rolle Österreichs in Europa machte.

Eine eingehendere Diskussion, als dies hier möglich ist, wäre über die Beiträge von Erwin Steinböck („Entstehung und Verwendung der Volkswehr“) und Peter Broucek („Die österreichischen militärischen Vorbereitungen für die Friedenskonferenz von Saint-Germain“) angebracht, kam doch dem Militär und den paramilitärischen Einheiten in der Umbruchszeit, in den Pariser Verhandlungen und vor allem in den Jahren danach eine entscheidende Rolle zu. Festgehalten sei lediglich, daß auch sie neue Erkenntnisse und Einblicke rund um den Friedensvertrag von Saint-Germain bieten.

Zusammenfassend kann man also festhalten, daß die Beiträge des nun endlich vorliegenden Sammelbandes durchwegs interessante neue Erkenntnisse vermitteln, ein weites Spektrum von Fragen ansprechen und ganz wichtige Mosaiksteine für eine Gesamtbewertung des Friedensvertrages von Saint-Germain darstellen.

Graz

Karl Kaser

Tornow, Siegfried: Burgenlandkroatisches Dialektwörterbuch. Die vlahischen Ortschaften. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1989. 399 S. (Balkanologische Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts an der FU Berlin. 15.)

Die nunmehr 15 Bände umfassende, von Norbert Reiter/Berlin herausgegebene Reihe „Balkanologische Veröffentlichungen“ hat seit dem Jahre 1979 einige grundlegende Abhandlungen und Sammelbände zur Balkanologie vorgelegt, so „Ziele und Wege der Balkanlinguistik“ – Beiträge einer Tagung in Berlin 1981, „Nationalbewegungen auf dem Balkan“. Hrsg. von N. Reiter (1983), „Die Stellung der Frau auf dem Balkan“ – Beiträge einer Tagung ebenfalls in Berlin (1985). Auch einzelne sprachwissenschaftliche Fragestellungen fanden in die Reihe Aufnahme, so G.L. Mayer „The Definite Article in Contemporary Standard Bulgarian“ (1988) oder G. Schubert „Ungarische Einflüsse in der Terminologie des öffentlichen Lebens der Nachbarsprachen“ (1982).

Mit dem Band 15 der „Balkanologischen Veröffentlichungen“ wird eine Darstellung der sprachlichen Situation der Kroaten im Burgenland vorgelegt, die vor allem durch das Nebeneinander von Schriftsprache und Dialekten charakterisiert ist. Im Gegensatz zum Serbokroatischen, dem als Schriftsprache der štokavische Dialekt zugrundeliegt, hat sich die „burgenländische kroatische Schriftsprache“ aus Mundarten des čakavischen Dialektes des Serbokroatischen entwickelt, wie L. Hadrovics 1974 in „Schrifttum und Sprache der burgenländischen Kroaten im 18. und 19. Jahrhundert“ gezeigt hat. Nach Auffassung von S. Tornow hat die bereits Jahrhunderte andauernde Trennung vom čakavischen Dialektgebiet dazu geführt, daß sich im Burgenland eine eigene slawische Literatursprache entwickelt hat, „vom Serbokroatischen geschieden wie etwa das Slowakische vom Čechischen“ (S. 1.).

Der Verfasser geht in seiner umfangreichen Darstellung vom Wortschatz des burgenlandkroatischen Dialektes der vlahischen Ortschaften aus, wobei es sich um den Oberwarter Bezirk handelt, der im südlichen Burgenland liegt. Der dort gesprochene Dialekt ist als štokavisch-ikavisch zu charakterisieren. In der Einleitung wird zunächst das Burgenlandkroatische allgemein charakterisiert, bisherige Untersuchungen zum Wortschatz angeführt, das Sammeln des sprachlichen Materials geschildert und eine Charakteristik des Vlahischen gegeben. Im zweiten Abschnitt „Phonetik und Graphik“ werden Akzent, Vokal und Konsonantensystem sowie die Frage der Schrift bzw. Orthographie behandelt. Im dritten Abschnitt finden sich Ausführungen zur Morphologie, Substantiva werden nach grammatischen Genera geordnet behandelt, es folgen die Adjektiva, Pronomina, Zahlwörter und Verba als flektierbare, veränderliche Wortarten, gefolgt von den nicht deklinierbaren Wortarten, nämlich Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen. Im vierten Abschnitt wird wieder die Frage der Betonung aufgegriffen, wobei hier die Substantiva wiederum nach Genera angeordnet, die Adjektiva und Verba behandelt werden, während im darauffolgenden Kapitel zur Wortbildung neben Substantiva, Adjektiva und Verba auch Adverbia in die Betrachtung mit einbezogen werden. Dem 6. und letzten Abschnitt vor dem eigentlichen Wörterbuch (S. 95–399) wird die Lexik des Burgenlandkroatischen zugrunde gelegt, beginnend mit dem eigentlichen, ursprünglichen kroatischen Wortschatz, gefolgt von der Behandlung der Entlehnungen aus dem Deutschen, Ungarischen, aus romanischen, orientalischen Sprachen sowie aus dem Griechischen. Die wenigen „übrigen Entlehnungen“ gehen auf das Slowakische und Tschechische, die Zigeunersprache und das Albanische zurück. Im Gegensatz zur burgenlandkroatischen Schriftsprache, der das Čakavische zugrunde liegt, wie es im mittleren Burgenland gesprochen wird, muß für das Vlahische als burgenlandkroatischer Mundart von einer westsüdslawischen Mundart mit ikarisch-šćakavischer Aussprache ausgegangen werden. Der Verfasser betont, daß das von ihm vorgelegte Wörterverzeichnis kein etymologisches Wörterbuch sei, erst nach einer Bestandsaufnahme seien die eigentlichen etymologischen Untersuchungen möglich und auch eine Klärung der ethnischen Herkunft der Vlahen im Burgenland denkbar. Die Zusammenstellung der verschiedenen Lehnwortbereiche zeigt, daß die Entlehnungen aus dem Deutschen den größten Anteil ausmachen, gefolgt von den ungarischen, dann den romanischen und orientalischen und schließlich den griechischen Entlehnungen. Innerhalb des Wörterverzeichnisses werden jeweils vom Verfasser im Burgenland aufgezeichnete Beispielsätze wiedergegeben, die ein anschauliches Bild von der gesprochenen Sprache der Burgenland-Kroaten in den betreffenden Dörfern wiedergeben.

Man kann davon ausgehen, daß das „Burgenlandkroatische Dialektwörterbuch“ der vlahischen Ortschaften von S. Tornow nicht nur eine umfassende Darstellung der Lexik bedeutet, sondern auch zu weiterführenden Forschungen in diesem geographischen Teil Österreichs anregen wird. Das Werk stellt einen grundlegenden Beitrag zur Erforschung südslawischer, hier kroatischer Dialekte dar.

Marburg/Lahn

Helmut W. Schaller

III. Ungarn

Hungary and European Civilization. Ed. by György Ránki and Attila Pók. Budapest: Akadémiai Kiadó 1989. 482 S. (Indiana University Studies on Hungary. 3.)

Der von György Ránki unter redaktioneller Mithilfe von Attila Pók herausgegebene Sammelband enthält 21 Beiträge von amerikanischen und ungarischen Wissenschaftlern aus den USA, aus Budapest, London und Paris, denen ein Symposium an der University of Indiana in Bloomington 1985 zugrunde liegt. Die thematischen Schwerpunkte liegen auf den Problemen und Haupttendenzen der Aufklärung und des Liberalismus in Ungarn (Domokos Kosáry) unter Einbeziehung der unterschiedlichen Positionen von *István Szécheny*, *Zsigmond Kemény* und *József Eötvös* (Mihály Szegedy-Maszák). Die politischen Bestrebungen der Liberalen zwischen 1843 und 1900 waren vom Liberalismus westlicher Prägung und vom Verhältnis zwischen Kirche und Staat gekennzeichnet (George Bárány, László Péter). Auch für Siebenbürgen werden Formen und Quellen des Liberalismus untersucht; bis zu einem gewissen Grad war der Liberalismus auch hier eine Folgeerscheinung der Säkularisation, allerdings arbeiteten Liberale und Kirchenmänner stärker zusammen als in Westeuropa, in mancher Hinsicht sogar mit identischen Zielsetzungen (James Niessen).

Ein zweiter Schwerpunkt liegt auf Budapest als europäischer Hauptstadt um 1900. Die Studien befassen sich mit der wirtschaftlichen Rolle der Landesmetropole (György Ránki), mit den nationalen und konfessionellen Minderheiten an der Budapester Universität (Viktor Karády) und mit dem Thema, wie sich Budapest in der Literatur des Fin de siècle widerspiegelt (Marianne Birnbaum). Man erfährt interessante Details vom Wirken *Liszts*, *Brahms'* und *Mahlers* und der großen Tradition der klassischen Musik in Budapest, die bis zum 18. Jahrhundert zurückreicht (Tibor Frank). Ein weiterer Beitrag gilt Oszkár Jászi und seinem Kreis sowie der sozialen Funktion der an westeuropäischen Vorbildern orientierten Soziologie in der ungarischen Hauptstadt (Attila Pók).

Hervorzuheben sind die vergleichenden Untersuchungen mit Wien (bzw. auch mit Prag), betreffend die Sozialstruktur, die unterschiedlichen Themen und Formen des intellektuellen Lebens sowie das Problem des jüdischen Einflusses in diesen Städten (Gary B. Cohen, Péter Hanák, William O. McCagg Jr.).

Zweisprachigkeit war für die ungarischen Intellektuellen erst nach 1849 mit Identitätsproblemen verbunden (Géza Buzinkay). Trotzdem entsteht der Eindruck, gerade aufgrund des letzten Teils des Buches, daß man Identitätsfragen zeitlich nicht allzu eng eingrenzen kann. Dabei geht es zunächst um den Einfluß der „österreichischen Philosophie“ um 1900, insbesondere um *Bernhard Bolzano*, *Ernst Mach*, *Franz Brentano* und *Carl Menger* (J. C. Nyiri); vor allem aber befaßt sich dieser Teil mit dem ungarischen Philosophen und Literaturtheoretiker *György Lukács*: mit seinem Verhältnis zu *Thomas Mann* (Judith Marcus), zur ungarischen Literatur (Ivan Sanders) und – generell – zum „Erzählen und Beschreiben“ (Laurent Stern). Die Be-

trachtungen über marxistische Philosophiegeschichte (Tom Rockmore), über Klassenbewußtsein und die Schaffung der welthistorischen Zukunft, kritisch kommentiert (George L. Kline), führen in die Krise der europäischen Kultur (Miklós Almásy) und damit in die Gegenwart hinein.

Im Vorwort gedenkt Ferenc Glatz des Herausgebers György Ránki, der das Erscheinen dieses Bandes nicht mehr erlebt hat. Ránkis Persönlichkeit und sein Werk, beide untrennbar miteinander verbunden, werden hier ebenso gewürdigt wie seine Kollegen und Mitarbeiter, die der ungarischen Geschichtswissenschaft seit den 60er Jahren internationales Ansehen verschafft haben.

Die Fülle von Informationen, die Zusammenfassungen des gegenwärtigen Forschungsstandes (z. T. kombiniert mit eigenen Fragestellungen und Interpretationen) und die länderübergreifenden Strukturanalysen bieten viele Anregungen und Vergleichsmöglichkeiten. Die methodische Konvergenz der Geisteswissenschaften in den jüngst vergangenen Jahrzehnten in Europa zeigt sich in diesem Band ebenso wie die Notwendigkeit vergleichender Interpretationen der gesamten europäischen Gesellschaftsentwicklung (im Kleinen wie im Großen).

München

Monika Glettler

Visy, Zsolt: Der pannonische Limes in Ungarn. Budapest: Corvina Kiadó und Stuttgart: Konrad Theiss (Gemeinschaftsausgabe) 1988. 150 S., zahlr. Abb., 1 Kartenbeilage.

„Das Buch wendet sich in erster Linie an den interessierten Laien, der sich über die römische Vergangenheit Ungarns informieren möchte. Daher führen die ersten Kapitel in die Geschichte der ungarischen Limesforschung ein, skizzieren den geschichtlichen Hintergrund und vermitteln einen Überblick über Aufbau und Struktur der Limesanlagen“ (S. 5–6). Diese Einführung ist kurz, prägnant und vermittelt die wesentlichsten Informationen in einer klaren und verständlichen Form.

Es folgt, nach Abschnitten gegliedert, eine Beschreibung der Anlagen und Fundplätze am Limes; ihre große Zahl erfordert eine Begrenzung des Textes auf das wesentlichste, dennoch konnten viele bisher unpublizierte Beobachtungen und Ergebnisse eingearbeitet werden. Die Dokumentation ist ausgezeichnet – die insgesamt 124 Abbildungen beinhalten historische Karten, Detailpläne, Luftbilder, Grabungsbefunde, Fundstücke etc. – ein Bild sagt bekanntlich mehr als 1000 Worte. Die Illustrationen sind sehr sorgfältig zusammengestellt worden (nur auf S. 114, Abb. 111 findet sich ein falscher Abbildungstext). Im Anhang sind Literaturliste, Glossar und eine Liste der Museen mit Öffnungszeiten. Die Limesstrecke mit all ihren Anlagen ist in einer guten Kartenbeilage im Maßstab 1 : 150.000 dargestellt; die Numerierung der Objekte findet leider keine Entsprechung im Text, ein Umstand, der vom Benutzer als nachteilig empfunden werden könnte.

„Der Verfasser möchte ... seiner Hoffnung Ausdruck geben, daß der vorliegende Band als Wegweiser und Führer dienen möge. Er soll dazu anregen, die Denkmäler der römischen Vergangenheit auch an Ort und Stelle zu besichti-

gen“ (S. 6). Es ist zu hoffen, daß dieser Wunsch in einem hohen Ausmaß in Erfüllung gehen wird. Die äußeren Bedingungen dafür sind jedenfalls günstig und Visy hat mit der Erarbeitung dieses Führers die Voraussetzungen geschaffen.

Weiz

Gerald Fuchs

Pohl, Walter: Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr. München: C. H. Beck 1988. X, 529 S., 4 Kt.

Im Januar 558, als die aus ihrer nordostasiatischen Urheimat westwärts fliehenden Awaren noch nördlich des Kaukasus saßen, erschien in der Kaiserstadt Konstantinopel ihre erste Gesandtschaft. Die hochgewachsenen Männer mit langen, schmutzigen Zöpfen erregten dort viel Aufsehen und Mißfallen. Sie baten Kaiser *Justinian* ihre Dienste als Krieger an. Später setzten sie den Russen hart zu; das dauerte aber nicht lange und der Kiewer Mönch *Nestor* (1058–um 1114) notierte in seiner Chronik das rasche und spurlose Verschwinden dieser „Obry“ aus jenem Gebiet. Endlich siedelten sie sich in Pannonien an und gründeten hier einen mächtigen Staat. Sie brachten eine ausgezeichnete Waffe mit: den Reflexbogen; dank den bisher in Europa nicht bekannten Steigbügeln, die der Westen später von ihnen übernahm, hielten sie sich auf dem Rücken ihrer Pferde besser als ihre Gegner. Sie kannten die in Asien traditionelle Viehzucht, waren aber auch Ackerbauer; ihre Macht und die unermesslichen Schätze ihrer herrschenden Schicht beruhten auf Kriegen und Raubzügen. Ihre Kontakte reichten bis nach Persien, und im Sommer 626 belagerten sie, wenn auch erfolglos, gemeinsam mit den Persern Konstantinopel. Angriffe machten sie auch auf Norditalien, und mit ihren näheren Nachbarn waren sie beständig in Kämpfe verwickelt. Erst am Ausgang des 8. Jahrhunderts setzte *Karl der Große* ihrem wilden Tun und Treiben ein Ende. Ursprünglich Anhänger des Schamanismus wurden sie zu Beginn des 9. Jahrhunderts zum Christentum bekehrt. Sie erholten sich jedoch nicht mehr von ihrer Niederlage und verschwanden rätselhaft von der politischen Bühne. Das Einzige, was außer ihren Gräbern von ihnen in Europa erhalten blieb, ist ihr Name *Obr*, was im Tschechischen Riese bedeutet.

Walter Pohl hat Erstaunliches geleistet, indem er die Schwierigkeiten der unzulänglichen Informationen in den westlichen Quellen überwand und erstmals ihre Geschichte umfassend darstellte. Dem Historiker stand hier verschiedenartiges Material zur Verfügung, und dementsprechend bediente er sich der Methoden verschiedener anderer Disziplinen. Imposant ist auch der Umfang der durchgearbeiteten Literatur. Eingehend stellt er Organisation und Machtverteilung im Staat dar und zeichnet sich dabei durch Unparteilichkeit und Objektivität aus. Er ist weit davon entfernt, die Awaren als ungestüme Barbaren zu betrachten und hält sie nicht für viel tiefer stehender als die Germanen und übrigen Völker in jener Zeit. Wenn er sie zu Recht als „schlechte Europäer“ bezeichnet, ist dies vielmehr ein Ausdruck seines Bedauerns, daß sie sich nicht wie jene Völker dem Lebensstil des Imperium Romanum anzupassen verstanden.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Nur elf Seiten sind der komplizierten Frage der awarischen Ethnogenese und Sprache gewidmet. Pohl schreibt: „[...] die archäologischen Befunde erlauben kaum ethnische Sonderungen“ (S. 226). Die awarischen Sprachreste sind auch recht kümmerlich. Der große französische Turkologe, Mongolist und Sinologe Paul Pelliot (gest. 1945) sowie der vielseitige deutsche Orientalist Karl Menges glaubten, daß die Awaren mongolisch sprachen, während die ungarischen Orientalisten sie stets für ein Turkvolk hielten. Nach Pohls Meinung müsse der Historiker „diese Diskussion vor allem den Linguisten überlassen“ (S. 223). Hier sei das gleichzeitig mit Pohls vorliegender Publikation erschienene Buch des ungarischen Gelehrten János Harmetta „De la question concernant la langue des Avars“ (Ankara 1988) genannt (vom selben Autor auch „Inscriptions runiques turques en Europe Orientale“). Auf Seite 18 finden wir fünfzehn awarische Wörter, ausschließlich türkisches Sprachgut. Pohl nennt noch ein fünfzehntes; in den Worten *catuna mulier* als Bezeichnung für die Frau des awarischen Kaghan in einem lateinischen Lied des Jahres 796 sei *catuna* nichts anderes als das mit der latein. weiblichen Endung -a- versehene *katun-* das allgemeintürkische Wort für Weib, Frau, Gattin. Meiner Ansicht nach gibt es aber noch ein Mittel, um die Frage der Ethnogenese der Awaren zu entscheiden. Die Mongolen haben bekanntlich als Neugeborene einen blauen Fleck in der Haut des unteren Rückenendes (den sog. Mongolenfleck), der auch bei ihren Mischlingen über einige Jahrhunderte erhalten bleibt. Den Türkenvölkern ist dieses Merkmal aber fremd. Da aus dem Gebiet des ehemaligen Awarenreiches, wie es scheint, kein massenhaftes Auftreten dieses Merkmals gemeldet wird, könnte auch das als ein Beweis für das nichtmongolische Volkstum der Awaren betrachtet werden und die Sprachreste weisen sie als ein Turkvolk aus.

Auf der Karte 2 („Das Awarenreich und seine politische Umwelt um 600“) ist nebst der Stadt „Bosporos/Kertsch“ im Nordosten der Krim auch die Stadt „Pantikapaion“ auf der gegenüberliegenden Halbinsel Taman zu sehen. Im Register ist nur das im Text dreimal vorkommende „Bosporos/Kertsch, Stadt an der *Mäotis* (SU)“ zu finden. Hier sei richtig gestellt: Bosporos (genauer Kimmerischer Bosporos) ist der antike griechische Name der Meerenge von Kertsch, die den Pontus Euxinus mit dem Palus Mäotis (d. h. das Schwarze Meer mit dem Asowschen) verbindet, sowie auch seiner Küste, des antiken Reiches der Bosporaner. Pantikapaion ist der antike Name der an der Nordküste der Krim (genauer ihres östlichen Teiles, der den Namen Halbinsel Kertsch trägt) gelegenen Hauptstadt dieses Reiches, des späteren Samkertsch und des heutigen Kertsch. Ein zweites Pantikapaion gab es nicht. Die antike Stadt auf der Halbinsel Taman, auch eine Residenz der bosporanischen Könige, hieß Phanagoria. Ihre Ruinen befinden sich bei der heutigen Stadt Taman, die fast an der Westküste dieser Halbinsel, d. h. nicht so weit im Osten wie das vermeintliche „Pantikapaion“ auf der genannten Karte von Pohl liegt.

Krakau

Zygmunt Abrahamowicz

Kovács, László: Münzen aus der ungarischen Landnahmezeit. Archäologische Untersuchung der arabischen, byzantinischen, westeuropäischen und römischen Münzen aus dem Karpatenbecken des 10. Jahrhunderts. Budapest: Akadémiai Kiadó 1989. 189 S., 29 Taf., Beilagen. (Fontes Archaeologici Hungariae.)

Die Monographie ist das Ergebnis einer möglichst vollständigen Zusammenstellung der Münzen aus Fundkomplexen der ungarischen Landnahmezeit, ihrer kritischen Revision und systematischen Auswertung. Die Dokumentation (Katalog S. 15–91, Taf. I–XXIX und Ergänzungen S. 169–176) umfaßt 1138 westeuropäische, byzantinische, arabische und römische Münzen aus verschiedenartigen archäologischen Kontexten (Gräber, Depotfunde, Streufunde etc.). Allein im Katalogteil finden sich in mehr als 500 Anmerkungen zahlreiche Literaturhinweise, Zitate aus z. T. schwer zugänglichen Quellen und kritische Anmerkungen, aus denen zu erkennen ist, daß der Verfasser stets bemüht war, gesicherte Daten zu Funden und Fundumständen zu gewinnen. Durch die konsequente Überprüfung aller Angaben konnten mögliche Fehlerquellen bei der Interpretation minimiert werden.

Die Auswertung der Münzen im Zusammenhang mit archäologischen Fundinventaren des 9.–10. Jh.s konzentriert sich auf zwei Problemkreise: 1. Herkunft der Münzen, Möglichkeiten der Erwerbung und Verwendung der Münzen. 2. Bedeutung der Münzen für die Chronologie des archäologischen Fundmaterials.

Die Auswertung erfolgt pragmatisch, methodisch korrekt, mit viel Fingerspitzengefühl und ohne Überinterpretation des Materials. Argumente und Schlußfolgerungen ziehen sich durch das ganze Buch, daher gehen methodische Fragestellungen leider in der Datenfülle unter. Es wäre vorteilhaft gewesen, Methoden und Techniken der Auswertung in einem eigenen Abschnitt zu erläutern.

Die westeuropäischen Münzen stammen überwiegend aus Italien und zu einem geringeren Teil aus Frankreich und Deutschland. Zahlreiche historische Quellen legen nahe, daß zumindest ein Teil als Kriegsbeute, Lösegeld oder Tribut in das Karpatenbecken gelangt ist (z. B. Streifzüge in Italien zwischen 899 und 954, in Frankreich zwischen 911 und 954). Die arabischen Münzen sind erst in der Zeit nach 910 in die Erde gelangt; ihr Zustrom ist aufgrund des Fehlens von Streifzügen in den Osten nur durch den Fernhandel zu erklären. Dagegen ist im Fall der byzantinischen Münzen nicht zu entscheiden, welche Faktoren zu ihrem Umlauf in welchem Maße beigetragen haben – zur Diskussion stehen Streifzüge, Lösegeldzahlungen, ‚Geschenke‘, die Missionstätigkeit der byzantinischen Kirche bzw. der Handel.

Die Münzen waren weniger Zahlungsmittel als vielmehr Schmuck; fast alle Objekte weisen Durchlochungen auf – sie sind meist auf die Kleidung aufgenäht worden. Prägefrische Stücke fehlen generell – das ist für ihren chronologischen Wert in Fundkomplexen von Bedeutung: die Münzen geben nur einen *terminus post quem* für seine Datierung – zwischen der Zeit der Prägung und jenem Zeitpunkt, als sie in die Erde gelangten, können Jahrzehnte oder auch mehr als ein Jahrhundert liegen. Ein Kuriosum sind die römischen Münzen in Gräbern des 10.–11. Jh.s, die bisher von 7 Fundplätzen bekannt

sind. Als plausible Erklärung wird angenommen, daß die Mode der oberen und mittleren Gesellschaftsschichten, Edelmetallmünzen als Schmuck zu tragen, vom Gemeinvolk imitiert worden ist, indem römische Münzen aufgesammelt und als Schmuck wiederverwendet worden sind.

Die Auswertung ergibt, daß die Münzen kein Schlüssel zur Feinchronologie des archäologischen Fundmaterials des 10. Jh.s sind; die Lösung dieser Probleme wird in einer groß angelegten EDV-gestützten Auswertung des gesamten Fundmaterials (einschließlich der Münzen) gesehen.

Weiz

Gerald Fuchs

Fomin, Aleksey Vladimirovich – László Kovács: The Tenth Century Máramaros (Huszt) Dirham Hoard. Budapest: Magyar Numizmatikai Társulat 1989. 80 S., 6 Tab., 7 Fig., XXI Taf.

Der 1904 unter unbekanntem Umständen zutage gekommene und im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrte berühmte Schatzfund, der einzige dieser Art aus dem Karpatenraum, wird hier das erste Mal vollständig publiziert. Im I. Kapitel behandelt L. Kovács (Archäologisches Institut der Ungar. Akademie der Wissenschaften) die Geschichte des 368 Silbermünzen umfassenden Fundes. Als II. Kapitel folgt der von A. V. Fomin (Staatl. Museum für Geschichte, Moskau) bearbeitete Katalog von 250 Originalprägungen samanidischer und abbasidischer Münzstätten in chronologischer Ordnung, sowie 118 barbarischen Nachahmungen nach Typen geordnet. Die beiden letzten Kapitel sind der historischen Einordnung gewidmet. A. V. Fomin bestimmt im III. Kapitel die Stellung des Schatzes unter den zahlreichen ähnlichen Funden des 10. Jahrhunderts in Europa. In dem von L. Kovács verfaßten IV. Kapitel wird das Fundmaterial im Zusammenhang mit den wenigen Dirhemfunden aus altungarischen Gräbern untersucht. Beide Autoren setzen sich mit verschiedenen historischen Interpretationen kritisch auseinander, halten aber mit eigenen Schlußfolgerungen vorsichtig zurück. Es scheint aber gesichert zu sein, daß die Dirhem nach dem Abschluß der ungarischen Landnahme durch Handel in den Karpatenraum gelangten. Die streng methodischen Erörterungen zeigen beispielhaft, wie solche Münzfunde historisch auszuwerten sind.

München

Thomas von Bogyay

Magyarok a Kárpátmedencében. Összeáll. és szerk. Glatz Ferenc. Budapest: Pallas Lap- és Könyvkiadó vállalat ²1989. 355 S., zahlr. Abb., Kt. und Tab. [Die Ungarn im Karpatenbecken.]

Um diesem ungewöhnlichen Geschichtswerk gerecht zu werden, muß der Rezensent einiges über die Zeitschrift *História* sagen, deren Schriftleiter es konzipiert und redigiert und deren Redaktionsstab die verlagstechnische Arbeit verrichtet hat. Die seit 1979 zweimonatlich erscheinende Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft übernahm die Aufgabe, die Errungenschaften der Fachwissenschaft dem breiten Publikum zu vermitteln. Sie

verdankt ihre Popularität nicht nur dem leichtverständlichen Stil der Beiträge und der magazinartigen Aufmachung, sondern auch dem Umstand, daß darin jahrzehntelang aus politischen Gründen unterdrückte Themen und Fragen aufgegriffen und sachlich behandelt werden.

Auch der vorliegende Band ist in Format und Typographie wie die Zeitschrift gestaltet und – pädagogisch durchdacht – außer Information über Fakten und Daten auch auf nationalpolitische Aufklärung und Erziehung angelegt. Die Darstellung des Schicksals der Ungarn und anderer Völkerschaften im Karpatenraum soll zum Verständnis der Probleme der Gegenwart verhelfen. Diese Zielsetzung kommt besonders deutlich zum Ausdruck im Beitrag, mit dem Ferenc Glatz diese 2. Auflage unter dem vielsagenden Titel „Die Sackgasse des ‚Nationalstaates‘“ einleitet.

Der Herausgeber hat nicht weniger als 64 Historiker als Mitarbeiter herangezogen. Manche haben mehrere Beiträge geliefert. Das Ergebnis ist freilich keine fortlaufende Erzählung der Geschehnisse, sondern eine Reihe von mehr oder weniger kurzen Aufsätzen. Einige sind in Interview-Form abgefaßt, man findet aber auch Dokumententexte und Zitate aus einigen, für die politische Atmosphäre bestimmter Perioden bezeichnenden literarischen Werken. Zahlreiche Bilder, teilweise von dokumentarischem Wert, sowie statistische Tabellen und Kartenskizzen ergänzen die Textbeiträge. Der Lauf der Geschichte wird dabei aus einer am Außenrand der Seiten angebrachten und „Kronika“ (Chronik) betitelten Spalte, eine Art Zeittafel, ersichtlich. Die Popularisierung als Zweck macht das Fehlen von Literatur- und Quellenhinweisen begreiflich. Den Band schließt aber ein gutes Namensregister ab.

Im Mitarbeiterstab sind alle Altersklassen vertreten. Ferenc Glatz war sichtlich bemüht, mit Elemér Mályusz und Péter Váczy, um nur die „großen Alten“ zu nennen, für jedes Thema und Problem einen kompetenten Fachmann zu gewinnen. Nur wenige bekannte und verdiente Historiker Ungarns fehlen, aber auch einige Ausländer haben mitgearbeitet (z. B. K. Nehring, J. Held, I. Deák). Individuelle Unterschiede in der Auffassung, im Stil, aber auch in der Qualität, waren dabei unvermeidlich. Es gibt unter den Beiträgen manche kleine Meisterstücke (z. B. S. 57–60 Jenő Szűcs über das alltägliche Glockengeläut im Zusammenhang mit *Johannes Hunyadis* Sieg bei Belgrad im Jahre 1456), aber auch solche, die von modernen Forschungen kaum Notiz genommen zu haben scheinen (z. B. S. 15–17, Geschichte des Karpatenraumes im 9. Jahrhundert).

Auffallend mager und lückenhaft ist der Abschnitt über die Räterepublik von 1919 (S. 222–225). Hier zeigt sich besonders deutlich, wie schwierig es ist, langjährige ideologische Fesseln abzustreifen und die Vergangenheit in ihrer Ganzheit zu betrachten und darzustellen. Gedankengänge, Formulierungen und Begriffe marxistischer Herkunft erscheinen selbst in den nüchtern sachlichen grundsätzlichen Erörterungen von Ferenc Glatz, dem niemand das Verdienst absprechen kann, an der Versachlichung der offiziellen ungarischen Geschichtsforschung tatkräftig mitgewirkt zu haben. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen. Der Rez. kann jedoch nicht umhin, eine politisch allerdings nicht belastete Formulierung zu beanstanden. Im ersten Satz des Werkes steht die Bezeichnung „közép-kelet-európai“, wörtlich übersetzt „mittel-ost-europäisch“. Kein Geringerer als Jenő Szűcs hat in sei-

nem vortrefflichen Essay „Skizze von drei historischen Regionen Europas“ die Region, der auch Ungarn zugeordnet wird, konsequent als „Közép-kelet-Európa“, d. h. Mittel-Ost-Europa, bezeichnet, um eine historische und kulturelle Zwischenstellung deutlich zu machen. Nach der ungarischen Sprachlogik ist jedoch diese Formulierung äußerst mißverständlich, ja irreführend, liegt doch der Karpatenraum eben nicht in der Mitte Osteuropas, sondern im östlichen Teil Mitteleuropas.

Doch gerade die anfechtbaren Einzelheiten machen das inhaltsreiche eigenartige Sammelwerk zu einem zeitgeschichtlichen Dokument von besonderem Interesse. Es bezeugt, wie weit der Befreiungs- und Emanzipationsprozess der ungarischen Geschichtswissenschaft am Ende der 1980er Jahre gediehen war.

München

Thomas von Bogyay

Karl V. Leopold, Herzog von Lothringen und Bar: Lotharingiai Károly hadinaplója Buda visszafoglalásáról. Kriegstagebuch Karls von Lothringen über die Rückeroberung von Ofen 1686. Megjelent Buda ostromának 300. évfordulójára. A szöveget sajó alá rend., ford., a szójegyz. és a mutatókat készítette Mollay Károly. A bev. tanulmányt írta Nagy László. Szerk. Kun József. Budapest: Zrínyi Katonai Kiadó 1986. 532 S. m. zahlr. Abb. und Faks.

Budától – Belgrádig. Válogatott dokumentumrészletek az 1686–1688. évi törökellenes hadjáratok történetéhez. A nagyharsányi csata 300. évfordulójának emlékére. Szerk. Szita László. Pécs: Baranya Megyei Levéltár 1987. 492 S. m. zahlr. Abb. u. Faks. [Von Ofen bis Belgrad. Ausgewählte Dokumente zur Geschichte der Feldzüge in den Jahren 1686–1688 gegen die Türken.]

Nach der Befreiung Wiens am 12. September 1683 gab es zwei militärische Ereignisse, die das Ende der Türkenherrschaft in Ungarn und die Rückeroberung dieses Landes endgültig besiegelten: Die Eroberung der Festung Ofens, des Zentrums des gleichnamigen Paschaliks (Buda), am 2. September 1686 und die Schlacht am Berge Harsány am 12. 8. 1687. Die nachfolgenden militärischen Auseinandersetzungen bis zum Frieden von Karlowitz 1699 waren nur mehr insofern von Gewicht, als daß sie den kämpfenden Parteien wie den Zeitgenossen deutlich machten, daß an dieser Rückeroberung Ungarns aus der Hand der Türken nicht mehr zu rütteln war. Die Erfolge des militärischen Genius der 1690er Jahre, Prinz *Eugens von Savoyen*, haben schon früh in der Historiographie wie noch stärker in der populärwissenschaftlichen Literatur die Bedeutung der Heerführer der 1680er Jahre in den Hintergrund gedrängt und allzu oft vergessen lassen, daß die Kriegszüge im Jahrzehnt 1689–1699 die drei Siege von 1683, 1686 und 1687 zur unabdingbaren Voraussetzung hatten. Und diese drei Siege waren vor allem das Werk des strategisch wie taktisch überragenden Heerführers *Karl von Lothringen*. Ein wichtiger Grund für die hier angesprochenen historiographischen Verzerrungen und Verzeichnungen (stößt man mitunter noch heute auf die Feststellung, daß der Sieg am Berge Harsány eine Leistung des Prinzen *Eugen* gewesen wäre!) ist

in der Quellenlage zu suchen. Liegt doch das 21bändige Quellenwerk über die Feldzüge Prinz *Eugens* schon seit rund 100 Jahren abgeschlossen vor (Wien 1876–1892), während die wesentlichen Quellenwerke zur Geschichte der Ungarn-Feldzüge der 1680er Jahre erst in jüngerer und jüngster Zeit erschienen sind. Die beiden wichtigsten von ihnen stehen nun im Mittelpunkt dieser Rezension.

Diese zwei Quellenwerke haben folgende Gemeinsamkeiten: Ihr Anlaß ist das 300jährige Jubiläum des Ereignisses, dessen sie jeweils in Form einer überaus verdienstvollen Quellenedition gedenken; – hier die Rückeroberung Ofens, dort der Sieg am Berge Harsány. Die zweite Gemeinsamkeit ist das Wirken der Persönlichkeit *Karls von Lothringen* und die dritte, daß dessen Kriegstagebuch den Kern beider Editionen ausmacht, bzw. das erste Werk sich überhaupt auf die Edition des Kriegstagebuches bis Ende September 1686 beschränkt. Beide Quellenwerke bilden insofern noch eine für die Historiographie sehr wertvolle Einheit, als daß das zweite (Budától – Belgrád) die Edition des Kriegstagebuches zeitlich, nämlich ab September 1686 bis zum November 1687 fortsetzt und mit dem Feldzug nach Siebenbürgen und der Besetzung dieses Fürstentums abschließt.

Im Unterschied zum zweiten Quellenwerk, in dem die Quellen nur in ungarischer Sprache und damit in Übersetzung mitgeteilt werden, obwohl sie alle in einer westlichen Originalsprache abgefaßt sind, wird in dem der Rückeroberung Ofens gewidmeten Quellenwerk das Kriegstagebuch *Karls von Lothringen* zuerst in ungarischer Übersetzung und danach in seiner Originalsprache „buchstabengetreu“ veröffentlicht, wobei diese abwechselnd in französischer und deutscher Sprache (mit einigen italienischen Textteilen) gehalten ist. Das Tagebuch umfaßt den Zeitraum 6. Juni bis 2. Oktober 1686 und beinhaltet nicht nur eine Schilderung des Ereignisablaufs innerhalb dieses Zeitraumes, sondern auch detaillierte Beschreibungen der Truppen und der Truppenstärke (die nunmehr eindeutig mit 60.000 Mann festzustellen ist im Gegensatz zu bisherigen Auffassungen, die in der Regel von einer Truppenstärke von 100.000 und mehr ausgegangen sind), des Kriegsgeräts, der Marschrouten und Entfernungen sowie der Kriegspläne, einschließlich des Planes für den Feldzug des Jahres 1687 in Richtung Peterwardein und Belgrad.

Die Handschrift selbst wird von ihrem Herausgeber, Karl Mollay, zweisprachig vorgestellt und sachkundig kommentiert. Die kriegsgeschichtliche Einleitung von László Nagy wird nur in ungarischer Sprache publiziert, was umso bedauerlicher ist, als dieser durch Heranziehung zahlreicher zeitgenössischer Quellen sowie der Sekundärliteratur eine Einordnung der hier geschilderten Ereignisse in die größeren historischen Zusammenhänge vornimmt und auch überzeugend darlegt, in welchem Ausmaß und aus welchen Gründen und Motiven die überragende Leistung *Karls von Lothringen* von zahlreichen Historikern – darunter auch Gyula Szekfü – mißinterpretiert, abgewertet oder überhaupt falsch beurteilt wurde.

Einen inhaltlich wesentlich umfassenderen Charakter zeichnet das zweite Quellenwerk aus, in dem der große Sieg des kaiserlichen Heeres über die Türken am Berge Harsány am 12. 8. 1687 mit seiner Vorgeschichte, den einzelnen militärischen Ereignissen und schließlich mit seinen, ins Jahr 1688

hineinreichenden Auswirkungen (der Eroberung von Belgrad Oktober 1688) sehr eingehend dokumentiert wird. Das Kriegstagebuch Herzog *Karls von Lothringen* ist nur das erste von insgesamt 50 hier edierten Dokumenten, die mehrheitlich aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe und den beiden Kriegsarchiven München und Wien stammen. Im ersten Teil werden noch zwei weitere Kriegstagebücher über den Feldzug von 1687 veröffentlicht, nämlich das des Kurfürsten *Max Emanuels von Bayern* und des kaiserlichen Generalquartiermeisters *Tobias von Hasslingen*; ferner Auszüge aus dem Tagebuch des Beichtvaters des Kurfürsten, Pater *Gaetano Bonomo* sowie zwei Personenlisten des im bayerischen Dienst stehenden ungarischen Husarenobersts *Lidl* aus dem Jahre 1688. Der zweite Quellenteil umfaßt insgesamt 30 Briefe, der sich wie folgt aufgliedert: Zwei Briefe des Großwesirs an den Hofkriegsratspräsidenten Markgrafen *Hermann von Baden* und eine Antwort desselben betreffend möglicher Friedensverhandlungen im Januar und Februar 1687; ein Brief Herzog *Karls von Lothringen* vom 16. Juni 1687 an *Ludwig von Baden*; 5 Briefe aus der Korrespondenz zwischen *Ludwig* und *Hermann von Baden* im Zeitraum vom 29. Juli bis zum 19. August 1687; 10 Berichte *Karl Gustavs* von Baden an König *Karl IX.* von Schweden vom 4. April bis zum 18. August 1687; die Aufzeichnung über den mündlichen, am Kaiserhof vorgetragenen Bericht Prinz *Eugens von Savoyen* über den triumphalen Sieg am Berge Harsány (15. August 1687); 19 Briefe des Obersten *Louis Hector Villar* an den französischen Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten *Marquis de Croissy* vom 15. Juni bis zum 1. Oktober 1687; der Bericht *Max Emanuels* vom 14. Oktober 1688 über die Eroberung von Belgrad. Im abschließenden dritten Quellenteil werden fünf zeitgenössische Flugschriften über den Feldzug von 1687 bzw. den Sieg von Harsány ebenfalls in ungarischer Übersetzung mitgeteilt. Personen- und Ortsnamenregister beschließen die Quellenausgabe, die von zwei umfangreicheren kriegsgeschichtlichen Studien von Lajos Nagy und László Szita eingeleitet wird.

Eines ist aufgrund beider Quellenwerke ganz deutlich geworden: Die militärische, aber auch die politische Geschichte Ungarns (und mittelbar auch der Habsburgermonarchie) in den von beiden Editionen dokumentierten Jahren 1686 und 1687 muß im wesentlichen neu geschrieben, die bislang tradierte, ganz nationalstaatlich bestimmte Geschichtsauffassung über diese Epoche auf ungarischer wie auch auf österreichischer Seite kritisch reflektiert und durch eine neue ersetzt werden. Durch diese Quellen und den in ihnen enthaltenen Informationen ist das Geschichtsbild von den das Land Ungarn „verheerenden“ und „marodierenden“ kaiserlichen Soldaten genauso überholt wie das von den „rebellischen“ und stets „unzuverlässigen“ Magyaren. Beispielsweise stellt László Nagy – beinahe mit Verwunderung – fest, daß Herzog *Karl von Lothringen* völlig sachlich und damit vorurteilslos die militärischen Leistungen und Bravourtaten ungarischer Heerführer und Truppen mit der gleichen Anerkennung hervorhebt wie die Leistungen von Truppen und Personen anderer nationaler Provenienz. Aus dem von László Szita herausgegebenen und bearbeiteten Quellenband geht andererseits eindeutig hervor, mit welcher Behutsamkeit, Sorgfalt und Verantwortlichkeit die kaiserlichen Truppen, ihre militärischen Operationen in Ungarn ausgeführt haben. Denn Beschlagnahmungen, Requisitionen waren strengstens verboten

und Verstöße gegen dieses Verbot wurden mit harter Bestrafung tatsächlich geahndet. Proviant, Pferde, das ganze Material, das aus Ungarn selbst zur Versorgung herangezogen wurde, ist anhand der überlieferten Rechnungen in der Regel mit klingender Münze an Ort und Stelle bezahlt worden. An zahlreichen Orten wurde *Karl von Lothringen* an der Spitze seiner Armee von seiten der einheimischen Bewohner feierlich als Befreier begrüßt und willkommen geheißen (was man von späteren „Befreiungen“ keineswegs berichten kann). Überhaupt wird man das Bild von den damaligen, in Ungarn herrschenden Zuständen, so z. B. über das Ausmaß von Wüstung und Verwüstung wesentlich revidieren müssen. Das historiographische Verdienst an dieser notwendigen Revision bislang gültiger – und wie sich herausstellt irriger – Geschichtsbilder und -auffassungen kommt ausschließlich den beiden hier angezeigten, mit großer Sorgfalt und Sachkunde angelegten und übrigens beide mit vorzüglichem Bildmaterial ausgestatteten Quelleneditionen zu.

München

Gerhard Seewann

Futaky, István – Kristin Schwamm: Die Ungarn betreffenden Beiträge in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1739–1839. Budapest: A Magyar tudományos akadémia könyvtárának kiadása 1987. 309 S., 21 S. Faksim.

Die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* gehörten zu den wenigen Blättern, über die die ungarische Wissenschaft – bzw. Ungarn im allgemeinen – vom 18. Jahrhundert an die wissenschaftliche Welt Europas betreten konnte. Göttingen verdankte von der Mitte des 18. Jahrhunderts an seine Bedeutung im deutschen Geistesleben seiner 1737 gegründeten Universität, die damals modernste, geistig progressivste Institution auf deutschem Boden. Hervorragende Professoren lehrten die für die Beamtenausbildung wichtigsten Fächer wie Staatswissenschaft, Recht, Kameralistik, aber auch Philologie und Theologie.

In den ersten hundert Jahren ihres Bestehens wurde die Universität von vielen Studenten aus Ungarn besucht. Zwei Jahre nach der Gründung der Universität, 1739, erschienen erstmals die *GGA*. Sie waren die erste deutsche referierende-rezensierende Zeitschrift, die ihr großes Ansehen, ihre Beliebtheit unter den Wissenschaftlern nicht nur ihrem auf den Tag aktuellen Material zu verdanken hatte, sondern auch dem Umstand, daß sie – über das deutsche Sprachgebiet hinaus – auch die wissenschaftlichen Produkte zahlreicher anderer europäischer Länder beobachtete und referierte und dadurch auf ihre Art zur Entfaltung des gesamteuropäischen wissenschaftlichen Lebens beitrug.

Hinsichtlich der ungarischen Thematik waren die *GGA* im wesentlichen bislang nicht erschlossen, was auch für andere Nationen zutreffen mag. Der gewaltige Umfang von jährlich durchschnittlich 2000 Seiten, d. h. für die ersten hundert Jahre von 200 000 Seiten, machte die Forschungsarbeiten an dieser Zeitschrift ohne technische Hilfsmittel sehr sehr arbeitsaufwendig. Was nun die Ungarn betreffenden Beiträge anbelangt, so wurde nun diese wertvolle Quelle von I. Futaky und K. Schwamm sowie deren Mitarbeitern aufbereitet, die das Material der ersten hundert Jahre unter diesem Gesichtspunkt sichteten, systematisierten und durch Indices erschlossen.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Die Bibliographie umfaßt 577 Titel, in vier, jeweils chronologisch geordneten Gruppen: 1. selbständige Werke und umfangreichere Ausschnitte zusammenfassender Werke auf dem Gebiet der Hungarologie; 2. Arbeiten mit ungarischer Thematik außerhalb der eigentlichen Hungarologie (z. B. Botanik in Ungarn); 3. personelle Nachrichten; 4. Werke aus der Feder ungarischer Autoren oder in Ungarn erschienene Werke, die jedoch keinen ungarischbezogenen Inhalt haben. Nach der kurzen Titelbeschreibung des referierten Werkes geben die Autoren meistens einen Auszug von einigen Zeilen aus der Rezension wieder, wobei sie in den meisten Fällen aus verschiedenen Manuskript-Registerbänden auch die Person des ansonsten anonymen Rezensenten ermittelten. Dadurch wird die Bibliographie selbst zur Quelle: sie ermöglicht interessante Schlußfolgerungen bezüglich der ungarisch-deutschen wissenschaftlichen Beziehungen und des Stellenwertes der ungarischen Wissenschaft in Europa.

Die erste Lehre, die aus dem Material gezogen werden kann, ist die chronologische Verteilung der Mitteilungen. So ergibt sich für die 101 erschlossenen Jahre, in Abschnitte von jeweils 20 Jahre zusammengefaßt, folgende Zahlen: 83, 103, 212, 127, 52. Mit anderen Worten: nach dem verständlichen Hochschnellen in den Jahrzehnten von 1780–1799 reduziert sich die Zahl der Veröffentlichungen pro Zeitabschnitt jeweils auf die Hälfte. Eine Ursache dafür ist gewiß der Wechsel der Sprache in der ungarischen Wissenschaft, die sich nunmehr des Ungarischen bedient und somit an Anziehungskraft für die deutsche Wissenschaft verliert. Die Beziehungen lockern sich, wohl auch, weil keine Wissenschaftler zur Verfügung stehen, die der ungarischen Sprache mächtig sind. Untermauert wird diese Behauptung durch die sprachliche Untersuchung von 198 Titeln der ersten Gruppe (hungarologisches Material) des Verzeichnisses. Neben dem Resümee von 96 lateinisch- und 90 deutschsprachigen Arbeiten (sowie 7 franz. und einer englischen Arbeit) werden lediglich vier ungarischsprachige Arbeiten (bzw. in einem Zug mehrere Arbeiten) referiert: zwei Grammatiken und 1835 die ersten Publikationen der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

Die Vollständigkeit des Materials wurde nicht nur vom sprachlichen Gesichtspunkt beeinflußt. Dabei spielten Zufälle, das Interessengebiet der Rezensenten, ihre persönlichen Beziehungen bei der Auswahl bestimmter Autoren oder Fachgebiete und Regionen Ungarns eine Rolle. Auf jeden Fall überwiegt die Zahl der ungarischen Autoren: von den 198 Titeln des ersten Teils sind 135 Arbeiten ungarischer oder vermutlich ungarischer Autoren; 25 ausländischer zu einer ungarischen Thematik; in 31 Fällen sind zusammenfassende Werke ausländischer Autoren angegeben, die nur in einem kleineren oder größeren Teil Ungarn behandeln (die Zahl ungewisser Autoren oder anonymer Werke beläuft sich auf 8). Beachtung verdient auch die territoriale Verteilung der Publikationen: nahezu die Hälfte der 135 Werke (60) war im Ausland (in Wien und im übrigen deutschen Sprachgebiet) erschienen; 20 in Transdanubien und in Oberungarn (vor allem in Ödenburg und Preßburg), 37 in Pest oder Buda, 18 in Siebenbürgen, und dabei überwiegend in Hermannstadt. Die Anzahl der auf Siebenbürgen bezogenen, vor allem sächsischen Arbeiten beträgt 31.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Die 135 Titel der Gruppe 1 repräsentieren den Stand der Hungarologie des betreffenden Zeitabschnittes im wesentlichen getreu, wenngleich nicht absolut vollständig. Zu den Rezensionen der einzelnen Bände der wichtigsten Zeitschriften sowie zu den zumeist nach Bänden erfolgten Besprechungen der zusammenfassenden ungarischen Geschichtswerke kommen Informationen über die publizierten Kataloge der Bibliotheken des Hochadels und über Veröffentlichungen zu Recht, Religion, Kirchengeschichte und Diplomatie. Es gibt natürlich auch auffällige Mängel: *Pál Wallaszky*, der das Handbuch des ungarischen Kulturlebens zusammenstellte, kommt ebenso nicht vor wie die berühmten Mathematiker, die beiden *Bolyais*, natürlich auch nicht die auf Ungarisch publizierenden *Sámuel Decsy* und *István Horvát*; andere, wie z. B. *Márton György Kovachich* erscheinen seltener als ihrer Wichtigkeit gebührt.

Auch die Untersuchung der Teile 2–4 wartet mit einigen Lehren auf. Der große Umfang von Teil 2 und 4 (insgesamt etwa so groß wie Teil 1) deutet an, daß die ungarischen Forschungsergebnisse auch über die Hungarologie hinaus auf dem Gebiet der Naturwissenschaften Interesse weckten, sei es als Information über ein geographisch-naturwissenschaftlich nicht hinreichend bekanntes Gebiet, sei es infolge gewisser wissenschaftlicher Erkenntnisse. Der Band erfaßt auch zahlreiche Reisebeschreibungen ausländischer Verfasser, die sich teils oder ausschließlich mit Ungarn beschäftigen. Teil 3, der Material zu Personen enthält, verheißt Interessantes, ist aber in Wirklichkeit – entsprechend den Informationsmöglichkeiten jener Zeit – recht spärlich. Von 84 stammen 67 Nachrichten aus Göttingen und weitere 18 hängen mit Göttingen zusammen, wobei es sich größtenteils um Todesanzeigen handelt, mit Ausnahme von 3 aus dem Ausland bzw. aus Ungarn stammenden Informationen, die ungarische Persönlichkeiten betreffen. Auch von sonstigen Zeiterscheinungen wie der Universität von Buda oder der Agrarhochschule ist nur dreimal die Rede. Ob dies viel ist und welchen Stellenwert Ungarn durch die GGA innerhalb der europäischen Wissenschaftsszene zugewiesen erhält, kann nur anhand eines Vergleichs mit den Informationen über die anderen kleineren oder größeren europäischen Länder in den GGA entschieden werden.

Die Rezensionen und Referate selbst lassen sich aufgrund der auszugsweise wiedergegebenen Passagen in zwei Typen unterscheiden. Einmal in einfache referierende Beschreibungen, zum anderen in Wertungen: mitunter wird mit strengen kritischen Bemerkungen auf die Mängel der Publikationen aufmerksam gemacht; andere Arbeiten werden lobend erwähnt. Die häufigsten Rezensenten hungarologischer Werke sind der Historiker *L.A. Gebhardi*, Professor an der Lüneburger Akademie, später Bibliothekar und Archivar in Hannover und selbst Verfasser einer zusammenfassenden ungarischen Geschichte; der Göttinger Geschichtspräsident *A.H.L. Heeren*, der Göttinger Professor für klassische Philologie und Bibliotheksdirektor *Ch.G. Heyne*, der 1770–1812 Redakteur der GGA war; auch *Schlözer* selbst machte einige Rezensionen. Die nicht hungarologischen Werke wurden von anderen Professoren der Universität Göttingen rezensiert: so bediente *Gmelin* die Chemie, *Grellmann* die Statistik, *Büsching* die Geographie, *Kästner* die Mathematik und Physik; *Jakob Grimm* fungierte als Rezensent einiger Arbeiten aus der Slawistik und einer Zusammenfassung über die finnische Sprache und Lite-

Bücher- und Zeitschriftenschau

ratur, die in St. Petersburg erschienen war. Auch die Liste berühmter Namen beweist das gleiche wie die Quantität der Rezensionen: in den hundert Jahren, in denen die ungarische Wissenschaft den Entwicklungsweg zu modernen wissenschaftlichen Disziplinen betrat, wurde sie sofort (wenngleich nicht in ihrer Gesamtheit, sondern mit eventuellen Mängeln) in den wissenschaftlichen Kreislauf Europas aufgenommen; ihre selbständige Existenz wurde zur Kenntnis genommen, ihre Verdienste gewürdigt, ihre Mängel kritisiert. Diese Entwicklung wird bedauerlicherweise – ein unlösbares Dilemma – verlangsamt, erschwert, als sich die ungarische Wissenschaft in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der ungarischen Sprache zuwendet, ein Problem, das bis heute ungelöst blieb.

Wir möchten abschließend nur auf einige kleinere Mängel dieser wertvollen und weitere Forschungsarbeiten erst ermöglichenden Publikation hinweisen. Das Gliederungsprinzip erlaubt keine eindeutige Zuweisung der einzelnen Arbeiten. Werke ähnlichen Charakters tauchen in mehreren Sachgruppen auf. Es wäre vielleicht besser gewesen, ein einfacheres Schema anzuwenden – z. B. ungarische Autoren – ausländische Autoren; Monographien – Zeitschriften, Reihen – zusammenfassende Werke und natürlich getrennt die Nachrichten zu Personen. Die sorgfältig zusammengestellten, auch biographische Daten enthaltenden Indices hätten in diesem Fall mit einem Sachregister ergänzt werden müssen.

Bei der Wiedergabe der Titel sind die Autoren den GGA gefolgt: fehlende Vornamen wurden nicht ergänzt, fehlerhaften Titeln wurde nicht auch die korrigierte Form beigegeben. Dieser Mangel wird im Index ergänzt. Bedauerlich ist jedoch, daß man sich nicht die Mühe gemacht hat, die Autoren der anonym erschienenen Werke ausfindig zu machen, auch nicht in den Fällen, in denen dies keinen allzu großen Aufwand erfordert hätte; interessant ist z. B., daß gleich zwei der rezensierten Arbeiten von einer der führenden, hingeworfenen Figuren der ungarischen Jakobinerbewegung, von *József Hajnóczy* stammen.

Die Annotationen scheinen uns nicht ganz einheitlich und von verschiedenen Personen erstellt zu sein.

Während ein Teil die Meinung des Rezensenten zusammenfaßt, geben andere den Inhalt der rezensierten Arbeit wieder (was meiner Ansicht nach überflüssig ist) – und gehen nicht darauf ein, ob der Rezensent eine Bewertung der Arbeit gibt. War dies nicht der Fall, so hätte vielleicht anstelle der Annotation eine Bemerkung wie „referierende Beschreibung“ o. ä. genügt; diese oder eine ähnliche kurze Bemerkung wäre in Teil 4 auch bei einem häufigeren Fehlen der Annotationen für die Wissenschaft von größerem Nutzen gewesen.

Schließlich ist der Band eines jener „Hilfswerke“, die mit einem für den Außenstehenden kaum vorstellbaren Zeit- und Energieaufwand erstellt wurden und für die Forschung von unschätzbarem Wert sind, weil sie die Erforschung einer Epoche oder eines Fragenkomplexes erleichtern, ja erneuern können. Es wäre gut, wenn es zur Erstellung ganzer Reihen von ähnlichen Publikationen Impulse gäbe.

Budapest

Károly Vörös

Nagy L., Zsuzsa: Szabadkőművesek. Budapest: Akadémiai Kiadó 1988. 130 S., 14 Abb. [Freimaurer.]

Die Voranzeige des Buches (ein Werk zum Thema „Freimaurer“, verfaßt von einer namhaften ungarischen Historikerin, betreut vom Budapester Akademie-Verlag) erweckt zunächst den Eindruck, als habe man es mit einer seriösen Darstellung zu tun. Der Eindruck täuscht. Der Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften versucht sich mit einer Buchreihe unter dem Signet „4 D“, das soll heißen: vierte Dimension. Damit werden Käufer von sogenannter Esoterik-Literatur angesprochen; als „4 D“-Band kommt auch „Szabadkőművesek“ („Freimaurer“) auf den Markt, obschon er gar nicht in dieses Umfeld paßt, sieht man einmal von den Phantasmen eines Léon Taxil ab, der in der Absicht, den Brüderbund zu kompromittieren, den Maurern im Frankreich des ausgehenden 19. Jh.s einen Satanskult angedichtet hat. Die Autorin erwähnt zwar diese skurille Episode nicht, der Herausgeber der Reihe, Peter Kuczka (im ungarischen Who's Who, „Ki kicsoda“, Budapest 1981, als auf Science Fiction spezialisierter Dichter und Erzähler ausgewiesen) könnte aber davon gehört und angenommen haben, seine Zielgruppe würde auf Grund des Buchtitels aufregende Enthüllungen erwarten und zum Kauf angespornt werden.

Dem Werk darf es als Verdienst angerechnet werden, daß es alle etwaigen Erwartungen dieser Art gründlich enttäuscht. Einem Leserkreis, bei dem das Wort „Freimaurer“ fälschlicherweise Assoziationen an verschwörerische Umtriebe und Schwarze Messen wecken mag, wird historisches Tatsachenwissen vermittelt. Der Leser erfährt, daß es sich beim Freimaurer-Bund im Kern um eine aus dem Geist der abendländischen Aufklärung entstandene humanitäre Vereinigung handelt. Leider enthält der Text mehr sprachliche Schnitzer und sachliche Nachlässigkeiten, als man es selbst einer „4 D“-Schrift durchgehen lassen möchte: *Joséphine Beauharnais* als Kaiserin im J. 1792, Kaiser *Joseph II.* als Mitglied des Freimaurer-Bundes, das nach dem Ausgleich von 1867 amtierende ungarische Kabinett als „dualistische Regierung“, eine falsche Seitenangabe noch im kurzen Inhaltsverzeichnis – damit ist die Schmerzschwelle erreicht. Gewiß ist die Schilderung der Rolle und der Schicksale der ungarischen Freimaurerei im 20. Jh. informativ. Wer sich diesem kaum erforschten, nicht unwichtigen Kapitel der neuesten Geschichte Ungarns zuwenden möchte, wäre allerdings mit einer anderen Arbeit der Autorin (*Szabadkőművesség a XX. században.* Budapest: Kossuth Könyvkiadó 1977 [Freimaurerei im XX. Jh.]) besser bedient. Diese frühere Publikation ist ausführlicher und genauer als das neuere Buch und bringt auch einen umfangreichen Quellennachweis.

München

Denis Silagi

Gergely, Ernő: A magyarországi bányásztársadalom története 1867-ig. Budapest: Műszaki Könyvkiadó 1986. 328 S. [Die Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung der ungarischen Bergleute vor 1867.]

„Die Vergangenheit der Bergleute gehört zu den heroischsten Kapiteln der Geschichte. Die glorreiche Epoche der Bergarbeiterbewegungen ist von der

Bücher- und Zeitschriftenschau

Heldenepoche der ungarischen Arbeiterbewegung unzertrennlich“. Mit diesem pathetischen – nach den neuesten Ereignissen in Ungarn eher als antiquiert klingenden – Ausruf beginnt der Autor sein an und für sich spannendes und interessantes Buch.

Im umfangreichen, 328seitigen Werk, das ein reichhaltiges Schriftenverzeichnis enthält, gibt Gergely einen eher skizzenhaften Überblick über die Geschichte des ungarischen Bergbaus, schildert dessen wirtschaftliche Bedeutung während der beinahe tausendjährigen Periode, die von der Landnahme 896 bis zum Ausgleich im Jahre 1867 verlaufen ist. Während dieser langen Periode haben sowohl der Bergbau als auch die Lebensweise der Bergleute eine äußerst interessante Entwicklung durchgemacht. Der Verf. macht uns auf seine schillernde Weise mit den einzelnen Stationen dieser Entwicklung – sowohl mit Rückschlägen als auch mit Fortschritten – bekannt.

Der Anfang ist dem Salz-, Edelmetall- und Kohlegewinn jener Völker und Volksgruppen gewidmet, die vor der ungarischen Landnahme im Karpatenbecken lebten und hier bereits einen intensiven Bergbau betrieben. Die ungarischen Landnehmer und deren mittelalterliche Könige haben diesen bereits vorhandenen Bergbau schwungvoll weiterentwickelt. Im Mittelalter war Ungarn einer der bedeutendsten Edelmetallproduzenten des europäischen Kontinents.

Es versteht sich von selbst, daß dieser intensive Bergbau einer juristischen Regelung bedurfte. Gergely schildert ausführlich die mittelalterliche Regelung samt den vielen königlichen Privilegien, welche den Bergwerkstädten gewährt worden waren, das vom habsburgischen König *Maximilian* 1573 erlassene Bergwerksstatut sowie die vom absolutistischen *Bach*-Regime erlassene Allgemeine Österreichische Bergbauverordnung, deren wesentliche Bestimmungen auch nach dem Ausgleich in Kraft blieben.

Interessant ist die Darstellung des Rückgangs des Edelmetallgewinns und des Aufschwungs des Kohlenbaus seit dem 17. Jahrhundert. Erst mit Anwendung der modernen, „kapitalistischen“ Methoden – d. h. seit Beginn des 19. Jahrhunderts – kann die Entwicklung in der ungarischen Kohlegewinnung als rasant bezeichnet werden. Damit verbunden war die Gründung der ersten ungarischen Stahl- und Eisenwerke.

Ein großes Verdienst dieses Werkes besteht darin, daß der Verf. den Menschen in den Mittelpunkt seiner Schilderungen stellt: die Lebensweise, die Arbeitsverhältnisse und den Alltagskampf der Bergleute gegen die oft feindliche Natur, aber auch jenen Kampf, den sie oft gezwungen waren zu führen, um ihre vom König gewährten Privilegien zu bewahren. Auch die alten Bräuche und Sitten dieser eigentümlichen Schicht lernen wir aus Gergelys Buch kennen, die Feste der Bergleute und ihre bis zur jüngsten Zeit religiös gefärbten Überlieferungen, deren einzelne Elemente sogar in die vorchristliche Zeit zurückzuführen sind.

Das letzte Kapitel ist den neuzeitlichen Arbeitskämpfen gewidmet. Interessant ist es zu verfolgen, wie die Bergleute im Laufe der Neuzeit von einer privilegierten Schicht zu einem Teil des Proletariates wurden. Diese Entwicklung war eine schier unausweichliche Folge der allgemeinen Industrialisierung. Es ist allerdings zu bemängeln, daß auch dieses gute und informative

Werk nicht frei ist von jenen marxistischen Klischeevorstellungen, die zur Zeit seiner Veröffentlichung in Ungarn noch vorherrschend waren.

Brugg/Schweiz

Anton Czettler

Siklós, András: A Habsburg birodalom felbomlása, 1918. A magyarországi forradalom. Budapest: Kossuth Könyvkiadó 1987. 342 pp., maps. [The Dis-solution of the Habsburg Empire, 1918. The Revolution in Hungary.]

The book contains the comprehensive account of the Habsburg Empire's last year, with of course a focus on Hungary – as the title indicates –. The author treats his subject within an all-European context with a keen eye on the military operations. In fact, while the subject is primarily political, the strategical and military operational issues are handled with precision and great skill.

We find a detailed account of the failed German major Western offensive, as well as the Habsburg's last major offensive on Italy, which suffered the same fate. There are impressive statistical data on the slow disintegration of the Habsburg Army, indicating the frightening growth of the number of deserters and their often violent behaviour; the fast spreading industrial strikes in both parts of the Monarchy is also accounted. The Bulgarian armistice on September 29 is treated as a disaster at the Balkans as well as the beginning of the end for the Central Powers. A skilful account is given on the mutual effects of the domestic and military events.

The author clarifies the details of the last efforts made by the Monarchy to save Herself by putting an end to the war. That includes the Sixtus Affair. A precise sequence of these events is given, so is the account of the role of the personalities involved, e.g. the questionable behaviour of Foreign Minister *Czernin*. While the Sixtus Affair receives a fair treatment, the honorable role of the Emperor is not emphasised at all. His personality is shown rather through his hamletian hesitations, than his quite remarkable initiation of the peace effort.

This process, of course, climaxes in the Armistice of Padova. The author mentions, but does not elaborate on the controversy, whether there was or was not a kind of conspiracy to let as many Hungarian troops be captured by the Italians as possible, so as these rebellious masses should not participate in the potential revolution in Hungary (p. 124.).

As the subtitle indicates, the revolution of 1918 makes up a substantial part of the work – more than half of it –. It is a concise account of that dramatic chapter of Hungarian history. As in many cases of history, so was it in 1918 in Hungary: late decisions of the Government, hasty and unnecessary use of forces by those in power contributed to the outbreak of the revolution as much – if not more than – the actions of the leaders and the masses of the revolution. Had the conservative ministry advised the King to appoint *Mihály Károlyi* to the Premiership in mid-October the 1918 revolution could have been prevented. The climax of the revolution, of course, was the proclamation of the (second) Republic of Hungary on November 16. Since the Parliament was dissolved, the Grand National Council – composed of representatives of local

revolutionary councils – proclaimed the enactment of legislations on general election by secret ballot; freedom of the press; freedom of assembly and association; and the endowment of the peasants with land property (p. 200.) Thus Hungary trodded a truly progressive road.

The revolutionary government of *Mihály Károlyi* inherited a chaotic, insecure and very dangerous situation from its conservative predecessors: ruined economy, total international isolation, secessionist demands of national minorities and an army in dissolution. All these were disastrous enough, yet the doom of the country was sealed not by these factors, but by the unsatisfiable appetite of the neighbouring small countries, which result in the violation of the armistice treaties (Padova and Belgrad), the continued invasion of the foreign troops much beyond the armistice lines. All these made the position of the *Károlyi* regime untanable. The only political forces which were willing to govern under such circumstances were the Communists. But of course, their efforts were a dismal failure. The dissolution of the Habsburg Empire and the partition of historic Hungary was sealed.

The author utilizes an impressive array of domestic and foreign archival sources, many of which were unknown until now. The organization of the book is balanced, the style is attractive, so as it is a pleasant and informative reading for the professional and the literate general reader.

Budapest

Béla K. Király

A forradalmi kormányzótanács jegyzőkönyvei, 1919. Szerk. Magda Imre és László Szűcs. Budapest: Akadémiai Kiadó 1986. 585 pp. [The Minutes of the Revolutionary Governing Council, 1919.]

The work is the collection of all the minutes of the Revolutionary Governing Council (The Council below). This – the leading political and administrative center of the Bolshevik regime in Hungary – was founded on March 21, 1919. On that day the Hungarian Social Democratic Party and the Party of Communists in Hungary concluded a contract, the full text of which in facsimile version could be found on pages following p. 512. In this treaty the leaders of the two workers' parties agreed to merge under the name of Socialist Party of Hungary; to seize power on behalf of the proletariat; to create their own class army and to conclude a "most intimate armed as well as spiritual alliance with the Russian Soviet government." A manifesto addressed to "Everyone!" declared that "The Revolutionary Governing Council will exercise the administrative power on behalf of the party". The Council will be charged with the establishment of workers' peasants' and soldiers' council nationwide (p. 10).

Since the Hungarian Parliament was dissolved in 1918 by the previous government and the *Károlyi* government abdicated all legislative and executive power fell into the hands of The Council. The new united party created its own secretariat, nonetheless the Council served as the highest authority of the Party also (p. 11).

The new legislative body, The National Assembly of the Councils, (*Tanácsok Országos Gyűlése*) was elected only during the period of June 14–23, un-

til that time the legislative power was vested fully in The Council. The Assembly defined the mission of The Council and the principles of the new constitution on June 22–23 (p. 12). That became the first written constitution of Hungary. Since the Assembly met only once and its Executive Council met only four times, The Council remained the principal governing body of the Bolsheviki, even after these institutions were established.

The Council considered the proceedings in Hungary “as an organic component of world revolution, that directly will be supported by Soviet-Russia and that soon other countries will join the fold” (p. 14).

Some features of the new constitution and the foci of the Council’s policies were as follows: the country to be turned into a federation which is governed locally by similar councils of the various nationalities of Hungary; the reorganization of the judiciary; socialization of properties; progressive social policies; regulation of wages on equality basis; reform of education; development of “socialist culture”; safeguarding of historical treasures of the workers movement and the reform of church and state relationship.

The Council faced several crises, some of them were caused by internal frictions of the various political groups, others were caused by the aggression of the neighbouring countries which continued to violate the armistice agreements. That of course obliged The Council to focus its attention on military affairs. As a consequence, changes of the inner organization of The Council and the persons occupying key positions changed very frequently, until on August 1, 1919, after 133 days in power The Council dissolved itself putting an end to the Bolsheviki rule in Hungary.

During the entire period of its existence The Council held 44 sessions, discussed 514 issues. These are the central themes of the book. The editors present a very usable analysis of The Council’s inner organization, the structure and function of its presidency, its by-rules and finally a short biography of all leading personalities of The Council is given, (pp. 27–45), a very useful account.

In a chapter entitled “Information by the Editors” (pp. 45–48) the reader receives concrete information on the availability and location of relevant archival materials.

In addition to the texts of the minutes (pp. 51–515) the book contains the photographs and signatures of the members of The Council (*komisars*), facsimiles of documents, a list of agendas of the various meetings, an account on which session was attended by which member of The Council; a subject, persons’ as well as a geographical index; the list of the daily papers and journals listed in the text; a list of abbreviations; and a German and Russian summary. Alas no bibliography is given. This collection of documents (all archival materials) is the result of a careful work of the editors who wrote an introduction also (pp. 19–48) which is an informative and precise essay on the history of The Council.

The book is a very usable tool for students of the Bolsheviki regime of 1919 in Hungary.

Budapest

Béla K. Király

Ránki, György: A Harmadik Birodalom árnyékában. Budapest: Magvető Kiadó 1988. 343 S. (Gyorsuló idő.) [Im Schatten des Dritten Reiches.]

Das Buch ist eine Sammlung von 8 Aufsätzen, Beiträgen und Auszügen aus Publikationen des im Februar 1988 verstorbenen ungarischen Historikers, die alle in der ersten Hälfte der achtziger Jahre in Ungarn erschienen sind und die sich mit der ungarischen Geschichte und den deutsch-ungarischen Beziehungen in den dreißiger Jahren sowie während des Zweiten Weltkrieges beschäftigen. Leider enthält der Sammelband keine Einführung, die eine Verbindung zwischen den Beiträgen herstellt bzw. den Anlaß der Publikation nennt. Lediglich der kurze Klappentext mit zwei Zitaten Ránki's nennt zwei zentrale Fragestellungen: die Möglichkeiten für die Unabhängigkeit der kleinen Staaten und die Bedeutung des Mitteleuropa-Gedankens.

Der erste Beitrag „Handlungsspielraum und Zwangsweg – Die kleinen Staaten des Donautals in der internationalen Wirtschafts- und Politikordnung 1919–1945“ (1984) geht der Frage nach, ob die kleinen Staaten überhaupt Möglichkeiten der Unabhängigkeit besaßen, und untersucht deren wirtschaftliche Schwächen.

In dem Buchauszug „Hitlers Verhandlungen mit osteuropäischen Staatsmännern 1939–1944“ (1983) untersucht Ránki den politischen und diplomatischen Stil sowie die Themen dieser Verhandlungen und analysiert die darin zum Ausdruck kommenden Einstellungen der Staatsmänner zum Deutschen Reich und zu *Hitler* sowie *Hitlers* Persönlichkeit.

Der Aufsatz „Der Weg zur deutschen Besetzung“ (1984) skizziert die drei wesentlichen Faktoren zur Herausbildung des deutsch-ungarischen Bündnisses aus ungarischer Sicht: Revision von Trianon, Wirtschaftsbeziehungen, politisch-ideologische Nähe der Systeme der beiden Länder und äußert erhebliche Kritik an der politischen Fähigkeit der ungarischen regierenden Mittelklasse in den dreißiger Jahren.

Die Umsetzung der Vernichtung der 2. Ungarischen Armee bei Stalingrad in einem Film von Sándor Sára veranlaßt Ránki in dem Artikel „Wo sind die vielen Grabkreuze?“ (1983) zu der Diskussion der Fragen Schuldige oder Opfer? und Schicksal oder Gesetzmäßigkeit?

In der „Ungarischer Holocaust“ (1982) betitelten Besprechung des Buches von Randolph Braham: *The Politics of Genocide* benennt Ránki die dort offen gebliebenen Fragestellungen und erhebt die Forderung, auch in Ungarn ein gleichartiges Buch zu verfassen.

In dem zuerst in der ungarischen populärwissenschaftlichen Zeitschrift *História* erschienenen Artikel „Die Rolle der Deutschen bei der Vernichtung der ungarischen Juden“ (1984) will Ránki ausdrücklich nicht die Verantwortung auf die Deutschen abwälzen, sondern deutlich auch die Schuld Ungarns aufzeigen.

Der Aufsatz „Fragen der Kriegswirtschaft im Zweiten Weltkrieg“ (1987) behandelt am Beispiel der Teilbereiche Rohstoffversorgung, Arbeitskräfte und Finanzierung die Frage, wie die vier wichtigsten kriegsführenden Staaten England, Deutschland, Sowjetunion und USA mit dem Problem der Umstellung auf die Kriegswirtschaft fertig wurden.

Bücher- und Zeitschriftenschau

In dem Aufsatz „Zur Frage Mitteleuropas – aus wirtschaftlicher Sicht“ (1985) analysiert Ránki die wirtschaftlichen Komponenten der verschiedenen Mitteleuropapläne des 20. Jahrhunderts.

Der Sammelband stellt eine zwar interessante (mancher Beitrag hätte eine Übersetzung ins Deutsche verdient), leider jedoch inhaltlich nicht besonders stringente Auswahl aus der reichen Publikationstätigkeit György Ránkis dar. Wenigstens eine Einführung wäre angebracht gewesen.

Hamburg

Holger Fischer

Erdei, Ferenc: Politikai irasok 1. Szerk.: Kulcsár Kálmán. Budapest: Akadémiai Kiadó 1988. 494 S. (Erdei Ferenc összegyűjtött művei.)

Der Budapester Akademie-Verlag gibt, größtenteils im Faksimile-Neudruck, seit 1973 die gesammelten Werke des Soziologen, Agrarexperten, Politikers und Wissenschaftsorganisations *Ferenc Erdei* (24. 12. 1910–11. 5. 1971) heraus. Die anfangs in dichter Folge erschienenen Bände machten zunächst seine großen soziographischen Arbeiten, die er Ende der dreißiger und zu Beginn der vierziger Jahre im Kreis der populistischen Schriftsteller und „Dorf-forscher“ veröffentlicht hatte, wieder einem breiten Lesepublikum zugänglich. Es folgten mehrbändige Zusammenstellungen von Kurzstudien, Artikeln und Reden zu Themenschwerpunkten wie Agrarwirtschaft (1976), Siedlungspolitik (1977), Kunst und Literatur (1978), Genossenschaftswesen (1979), Wissenschaftspolitik (1980), Geschichts- und Gesellschaftsforschung (1984) und zur Agrarproblematik (1985/1986).

Als Abschluß des Gesamtvorhabens ist eine Sammlung von *Erdeis* politischen Schriften in drei Teilbänden geplant, von denen der erste und bislang einzige 1988 veröffentlicht wurde. Er umfaßt Texte von November 1935 bis Dezember 1946, d. h. also aus zwei historischen Epochen, die *Erdei* in ganz unterschiedlichen politischen Funktionen erlebte: In der *Horthy*-Ära profilierte er sich als Regimekritiker in der linken Opposition. In den Jahren des versuchten demokratischen Neubeginns bekleidete er dagegen politisch verantwortliche Positionen in der Führung der Nationalen Bauernpartei und als Innenminister (22. 12. 1944–15. 11. 1945). Die dem zweiten Teilband vorbehaltene Zeit der kommunistischen Machtübernahme und Stalinisierung Ungarns sah ihn in mehreren Ministerämtern (9. 9. 1948–11. 6. 1949: Staatsminister ohne Ressort; 11. 6. 1949–4. 7. 1953: Landwirtschaftsminister; 4. 7. 1953–30. 10. 1954: Justizminister; 30. 10. 1954–15. 11. 1955: Landwirtschaftsminister; 15. 11. 1955–31. 10. 1956: Stellvertretender Ministerpräsident). Allerdings geriet *Erdei* während des Ungarn-Aufstands kurzfristig in sowjetische Gefangenschaft, als er an der Spitze der ungarischen Regierungsdelegation im Hauptquartier des Generaloberst *Malinin* Truppenabzugsverhandlungen führte. Danach zog er sich aus der aktiven Politik wieder in die Wissenschaft zurück.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des Bandes, eine Auswahl schwer oder gar nicht zugänglicher politischer Schriften *Erdeis* zu publizieren. Ein gutes Viertel der 110 Texte entstammt seinem Nachlaß, der im Januar 1987 dem Ar-

chiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und später in Kopie auch dem Attila-József-Museum in seiner Heimatstadt Makó übergeben wurde. Aufnahme in den Band fanden bisher unveröffentlichte Briefe an den jüngeren Bruder *Sándor* von 1936 sowie Manuskripte oder stenographische Mitschriften von Reden 1945/1946. Bei den übrigen Texten handelt es sich im wesentlichen um Artikel aus verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, die insbesondere dem ausländischen Leser kaum zur Verfügung stehen.

Unbeschadet seiner Verdienste als Wissenschaftler, Kulturpolitiker und Wissenschaftsorganisator in der Budapester Akademie gehen die Meinungen über *Erdei* als Politiker weit auseinander. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes preist ihn als „in seinem letzten Lebensjahrzehnt reifen und weisen Politiker von nationaler Bedeutung“, dessen 35 Jahre dauernde politische Tätigkeit allerdings „kleinere und größere Widersprüche“ aufweise (S. 16). Demgegenüber klagte sein langjähriger Weggefährte *Imre Kovács* 1948 öffentlich, „dieser unbedeutende, charakterlose, hinterhältige und zu allem Bösen fähige Mann“ habe als Innenminister unter dem Deckmantel der Nationalen Bauernpartei die Anweisungen der Kommunisten ausgeführt¹⁾.

Auf dem Hintergrund der Reform- und Demokratiebewegung, die die stalinistische Vergangenheit Ungarns zum Hauptthema des öffentlichen Interesses machte, werden auch *Erdeis* politische Schriften vor und aus dieser Zeit gelesen werden. Es ist daher besonders problematisch, daß es sich bei der Textsammlung wie auch in den vorangegangenen Bänden um keine wissenschaftlich-kritische Edition handelt. Auf Anmerkungen, Kommentare, ja sogar Fehlerkorrekturen und Personenidentifizierungen wurde gänzlich verzichtet. Die Rekonstruktion des historisch-politischen Entstehungszusammenhangs der Texte bleibt dem Leser überlassen, ebenso die Mutmaßung, nach welchen Kriterien sie für die Sammlung ausgewählt wurden. Die vom Herausgeber in Aussicht gestellte Studie (S. 16) kann diesen Mangel kaum beheben.

Mit Hilfe der Texte läßt sich immerhin der Weg des jungen *Erdei* in die Politik nachvollziehen. In direktem Vergleich der miserablen Lage des heimischen Agrarproletariats mit den Bauern der westeuropäischen Länder wurde er zum scharfen Kritiker der extrem ungleichgewichtigen Agrarstruktur Ungarns. 1937 schloß er sich der „Märzfront“ aus oppositionellen Schriftstellern und Intellektuellen an, die in ihrem 12-Punkte-Manifest (S. 91) neben der demokratischen Umgestaltung des Landes, der Rede-, Presse- und Organisationsfreiheit und dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht auch eine durchgreifende Bodenreform forderten. In diesem Zusammenhang fiel erstmals auch der Begriff der „Volksdemokratie“, verstanden ganz allgemein im Sinne eines von unten aufgebauten politischen Systems unter Einbeziehung der arbeitenden Schichten (S. 92).

Die radikalen Bauernpolitiker innerhalb dieser von den Behörden unterdrückten Bewegung gründeten zwei Jahre später, am 29. 6. 1939, illegal die Nationale Bauernpartei, woran der Band trotz *Erdeis* Beteiligung nicht erinnert. Ihre Gedanken zur Reform von Staat und Gesellschaft äußerten sie in

¹⁾ Imre Kovács, *Im Schatten der Sowjets*. Zürich 1948, S. 207.

verschiedenen Zeitschriften oder auf Zusammenkünften von Intellektuellen wie z. B. in Balatonszárszó im Sommer 1943 (S. 213 ff.) *Erdei* trat in diesen Jahren nicht nur für den Aufbau eines bäuerlichen Genossenschaftswesens, die Boden- und andere agrarische Reformen ein, sondern äußerte sich kritisch auch zur allgemeinen politischen Entwicklung des Landes, das unter dem Druck des Dritten Reichs und der Pfeilkreuzlerbewegung zunehmend nach rechts rückte. Während an seiner Kritik am „halbfaschistischen“ *Horthy*-Regime – so schon 1937 (S. 120) – keine Zweifel bestehen, bleiben *Erdeis* konkrete politische Ziele doch relativ diffus. Ihm schwebte eine geistige und politische Erneuerung Ungarns aus dem Bauerntum heraus vor, die sich in Allianz mit der Arbeiterschaft realisieren sollte. Den Begriff des Sozialismus benutzte er nur gelegentlich und ziemlich verschwommen (z. B. S. 210 f.). Allerdings stammen nur sechs Texte der Sammlung aus der Zeit nach dem Kriegseintritt Ungarns 1941. Dies mag auch an den verschärften Zensurmaßnahmen und schließlich an der deutschen Besetzung des Landes im März 1944 liegen, die *Erdei* in die Illegalität zwang. Jedenfalls ist aufgrund der spärlichen Belege seine geistig-politische Entwicklung in den Kriegsjahren für den Leser nicht nachvollziehbar.

Im September 1944 schloß sich auch die Nationale Bauernpartei der „Ungarischen Front“ zur Befreiung des Landes an. Anfang Dezember bildete sie in der bereits von der Roten Armee eroberten Stadt Szeged zusammen mit den Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaften, Kleinlandwirten und Bürgerlichen Demokraten die „Ungarische Nationale Unabhängigkeitsfront“, die sich das vor drei Tagen veröffentlichte Programm der kommunistischen Partei zum „demokratischen Wiederaufbau Ungarns“ zu eigen machte. In der Provisorischen Nationalversammlung in Debrecen fielen 16 der 230 Mandate auf die Bauernpartei; *Erdei* wurde für sie Innenminister der Koalitionsregierung. Sein Beitritts-gesuch zur Kommunistischen Partei war zuvor abgelehnt worden: Die Kommunisten verfolgten bewußt die Strategie, ihre Ziele möglichst über Politiker anderer Parteien durchzusetzen, um nach außen nicht zu sehr in Erscheinung zu treten. *Erdei* wurde später geheimes Parteimitglied²⁾.

Die gesammelten Texte aus dieser Zeit konzentrieren sich zunächst auf die Bodenreform, die nun endlich in Angriff genommen werden konnte. Die Kommunisten hatten aus ihren Fehlern in der Räterepublik gerade gegenüber der Landbevölkerung gelernt und stellten sich hinter den Entwurf der Nationalen Bauernpartei vom 14. 1. 1945 (S. 255 ff.), der die Aufteilung aller Herrschaftsgüter über 100 Kj bzw. aller Bauerngüter über 200 Kj forderte. *Erdeis* öffentliches Eintreten für die Durchführung der Reform stand noch ganz in der Tradition seiner frühen Jahre: Er sprach sich vehement für Kleingrundstücke im bäuerlichen Familienbesitz, die Belebung des Genossenschaftswesens, die „Gartenwirtschaft“ und gegen ein System von „Kolcho-sen“ aus (S. 273 ff., 286 f., 291 ff. usw.). Die nur vier Jahre später, von 1949 an, durchgepreßte Zwangskollektivierung geschah jedoch unter *Erdei* als ver-

²⁾ Charles Gati, The Democratic Interlude in Post-War Hungary, *Survey* 28 (1984) H. 2, S. 118.

antwortlichem Landwirtschaftsminister. Seine noch 1985 positiv hervorgehobene „ideologische Flexibilität“³⁾ gibt zu denken.

Erdeis Demokratieverständnis nach Kriegsende geht deutlich aus seinen Schriften und Reden hervor. Da nicht das Volk, sondern die Rote Armee Reaktion und Faschismus besiegt habe, müsse ein Bündnis der demokratischen Parteien von Bauern, Arbeitern und Intelligenz einen revolutionären Neubeginn ohne revolutionäre Mittel schaffen (S. 286). Die liberale Demokratie lehnte er als Anachronismus ab, da sie als Ausprägung eines vergangenen Zeitalters auch den „Feinden des Volks“ Vereinigungs-, Presse-, Redefreiheit zugestehe und radikale gesellschaftliche Veränderungen unmöglich mache. Demgegenüber betreibe die „Volksdemokratie“ die „Befreiung des Volks“, ohne auf die demokratischen Spielregeln vergangener historischer Epochen achten zu müssen (S. 321 ff.). Im volksdemokratischen Bündnis gliederten sich die Parteien jedoch wiederum in „ältere“ (Sozialdemokraten, Kleinlandwirte) und „neuere“ Kräfte (Nationale Bauernpartei, Kommunisten) (S. 304). Demnach ließ die Volksdemokratie nicht nur keine politischen Gruppierungen außerhalb der Nationalen Unabhängigkeitsfront zu. Der Ansatz ermöglichte es ferner, nach den für Kommunisten und Bauernpartei sehr enttäuschend verlaufenen Wahlen vom 4. 11. 1945 (16,9 bzw. 6,9%) den „älteren“ Parteien Relikte aus reaktionären Zeiten zu unterstellen (S. 375 ff.). *Erdei* beteiligte sich aktiv (S. 437 ff., 442 ff.) an der von den Kommunisten initiierten politischen Ausgrenzung der siegreichen Kleinlandwirte (57%) nach der Bildung des „Linksblocks“ gegen angebliche volksfeindliche Elemente in dieser Partei im März 1946, nachdem zuvor die Sowjets die Fortsetzung der Koalition trotz eindeutiger Mehrheitsverhältnisse durchgesetzt hatten.

Durch den Verzicht auf Hintergrundinformationen und Erläuterungen zum historisch-politischen Kontext entgehen dem Leser der Textsammlung wichtige Zusammenhänge, um *Erdeis* Position und Rolle einordnen zu können. Ganz deutlich wird dies an den Artikeln und Reden des Innenministers zum Aufbau der Polizei, einem für die inneren Machtverhältnisse entscheidenden Faktor. Hier wird die große Bedeutung der zentral organisierten Ordnungskräfte, die sich „in guten Händen“ befänden, für die junge Demokratie hervorgehoben (S. 267 ff., 312 ff., 335 ff.). Ausgeblendet bleibt dabei, daß gerade in diesen Monaten die Polizei, insbesondere der außerordentliche Fahndungsapparat und die politische Polizei, zum Konfliktthema wurde. Die strategisch entscheidenden Stellen, nämlich der Staatssekretär im Innenministerium, der Chef der politischen Polizei und der Kommandant der sog. „Militärpolitischen Abteilung“ (für die außerordentliche Fahndung), waren mit Kommunisten besetzt. Sie wurden von *Erdei* gegen alle Angriffe gedeckt, die sich auch aus seiner eigenen Partei erhoben. Demgegenüber war es *Erdeis* „entschiedener Wunsch, die Polizei möge in ihrer Mehrzahl aus Kommunisten bestehen, denn niemand will und kann die Demokratie so wie sie verteidigen“⁴⁾. Zur

³⁾ Ferenc Erdei, *A falukutatástól a népi kollégiumokig*. Budapest 1985, S. 185 (Nachwort).

⁴⁾ Zit. nach István Tóth, *A Nemzeti Parasztpárt története 1944–1948*. Budapest 1972, S. 77.

gleichen Zeit, im Juli 1945, wurde der sozialdemokratische Justizminister *Agoston Valentiny* nach einer massiven Kampagne zum Rücktritt gezwungen, nachdem er versucht hatte, den kommunistischen Einfluß in der Polizei zurückzudrängen: Das neue Amt für politische Untersuchungen, bisher eine Domäne der politischen Polizei, sollte seinem Ressort unterstellt werden. Das Kabinett sprach sich gegen die Stimmen *Erdeis* und der kommunistischen Minister mehrheitlich für *Valentinys* Vorschlag aus, doch zog es den „reaktionären“ Entwurf nach massivem Druck zurück. In der Tat sollte es nicht mehr gelingen, den unter *Erdei* offiziell zur Verteidigung der Demokratie gegen reaktionäre und faschistische Elemente aufgebauten Staatssicherheitsdienst unter demokratische Kontrolle zu bringen.

Die Sammlung druckt zu diesem Thema unkommentiert Texte ab, die die Geschichtswissenschaft unter „Traditionsquellen“ subsumiert, also Quellen, die mit einer bestimmten Absicht verfaßt und überliefert wurden. *Erdeis* Reden und Artikel dienen hier eindeutig der Beschwichtigung und Vertuschung. Es ist in diesen Tagen der demokratischen Reformen in Ungarn und Osteuropa fraglich, ob eine derartige Konzeption bei der Edition politischer Schriften aufrechterhalten werden kann. Vielleicht deutet die Auskunft des Verlages, das Erscheinen der Bände 2 und 3 der Sammlung sei derzeit nicht absehbar, in diese Richtung.

München

Margit Szöllösi-Janze

Braham, Randolph L.: A magyar holocaust. Budapest und Washington: Gondolat und Blackburn International Corporation 1988. 2 Bde, 472 und 567 S.

Das englischsprachige Original dieses Hauptwerks des namhaften New Yorker Politologen und Zeitgeschichtlers Randolph L. Braham, „The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary“, erschien 1981 (Columbia University Press: New York). Der Verf. präsentierte eine monumentale Materialsammlung, systematisch aufgearbeitet und übersichtlich dargeboten. Das Erscheinen einer madjarischen Version ist ein willkommener Anlaß, auf die Arbeit hinzuweisen, die seit ihrer Erstveröffentlichung zum unentbehrlichen Hilfsmittel und Quellenwerk geworden ist – sowohl für den mit der jüngsten Geschichte Ungarns als auch für den mit zeitgenössischer jüdischer Geschichte befaßten Historiker.

In zwei knappen einleitenden Kapiteln hat der Verf. versucht, einem mit der ungarischen Vergangenheit nicht vertrauten Leserkreis, seiner englischlesenden Zielgruppe, eine Annäherung an die Vorgeschichte des Untergangs der alten Judengemeinschaft Ungarns zu ermöglichen. Diesen ein wenig kurzatmigen Kapiteln folgt eine ebenfalls stark vereinfachende Darstellung dieser Gemeinschaft am Vorabend der Katastrophe. – Nach dieser skizzenhaften Einführung zeichnet Braham detail- und faktenreich den Hergang der Vernichtung einer halben Million ungarischer Juden in wenigen Monaten des J. 1944 nach, einen Leidensweg und Opfergang, der nach der Besetzung Ungarns durch die deutsche Wehrmacht am 19. März 1944 von einer Handvoll nationalsozialistischer Emissäre unter Mitwirkung des Machtapparates und

eines nicht geringen Teils der Bevölkerung des Landes erzwungen wurde. Der Verf. gründet seinen Bericht auf eine erdrückende Fülle von Dokumenten – Materialien in europäischen, amerikanischen und israelischen Archiven, Gerichtsakten, auf Memoirenwerke und auch auf Sekundärliteratur.

Zu Recht setzt der Verf. die am 5. März 1938 in Raab (Győr) gehaltene programmatische Rede des damaligen Ministerpräsidenten *Kálmán Darányi* an den Anfang seines eigentlichen Berichtes. In dieser Rede wurde zum ersten Male regierungsamtlich das Vorhandensein einer angeblich das soziale Gleichgewicht beeinträchtigenden Judenfrage behauptet, die einer gesetzgeberischen Regelung bedürfe. Dies war die Ankündigung des sog. Ersten Judengesetzes (28. Mai 1938), das unter der Ministerpräsidentschaft *Béla Imrédy*s verabschiedet wurde. Es wurde dann von einem noch von *Imrédy* vorbereiteten, von seinem Nachfolger, dem Grafen *Pál Teleki* durchgepeitschten Zweiten Judengesetz abgelöst (4. Mai 1939), das unter der Ministerpräsidentschaft *László v. Bárdossy*s durch ein nunmehr gänzlich nationalsozialistischen Mustern nachempfundenen Drittes Judengesetz ergänzt wurde (2. August 1941). Die Budapester Judenpolitik galt auch für die zahlreichen Juden der Gebiete, die Budapest während des Krieges aus dem einstigen Bestand des Stephansreiches zurückerhielt. Braham dokumentiert zunächst die unter der Verantwortung der ungarischen Regierungen bis zum Einmarsch der Wehrmacht verübten sporadischen Judenmorde und entwirft ein präzises Bild der Schicksale der jüdischen Bevölkerung unter der Regierung *Miklós von Kállays*, der am 9. März 1942 *Bárdossy*s Nachfolge antrat und bis zum 19. März 1944 im Amt blieb. *Kállay* steuerte – im Einvernehmen mit Reichsverweser *v. Horthy*, wie dieser vom Endsieg der Alliierten überzeugt – finnenreich einen Kurs, der auf die äußerstmögliche Lockerung der ungarischen Bindungen ans Dritte Reich gerichtet war.

Seit der „Wannseekonferenz“ am 20. Januar 1942, in der das nationalsozialistische Regime den Beschluß zur physischen Vernichtung der Judenheit Europas verabschiedet hatte, hämmerten die reichsdeutschen Stellen unablässig auf die Budapester Regierenden ein, die Endlösung auch im eigenen Land auszuführen. Der Verf. dokumentiert akribisch die deutschen Pressionen, die Ausweichmanöver *Kállays* und auch jeden Schachzug der madjarischen Parteigänger der deutschen Nationalsozialisten, die das Berliner Drängen unterstützten und *Kállays* hinhaltende Manöver zu vereiteln entschlossen waren.

Braham verfolgt auch Tun und Lassen der „offiziellen“ jüdischen Führungsorgane, die trotz der Judengesetze noch bis zum 19. März 1944 über ansehnliche materielle Mittel und auch einigen bescheidenen Einfluß verfügten. Diese Offiziellen reagierten auf die für jeden Einsichtigen erkennbare tödliche Bedrohung mit einer Vogel-Strauß-Politik. Sie beschränkten sich auf zaghafte karitative Aktionen und setzten der mörderischen Gefahr politisch nur die gebetmühlenhafte Beteuerung entgegen, sie und ihre Schutzbefohlenen seien madjarische Patrioten zufällig mosaischen Glaubens und hätten nichts mit den Zionisten gemein. Diese bildeten in der Tat eine verschwindend kleine Minderheit innerhalb der Judenschaft Ungarns; bis zum Einmarsch der Wehrmacht waren allein sie bemüht, Juden im Wege der Auswanderung (die nur illegal möglich war) in Sicherheit zu bringen. Die „Offiziel-

len“ versuchten jede Auswanderung zu vereiteln und bekämpften die Zionisten, die sie als Unpatrioten und Verderber der madjarischen Judentum denunzierten.

Die gewichtigsten Kapitel des Werkes behandeln das J. 1944: die massenhaften Deportationen aus der ungarischen Provinz in die Vernichtungslager auf polnischem Gebiet; die teilweise erfolgreichen Schritte des auf den alliierten Sieg setzenden Reichsverwesers zur Verhinderung der Deportierung der im Budapester „Ghetto“ zusammengepferchten Juden; und die Mordperiode nach dem Sturz *Horthys* im Gefolge der Machterschleichung durch die einheimischen Nationalsozialisten, die „Pfeilkreuzler“.

Eigene Abschnitte widmet der Verf. der Darstellung des Netzwerks der deutschen Besatzungsbehörden und der Organe der nach dem 19. März 1944 eingesetzten Quisling-Regierung unter *Döme v. Sztójay*, dem Gefüge des nach der deutschen Okkupation eingerichteten „Judenrates“, der wirtschaftlichen Expropriation der jüdischen Bevölkerung, dem Los ungarischer Juden außerhalb des ungarischen Staatsgebietes, den nunmehr intensiver betriebenen Rettungsaktionen, und zum Schluß behandelt der Verf. die Lage der Juden im Ungarn der Nachkriegszeit.

Im Impressum stehen die Namen von fünf Übersetzern, von denen einer als Urheber der Supplemente ausgewiesen wird, und der Name einer Mitarbeiterin, die „für den Vergleich mit dem Original und die fachliche Kontrolle“ verantwortlich zeichnet. Trotz diesem Aufgebot ist die madjarische Adaptation des großangelegten Werkes unprofessionell ausgefallen – ein Symptom der Krise der wissenschaftlichen Publikationskultur im Ungarn der Umbruchzeit am Ende der achtziger Jahre. Kaum eine Seite ist frei von Übersetzungsfehlern (drei durchschnittliche Beispiele: „demonstrativ“ für *steadfastedly* statt richtig „standhaft“, „Unruhe“ für *apprehension* statt richtig „Befürchtung“ oder „Besorgnis“ und – konsequent so im ganzen Buch – „weiße Urkunde“ für *White Paper* statt richtig „Weißbuch“). Es wimmelt auch von nicht gravierenden, aber doch ärgerlichen Ungenauigkeiten. (Wieder drei Beispiele: Die 1924 tagende ungarische Nationalversammlung, ein Einkammer-Parlament, wird als „Unterhaus“ bezeichnet; von dem hochdekorierten jüdischen Berufsoffizier der österreichisch-ungarischen Armee *Márton Zöld* wird angegeben, er habe „im Ersten Weltkrieg als General große Anerkennung erworben“ – doch wurde Oberst *Zöld* erst nach Kriegsende 1919 von dem damals als konterrevolutionärer Oberbefehlshaber auftretenden *Horthy* zum General seiner Nationalarmee ernannt; und vom Grafen *Pál Teleki* heißt es, er sei „in den zwanziger Jahren nach kurzer Tätigkeit in der Regierung Professor der Geographie“ geworden – aber *Teleki* erhielt die Professur in Wirklichkeit 1919 vor der erstmaligen Übernahme eines Regierungsamtes). In der von einem der Übersetzer zusammengestellten „Chronologie“ sticht gleich am Anfang ein schmerzlicher Schnitzer ins Auge: Unter dem 5. März 1938 wird die in Raab gehaltene programmatische Rede des Ministerpräsidenten *Kálmán Darányi* dem „Ministerpräsidenten *Kálmán Kánya*“ zugeschrieben – *Kánya* war *Darányis* Außenminister. Den Abschluß des Eigenbeitrags des Budapester Übersetzer-Teams bildet ein „Glossar“. Auf sechs Seiten wird hier – neben einigen wenigen korrekten Auflösungen von Kürzeln und zutreffenden Angaben – insgesamt ein Sammelsurium von Fehlinformationen

und stilistischen wie inhaltlichen Peinlichkeiten dargeboten. Die Transkription hebräischer Wörter ist von einer paroxysmalen Inkonsequenz (mal mit ungarischer, mal mit deutscher, mal mit englischer Phonetik und meistens falsch); von „normalen“ deutschen Wörtern (wie etwa „Aktion“ oder „Kriminalpolizei“) wird angegeben, sie seien nationalsozialistische Fachausdrücke; der Glossator meint, „die Schwarzhemden“ seien die SS; er behauptet, jüdische Knaben brauchten erst nach vollendetem 13. Lebensjahr die Religionsgesetze zu beachten; er übersetzt hebräische Wörter unrichtig (z.B. „Scho-mer“ mit *Garde* – statt *Wächter* – oder „Tijjul“ mit *Weg* – statt *Ausflug* –, usw.). Als Beispiel einer Stilblüte sei angeführt, was der Urheber des „Glossars“ zu „Chanukka-Fest, die Gedenkfeier der Siege der Makkabäer“ zu sagen hat: „Im J. 165 [die Angabe „ante Christum“ fehlt] entdeckte man anlässlich der Neueinweihung des Heiligtums, daß Öl für 1 [sic] Tag auf wunderbare Weise für 8 Tage ausgereicht hat.“ Ein Leser, dem „Chanukka“ erklärt zu werden braucht, dürfte hier eher an Küchenbedarf als an Brennöl für den Tempelleuchter denken.

Ursprünglich hätte der angesehene Historiker György Ránki ein Geleitwort beisteuern sollen, doch er verstarb Anfang 1988. Die ihm zugedachte Aufgabe übernahm sein langjähriger Mitarbeiter Ivan T. Berend, der sich bei dieser Gelegenheit auf subtile Weise vom Budapester Buchprodukt distanzierte: Er vermied es, sich zur Übersetzung überhaupt zu äußern. Anstelle eines eigenen Beitrags erteilte er gleichsam dem Verstorbenen das Wort. Nach wenigen Zeilen der Einführung zitiert Berend Ránkis 1982 veröffentlichte Besprechung des englischsprachigen Originals, einen Text von fünf Seiten, im Wortlaut und läßt dem lediglich dies folgen: „Den vor sechs Jahren entstandenen Ausführungen Ránkis kann ich nichts und brauche ich auch nichts hinzufügen.“

Dem bedeutenden Werk wäre eine „entsorgte“ Neuauflage der ungarischen Übersetzung zu wünschen, mit einer Neufassung der einführenden Kapitel, an denen nach dem Zeugnis der an Vorworts statt abgedruckten Rezension aus dem J. 1982 auch Ránki selber einiges auszusetzen hatte.

München

Denis Silagi

Nebelin, Manfred: Deutsche Ungarnpolitik 1939–1941. Opladen: Leske und Budrich 1989. 255 S.

Die deutsch-ungarischen Beziehungen in den dreißiger Jahren scheinen ein beliebtes Thema für Dissertationen an bundesdeutschen Universitäten zu sein. Vor der hier zu besprechenden Dissertation aus dem Jahre 1988 legte Michael Riemenschneider schon 1983 – publiziert 1987 – eine Arbeit über die deutsche Wirtschaftspolitik gegenüber Ungarn 1933–1944 vor, an der Universität Hamburg ist eine Dissertation über die Jahre 1938–1939 im Entstehen begriffen. Den beiden Autoren der bereits publizierten Dissertationen sind keine oder nur sehr geringe Kenntnisse des Ungarischen gemeinsam, mit der Folge der praktisch völligen Nichtberücksichtigung ungarischsprachiger Literatur und Quellen. Ein nach Meinung des Rezensenten inakzeptabler Umstand!

Überwiegend auf Akten des Militärarchivs in Freiburg und des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Bonn gestützt, untersucht der Autor vier Fragestellungen:

– Welche Rolle sollte Ungarn nach deutscher Auffassung im Frühjahr/Sommer 1939 für den Fall eines deutsch-polnischen und eines möglichen europäischen Krieges einnehmen? – Welche Haltung vertrat das Deutsche Reich 1939/1940 hinsichtlich der sich verstärkenden ungarischen Revisionsforderungen insbesondere gegen Rumänien? – Wie entstand und welchen Inhalt besaß die deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft gegen Jugoslawien im Frühjahr 1941? – Welche Rolle spielte Ungarn in der Vorbereitung des Krieges gegen die Sowjetunion?

Es kann festgestellt werden, daß der Verf. auf alle diese Fragen umfangreiche und detaillierte Antworten gibt. Sie sind allerdings alle einseitig aus deutscher Sicht und unter Berufung auf deutsche Quellen und – infolge mangelnder Sprachkenntnisse – unter starker Vernachlässigung ungarischer Quellen gegeben.

Neben dieser grundsätzlichen Kritik, die weniger dem Verf. als dem Doktorvater gilt, gibt es einige kleinere Kritikpunkte an der Dissertation, die der Verf. im Zuge einer gründlichen Überarbeitung vor der Drucklegung der Dissertation ohne weiteres hätte vermeiden können:

– Die Darstellung der Quellenlage und der historiographischen Aufarbeitung der behandelten Periode 1939–1941 in der Einleitung ist zu knapp geraten. – Der Sprachstil ist teilweise sehr kompliziert, so daß an manchen Stellen Sätze unverständlich und in sich widersprüchlich bleiben. – Zudem gibt es eine Reihe von Grammatik- und Zeichensetzungsfehlern sowie zahlreiche schlecht korrigierte Tippfehler.

Diese formalen Schwächen mindern den Wert der Dissertation von Nebenlin und lassen das Lesen nicht zu einem Vergnügen werden.

Hamburg

Holger Fischer

Benkő, Peter: A Nemzeti Parasztpárt és a szocialismus 1947–1948. Budapest: Kossuth Könyvkiadó 1988. 199 S. (Négy Évtized Sorozat. 15.) [Die Nationale Bauernpartei und der Sozialismus 1947–1948.]

Neben der Magyar Kommunista Párt (Ungarische Kommunistische Partei) war es die *Nemzeti Parasztpárt* (Nationale Bauernpartei), die im Nachkriegs-Ungarn über die umfassendsten Vorstellungen hinsichtlich einer sozialistischen Entwicklung des Landes verfügte. Dies ist in erster Linie auf die frühere, noch aus der Vorkriegszeit stammende theoretisch-ideologische Tätigkeit ihrer Führer zurückzuführen, die – wie z. B. Péter Veres, Ferenc Erdei, Imre Kovács, József Darvas, István Bibó und Gyula Illyés – dem Kreis der *népi írók* (Populisten) zuzurechnen sind.

In dem ersten Kapitel seines Buches behandelt Péter Benkő diese vor 1945 herausgebildeten ideologischen Grundlagen der Nationalen Bauernpartei, die allerdings nicht zu der Formulierung eines einheitlichen Parteiprogramms führten, sondern sich vielmehr in den zahlreichen Schriften dieser führenden Personen manifestierten.

Auch in den weiteren Kapiteln beschäftigt sich der Autor nicht so sehr mit der real ausgeübten Politik der Nationalen Bauernpartei, sondern vielmehr mit der ideologischen Entwicklung ihrer führenden Politiker. Mit großer Akribie zeigt er die wesentlichen Inhalte der ideologischen Diskussionen und die häufig nur sehr feinen, manchmal aber auch gravierenden Nuancen und Unterschiede in den Auffassungen der einzelnen Politiker auf. Thematisch werden die Frage des „Dritten Weges“, machtpolitische Vorstellungen, die Stellung zum Sozialismus und zur Kommunistischen Partei, das Arbeiter-Bauern-Bündnis sowie die außenpolitische Orientierung untersucht. Einen Schwerpunkt in Benkós Arbeit bildet die eingehende Darstellung der Haltung der Nationalen Bauernpartei zum Eigentumsrecht, speziell zur Genossenschaftsfrage und des sich darin äussernden ideologischen Wandels von der Idee eines Bauernsozialismus zum Marxismus des Stalinisten *Rákosi*.

Von besonderem Interesse ist das letzte Kapitel des Buches, das die ideologische Entwicklung der Nationalen Bauernpartei vom Sommer 1948 bis zum Sommer 1949 behandelt. Hier wird deutlich nachgezeichnet, wie nicht nur auf Grund äusseren Drucks durch die Kommunistische Partei, insbesondere durch die Angriffe *Rákosis*, sondern auch infolge Machtverschiebung innerhalb der Nationalen Bauernpartei – der Generalsekretär *Ferenc Erdei* übernimmt gegenüber dem Parteivorsitzenden *Péter Veres* die führende Rolle – die Partei völlig auf die Linie der Kommunistischen Partei einschwenkt bis hin zur faktischen Selbstaflösung 1949.

Die Arbeit Benkós stützt sich auf ein umfangreiches Quellenmaterial, wirkt aber durch häufig sehr lange Zitate aus den ideologischen Schriften ein wenig spröde und zurückhaltend in der Bewertung.

Hamburg

Holger Fischer

IV. Jugoslawien

Unsere Vorfahren: Die Veneter. Hrsg. von Ivan Tomažič. Mit Beiträgen von Jožef Šavli und Matej Bor. Wien: Editiones Veneti 1988. 408 S., zahlr. Abb., Kt.

Die Hauptthese des Werkes, das 1985 unter dem Titel „Veneti naši davni predniki“ erschien und mittlerweile bereits als deutsche Ausgabe vorliegt, ist die 3000-jährige Autochthonie der Slovenen in ihren heutigen und historischen Wohnsitzen, und ihre Abstammung vom Volk der Veneter, das in der Antike im nördlichen Adria-raum bezeugt ist. Die Kontinuität der Veneter zu den Slovenen wird durch die „Entschlüsselung“ der auf uns gekommenen venetischen Inschriften (der sogenannten Schrifttafeln von Este bei Padua) als „urslawisch“ ermöglicht. Diese These wendet sich gegen die gängige Theorie des Venetischen als einer eigenständigen altitalischen Sprache. Damit wird auch die Einwanderung der Slovenen in den Ostalpenraum im Rahmen der slawischen Völkerwanderung im 6. Jahrhundert abgelehnt. Die Migrations-

theorie ist in der „offiziellen“ Slavistik und Geschichtswissenschaft unbestritten und wird in Slovenien u. a. von dem im Buch heftig kritisierten Landeshistoriker Bogo Grafenauer vertreten. Die Gleichsetzung der italischen Veneter mit dem westlichen Zweig der Urslaven zieht natürlich für die gesamte Vor- und Frühgeschichte Europas eine Reihe von umwälzenden ethnischen, historischen und kulturellen Konsequenzen nach sich: Da die Schrift der Veneter nachweislich von den Etruskern adaptiert ist, werden auch diese zu den Slaven gerechnet, dazu die gesamte Urnenfelderkultur Mitteleuropas. Die Methoden, mit deren Einsatz die Verfasser zu diesen Erkenntnissen gelangen, sind die der Kombination von Namensähnlichkeiten (so werden etwa die taciteischen Veneder an der Weichselmündung mit den italischen Venetern gleichgesetzt), der Toponomastik, mit deren Hilfe ein veneto-slavisches Ortsnamen-Substrat in ganz Europa konstruiert wird, und der – recht einfallreichen – sprachlichen Neuinterpretation der venetischen Este-Schriften durch Matej Bor in seinem Beitrag „Die venetische Sprache“. Dazu kommt ein geschicktes Hinweisen auf all die „dunklen“ Jahrhunderte und Kulturzusammenhänge, die von der seriösen Forschung bisher nicht erhellt werden konnten, – etwa die genaue indoeuropäische Zuordnung der italo-venetischen Sprache, des Etruskischen und des Rätischen, – ferner der Vorgang der slavischen Expansion nach Südosteuropa, und speziell die Einwanderung der Vorfahren der Slovenen.

Es sind also durchaus berechtigte Fragen, die hier gestellt werden, – aber die Antworten stehen in ihrer Methodik und daher auch in ihren Ergebnissen außerhalb unseres kritisch-rationalen Begriffs von „Wissenschaft“, weswegen eine Rezension in diesem – kritisch rationalen – Sinne eigentlich nicht möglich ist.

Kurz gesagt, es handelt sich um eine Ideologie, die im Hinblick auf die aktuelle gesellschaftliche Seelenlage in Slovenien formuliert wurde, um den – politisch nicht ungefährlichen – Versuch, einen Ausweg aus dem jugoslawisch-unitaristischen Nationalitätendebakel durch Schaffung einer neuen Identität zu suchen! Nicht genug der Krisen, mit welchen Jugoslawien zu kämpfen hat, da taucht zudem noch ein „neuer“ Volksstamm in seinen Grenzen auf, den man längst in der geschichtlichen Versenkung oder in den Köpfen weltabgewandter Althistoriker verschwunden glaubte: Die Veneter! Dieses antike Volk – in seinen historischen Zeiten eher ruhige Kaufleute und Pferdezüchter – wurde jetzt mit einem Paukenschlag aus seinem mehr als 2000-jährigen Dornröschenschlaf gerissen. Nicht in Italien, wo ja noch die Provinz Veneto nach ihnen benannt ist, sondern im östlich benachbarten Slovenien, der nördlichsten jugoslawischen Teilrepublik. Seit 3 Jahren grassiert hier in der Presse, in literarischen Zirkeln und auch in Universitätskreisen eine kuriose „Venetophilie“, seit das vorliegende Buch in die slovenische Bestsellerliste gelangte. Es wird behauptet, die alten Veneter hätten slavisch, ja gar slovenisch gesprochen, sie seien somit die direkten Vorfahren der heutigen Slovenen! Die Verfasser des Buches, der Wirtschaftswissenschaftler Jožef Šavli und der Schriftsteller Matej Bor, sind in Slovenien namhafte Persönlichkeiten. Bor wurde als Dramatiker und Erzähler und als zeitweiliger Vorsitzender des slovenischen PEN-Clubs auch überregional bekannt.

Aber was wissen wir eigentlich gesichert von diesem Volk?!

Venezia, die Lagunenstadt, der Groß-Venediger in den Hohen Tauern sind sprachliche Relikte der Veneter, die vom 6. vorchristlichen Jahrhundert bis um die Zeitenwende in der östlichen Poebene um Padua und im östlichen oberen Adria-raum historisch und archäologisch belegt sind. Ursprünglich waren sie Nachbarn der Etrusker, von welchen sie kulturell stark beeinflusst wurden. Mit der unspektakulären Eingliederung ins Römische Reich im 2. Jahrhundert n. Chr. verliert sich dann die venetische Sprache und Kultur in der großen Masse der römischen Provinzialbevölkerung.

Ihre Schrift entlehnten sie von den Etruskern. Eine große Anzahl von Votivinschriften wurde in Este, südlich von Padua, gefunden. Die venetische Sprache ist nicht genau definiert, die moderne Wissenschaft geht davon aus, daß sie – im Gegensatz zum Etruskischen – indoeuropäischen Ursprungs ist, weitläufig mit dem Lateinischen verwandt.

In einem par-force-Ritt durch die kontinentaleuropäische Vor- und Frühgeschichte, die römische Periode und das frühe Mittelalter, mit einer Unzahl von Ortsnamendeutungen und Sprachvergleichen, führen unsere beiden Verfasser – weder gelernte Historiker noch sonst sonderlich mit Wissensballast aus den angesprochenen Fachdisziplinen belastet – den Leser zum Höhepunkt: Der Entzifferung der venetischen Inschriften aus Este als „slovenisch“!

Die Slovenen seien also keineswegs – wie in der offiziellen Geschichtsschreibung vermerkt – zusammen mit den anderen west- und südslavischen Völkern im 6. und anfangs des 7. Jahrhunderts aus den Waldsteppen Osteuropas in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert, sondern sie bildeten einen Teil der eigentlichen slavischen Urbevölkerung Europas. Der Volksname Veneti sei eine Art Abkürzung für Slo-veneti. Weil die historisch bezeugten Veneter die Gebiete des heutigen Sloveniens aber nur am Rande besiedelt haben, werden kurzerhand auch die keltischen Noriker und Karner, die in diesem Bereich ansässig waren, zu „Venetern“, d. h. zu Urslaven erklärt. Eine Ehre, die übrigens auch den Etruskern zuteil wird!

Die Slovenen sind also autochthone westeuropäische Urslaven, – die Kroaten und Serben aber erst 2000 Jahre später zugewanderte Südslaven.

Und hier haben wir wohl die eigentliche Intention des Ganzen: Diese merkwürdige wissenschaftlich aufgeputzte nationale Herkunftstheorie, die auf westliche Betrachter einen irgendwie um 100 Jahre verspäteten Eindruck macht, müssen wir in der gegenwärtigen Stimmung in Slovenien suchen!

Schon seit langem drängen führende Kreise in Slovenien auf mehr staatliche und wirtschaftliche Eigenständigkeit, auf mehr Unabhängigkeit von der Zentrale in Belgrad bis hin zur offenen Zuwendung an die Länder der ARGE Alp und an die EWG. Im Laufe seiner Geschichte ist Slovenien ja eindeutig vom „westlichen“ Kulturkreis und von „Mitteleuropa“ geprägt worden, so daß die gegenwärtige „Eigenständigkeitsbewegung“ durchaus auf historischen Wurzeln fußt. Diese kommt auch in den letzten politischen Entwicklungen in dieser Teilrepublik zum Vorschein. Die Gründung nichtkommunistischer Parteien und die offene Anstrengung eines parlamentarischen und marktwirtschaftlichen Systems stehen auch im Zeichen des slovenisch-serbischen, bzw. slovenisch-zentralistischen Antagonismus. Dieser verständlichen Motivation – immerhin stützt Slovenien, das produktivste Bundesland,

die maroden Südrepubliken – versucht nun die „Veneter-Ideologie“ eine geradezu groteske historizistische ethnische Eigenständigkeits-Theorie unterzujubeln. Muß die Ablehnung der slovenischen Einbindung in den südslavischen „Illyrismus“ (der politischen Zusammenfassung der Südslaven) wirklich mit der Schaffung eines neuen Mythos verbunden sein?!

Denn um einen Mythos handelt es sich!

Kein Linguist wird sich von den – auf den ersten Blick recht originellen – Übereinstimmungen zwischen den vorchristlichen venetischen Este-Inschriften mit dem Slovenischen beeindrucken lassen, hinter denen die Aussage steht, die Veneter vor 2500 Jahren hätten dieselbe Sprache wie die modernen Slovenen gesprochen! 2500 Jahre Statik einer Sprache ist in diesem Fluktuationsgebiet schlicht unmöglich. Auch die zahlreichen richtigen slavischen Orts- und Flurnamen im Ostalpenraum, die hier zusammen mit einer Fülle rätio-romanischer, keltischer und germanischer Namen als „venetisch-urslavisch“ erklärt werden, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es hier mit einem Konstrukt zu tun haben, das sich bis zu Ableitungen von Namen wie Strassbourg, Trier, Zürich oder Brixen aus dem Slavischen steigert. Als ob im Bereich der „indogermanischen“ Frühgeschichte nicht schon zuviel ideologischer Zündstoff aus früheren Zeiten angehäuft liegt, wird hier, ganz im Stile des 19. Jahrhunderts, eine neue slavisch-slovenische Venetermythologie kreiert!

Für die Motivation sich von den Turbulenzen des Balkans entfernt zu halten und sich am Westen zu orientieren, sind diese Irrationalismen wenig hilfreich. Denn anders als etwa bei der regionalistischen „Keltomanie“ in der Bretagne, oder der mehr folkloristischen Frage der Abstammung der Bayern handelt es sich in Südosteuropa um bitterernste nationale Konflikte, von deren Lösung die Stabilität der ganzen Region abhängt.

Passau

Michael W. Weithmann

Kirilo-metodievskiot (staroslovenskiot) period i kirilo-metodievskata tradicija vo Makedonija. Prilozi od naučniot sobir održan po povod 1100-godišnjinata od smrtta na Metodij Solunski. Skopje, 1–3 oktombri 1985 godina. The period of Cyril and Methodius (Old Slavic) and Cyril and Methodius tradition in Macedonia. Papers from the scientific meeting held on the occasion of 11th anniversary from the death of Methodius of Salonica, Skopje, Oct. 1st–3rd, 1985. Skopje: Makedonska akademija na naukite i umetnostite 1988. 322 S.

Der Slavenapostel *Method* starb im Jahre 885 in Mähren, dem Feld seiner Missionstätigkeit. Zum Gedächtnis dieser Tatsache wurde 1100 Jahre später, also 1985, ein wissenschaftlicher Kongreß in Skopje abgehalten. Die Thematik der Beiträge umspannt sprachliche und literaturhistorische Probleme, aber auch Religion, Kunstgeschichte und Historiographie sind ebenso berücksichtigt. Die Teilnehmer kamen aus Jugoslawien (vor allem aus der Republik Makedonien), Österreich und Polen. Die Artikel sind meistens auf makedonisch, einige jedoch auf serbokroatisch, russisch und polnisch verfaßt. Die Zusammenfassungen sind mit kleinen Ausnahmen englischsprachig.

Der Gebrauch des Infinitivs im Altkirchenslavischen wird durch Georgi Georgievski ausführlich behandelt. Das sprachliche Material für seine Studie bilden die Viten der Heiligen *Kyryll* und *Method*. Der Autor zieht den Schluß, daß das allmähliche Verschwinden des Infinitivs in erster Linie ein slavischsprachiges Phänomen ist und daß der Einfluß des Griechischen in dieser Hinsicht minimal ist. In der Frage, ob die Originalsprache der Viten Griechisch oder Altkirchenslavisch war, tendiert er daher eher für das Altkirchenslavische.

Die linguistischen Kontakte zwischen den verschiedenen slavischen Völkern in der zur Diskussion stehenden Periode waren ziemlich intensiv. Blaže Koneski untersucht die Verbindungen Makedoniens mit Rußland, vor allem vom 11. bis 13. Jahrhundert, während Radmila Ugrinova-Skalovska die Zusammenhänge zwischen der makedonischen und serbischen Schriftsprache vom mittelalterlichen Anfangsstadium bis ins 18. Jahrhundert beschreibt. Josip Hamm behandelt die glagolitische Schrift auf kroatischem Boden und stellt die Frage, aus welchem Gebiet diese Schrift Kroatien erreicht hat. Mähren, Pannonien und Makedonien kommen in Betracht, aber eine schlüssige Antwort ist nicht zu geben.

Die Anfänge des slavischen Schrifttums und seine Denkmäler aus dem 10. Jahrhundert sind der Gegenstand des wertvollen Beitrages von Vladimir Mošin. Aufgrund verschiedener Kriterien datiert er zehn Dokumente ins 10. Jahrhundert, die früher von P. A. Lavrov als literarische Produkte des 11. Jahrhunderts erklärt worden waren: die Blätter aus dem Zografos-Kloster, das Psalmenfragment von Sluck, der Codex Suprasliensis, die *Savvina kniga*, die Novgoroder Blätter u. a. Für das 10. Jahrhundert schlägt Mošin die Benennung „die archaische Periode der kyrillischen Schrift“ vor. Als Kriterien nennt er u. a. das Schwinden der Palatalisierung von Konsonanten, die archaischen Besonderheiten im Alphabet, die Orthographie und die diakritischen Zeichen; sehr wichtig ist schließlich auch das Übereinstimmen mit datierten epigraphischen Denkmälern. Er meint, daß die Datierung anderer Handschriften, wie z. B. der *Parimejnik* des *Grigorovič* und der Pogodinsche Psalter, überprüft werden sollten.

Ein Werk von *Kliment Ochridski* wird im Beitrag Mihajlo Georgievskis ediert. Es handelt sich um die „Lobrede auf den Heiligen Kliment, den römischen Patriarchen, durch den Bischof Kliment (Ochridski)“. *Kliment Rimski* war ein Märtyrer, dessen sterbliche Überreste von *Kyryll* und *Method* aus dem Gebiet der Chasaren nach Rom überführt wurden. Das genannte Werk ist lediglich in der Transkription einer Handschrift russischer Provenienz bekannt. Mihajlo Georgievski veröffentlicht die Variante eines südslavischen Manuskriptes aus einer Handschriftensammlung aus dem 16. Jahrhundert, die vor kurzem in Struga entdeckt wurde.

Das durch die zwei Brüder aus Thessalonike neugeschaffene Alphabet war ein Instrument, das dem slavischen Leser nicht nur die Bibel, sondern auch die apokryphen Bücher zugänglich machte. Dies legt Vera Stojčevska-Anić in ihrem Beitrag dar, der die „*Visio Isaiae*“ und andere apokryphe Werke behandelt.

Dimče Koco geht der Frage nach, weshalb *Kyryll* und *Method* in der vorromanischen Sakralkunst nur selten abgebildet werden. Die Erklärung sieht er

im politischen und kirchlichen Einfluß des Byzantinischen Reichs, denn für Byzanz war das Wirken der beiden Brüder ein fehlgeschlagenes Unternehmen, da es nicht die Hellenisierung der Slaven bewirkt hatte, sondern das Gegenteil.

Die makedonische Historiographie über die Slavenapostel und insbesondere über *Method* untersucht Mihajlo Minoski. Er konzentriert sich dabei wegen des Quellenmangels auf sehr umstrittene Fragen wie die Abstammung der Gebrüder und *Methods* Verwaltungstätigkeit in einem slavischen Gebiet und muß am Ende seines Beitrages zugeben, daß die Mehrheit der besprochenen historischen Arbeiten populärwissenschaftlichen Charakter haben.

Leiden

Georgi Šemkov

Mitić, Ilija: Dubrovačka država u medjunarodnoj zajednici (od 1358. do 1815). Zagreb: Jugoslavenska akademija znanosti i umjetnosti; Nakladni zavod Hrvatske 1988. 299 S., 31 Abb. [Summary: The Dubrovnik State in the International Community, from 1358 to 1815.]

Ziel vorliegender Untersuchung ist es, „ausgehend vom rechtshistorischen Standpunkt und den allgemeinen Prinzipien des internationalen Rechtes“ nachzuweisen, daß die Republik Dubrovnik seit Ablösung von der venezianischen Herrschaft 1358 alle Merkmale eines souveränen Staates aufwies (S. 18). Man könnte hier eine Auseinandersetzung mit den Theorien des Völker- und Staatsrechtes in der frühen Neuzeit einerseits und in der Gegenwart andererseits erwarten: stattdessen nimmt der Autor eine Reihe von Merkmalen als vorgegeben. Er unterscheidet zwischen inneren und äußeren Attributen der Staatlichkeit. Zu ersteren rechnet er das abgegrenzte Staatsgebiet, die Bevölkerung und die organisierte Staatsgewalt: getrennt nach Verwaltung, Gesetzgebung, Gerichten, Finanzen, Heerwesen und Flotte. Zu den äußeren Attributen gehören Vertragsfähigkeit und Aufbau eines Konsular- und Gesandtenwesens sowohl durch die Bestellung eigener Konsuln und Gesandter als auch den Empfang von Vertretern fremder Staaten. Erwähnt sei hier die Bezeichnung des Ältesten der Judengemeinde in Dubrovnik als *consul Hebaeorum* (S. 188); in der Wahl des Terminus zeigt sich die Ambivalenz zwischen Ausgrenzung als Fremde und Anerkennung als Gleiche. – Schließlich drückt sich die Souveränität in eigener Fahne, Wappen und Siegel aus. Die 1419 aufgestellte Rolandsäule ist polyfunktional zu deuten. Sie war Zeichen der Selbständigkeit und Gerichtshoheit; so diente sie zugleich als Schandpfahl und als Plattform für den Ausrufer; über ihr wehte die Stadtfahne; auf ihrem Sockel war das „rechte Maß“ eingemeißelt.

Aus dem Nachweis des Vorhandenseins der Merkmale entsteht eine gut dokumentierte politische Geschichte Dubrovniks von der Mitte des 14. Jh.s bis an den Anfang des 19. Jh.s. Auch die Zeit der Ausbildung der Kommunalverfassung seit dem 12. Jh. ist durch Rückblicke berücksichtigt. Bildete doch die Gewinnung der Unabhängigkeit und der ein neues Selbstverständnis ausdrückende Übergang zur Selbstbezeichnung als „Republik“ statt als „Kommune“ seit dem Anfang des 15. Jh.s den Abschluß einer längeren Entwicklung. Venedig hat Dubrovnik, von einer Ausnahme im 18. Jh. abgesehen, die

Bezeichnung „Republik“ verweigert (S. 147). Weder aus dem Tribut an den ungarischen König 1358–1526 noch aus dem seit 1458 regelmäßig gezahlten Tribut an den türkischen Sultan folgte eine Einschränkung der Eigenstaatlichkeit. Wie Mitić zeigt, konnte Dubrovnik dank seiner besonderen Vermittlerrolle zwischen Osmanischem Reich und westlichen Staaten seine Stellung als souveräner Staat über 450 Jahre hinweg behaupten. Die Jahre von der französischen Besetzung 1806 bis zur völkerrechtlich wirksamen Aufhebung der Republik auf dem Wiener Kongreß 1815 sind in einem eigenen Kapitel dargestellt. Österreich sah seinen Anspruch auf das Territorium von Dubrovnik auch dadurch begründet, daß dieses einen Teil der von *Napoleon* geschaffenen, von Österreich zu übernehmenden Illyrischen Provinzen bildete. Statt der Wiederherstellung des älteren Rechtes legte Österreich gerade die vom Gegner geschaffene jüngste Ordnung zugrunde.

Im Faktischen enthält der Band weitgehend Wohlbekanntes; so stellen die Abschnitte zum Konsular- und Gesandtenwesen und zur Rolandsäule Zusammenfassungen von älteren Arbeiten des Autors dar. Doch aus der Konzeption ergeben sich manche neue Perspektiven. Die systematische Anordnung erlaubt zusammenhängende Information zu bestimmten Fragestellungen, der betreffenden Literatur und Beständen im Historischen Archiv von Dubrovnik. Dem Band sind Karten zur territorialen Entwicklung der Republik und zur Verteilung der Konsulate von Dubrovnik im 16. und im 18. Jh. beigegeben, dazu Abbildungen von wichtigen Urkunden: Wappen, Siegel und Fahne und der Rolandsäule.

Die Untersuchung von Mitić gibt auf die vorgegebene Fragestellung eine klare Antwort und wird unter den Synthesen zur Geschichte von Dubrovnik in seiner Blütezeit einen festen Platz erhalten.

Münster/Westf.

Ludwig Steindorff

Mihaljčić, Rade: The Battle of Kosovo in History and in Popular Tradition.

Belgrade: Beogradski izdavačko-grafički zavod 1989. 248 S. mit zahlr. Abb.

Aus der Feder von Rade Mihaljčić stammen drei Monographien, in denen er einerseits die serbische Geschichte in der Zeit von Zar *Uroš* und Fürst *Lazar* (1355–1389) aufarbeitet und andererseits die Entwicklung der hagiographischen und epischen Tradition zur Schlacht auf dem Amselfeld 1389 verfolgt¹⁾. Von dieser Trilogie ist nun eine gekürzte Fassung in englischer Übersetzung erschienen; das Schwergewicht bei der Auswahl der übersetzten Abschnitte liegt auf letzterem Themenbereich. Die politische Situation Serbiens vor 1389 ist nur noch in sehr knappen Zügen dargestellt. Gerade weil die Anmerkungen und die darin liegenden Orientierungshilfen in der Übersetzung entfallen sind, wäre eine systematisch aufgebaute Präsentation der Quellen wünschenswert gewesen.

Das Hauptanliegen des Autors ist zu zeigen, wie sich unabhängig von einer sehr schmalen frühen Überlieferung ein immer reicheres und weiter ver-

¹⁾ Kraj Srpskog Carstva. Beograd 1975, ²1989; Lazar Hrebeljanović. Istorija, kult, predanje. Beograd 1984, ²1989; Junaci kosovske legende. Beograd 1989.

fremdetes Bild der Schlacht auf dem Amsfeld und ihrer Protagonisten entwickelte. Die jüngeren Quellen, vor allem die epische Tradition, erweisen ihren Wert allein als Zeugnisse der Mentalität in ihrer Entstehungszeit.

Die Angaben der zeitgenössischen Quellen zum Tod von Fürst *Lazar* und zum Attentat auf Sultan *Murat* sind vage. Der militärische Ausgang der Schlacht war letztlich unklar, so daß sich der an der Seite *Lazars* kämpfende bosnische König *Tvrtko* sogar als Sieger präsentierte. Doch auf längere Sicht wurde die Verfestigung der osmanischen Herrschaft auf dem Balkan nicht aufgehalten, so daß die Schlacht im nachhinein als Niederlage wahrgenommen wurde. Der Tod von Fürst *Lazar* wurde schon sehr bald nach 1389 in hagiographischen Texten als Heiligkeit begründendes Martyrium dargestellt. Doch außer für das Kloster Ravanica, wo der Fürst begraben lag, fehlt es weitestgehend an Zeugnissen für seine kontinuierliche Verehrung. Die Mönche von Ravanica siedelten 1690–1697 unter Mitführung der Gebeine *Lazars* nach Vrđnik in der Fruška gora über; von hier aus erst entwickelte sich ein verbreiteter Kult. In den weltlichen Quellen ist das Motiv des Martyriums von der Darstellung der Ritterlichkeit *Lazars* verdrängt.

Die Gestalt des *Miloš Kobilić* (später verformt zu *Obilić*), der den Sultan tötete, erfuhr in der Überlieferung einen „sozialen Aufstieg“ vom anonymen Krieger zum Schwiegersohn *Lazars*. Eng verbunden mit der Heroisierung von *Miloš*, die zahlreiche folkloristische Motive vorchristlichen Ursprunges aufnahm, ist die Tradition zu *Ivan Kosančić* und *Milan Toplica*. In den früheren Quellen als Diener dargestellt, stiegen sie später zu *Miloš* ebenbürtigen Blutsbrüdern auf. Ein kirchlicher *Miloš*-Kult begann erst im 18. Jahrhundert und erlebte gerade in der Zeit des Ersten serbischen Aufstandes einen besonderen Aufschwung. Seit 1847 verlieh Fürst *Petar Njegoš* von Montenegro eine Medaille mit dem Bild von *Miloš Obilić*.

Während die kirchlichen Autoren den als Niederlage rezipierten Ausgang der Schlacht als Strafe „um unserer Sünden willen“ deuteten, setzte sich in der weltlichen Tradition das Motiv des Verrates durch. Die Rolle des „negativen Helden“ ist dem serbischen Magnaten und Schwiegersohn von *Lazar*, *Vuk Branković*, zugefallen, obwohl in den zeitgenössischen Quellen jeder Hinweis auf einen Verrat *Vuks* fehlt. Seine „Schuld“ liegt bereits im Überleben; außerdem steht er in Stellvertreterfunktion für andere Magnaten, die sich mit den Osmanen arrangierten. Das Motiv der Niederlage durch Verrat diente zugleich als Appell zur Einheit im Kampf gegen die osmanische Herrschaft. Die Bilder von Heroismus und Verrat 1389 reihen sich in das Wertesystem der serbischen und montenegrinischen frühneuzeitlichen Stämme ein. – Die Kosovo-Überlieferung ist primär auf das Handeln von Personen ausgerichtet; die ethnische Zuordnung, die Deutung als Kampf des serbischen Volkes, erlangte erst in jüngerer Zeit Bedeutung.

Auch wenn der Spezialist eher die ausführliche serbische Fassung heranziehen wird, ist es doch zu begrüßen, daß nun auch eine „westsprachliche“ Version der Forschungsergebnisse des Autors vorliegt. Denn Mihaljčić bietet eine überzeugende Darstellung der Ereignisse von 1389, der darauf aufbauenden Tradition und deren Funktion innerhalb der serbischen Gesellschaft vom 15. bis ins 19. Jahrhundert.

Istarski razvod. Priredio, predgovor napisao i komentarima popratio Josip Bratulić. Pula: Istarska književna kolonija „Grozđ“ 1988. 193 S. [Res.: Istrische Grenzbegehungsurkunde.]

Der neugegründete Verlag „Grozđ“ in Pula hat seine Tätigkeit mit der Neuausgabe eines der wertvollsten glagolitischen weltlichen Texte, des „Istarski razvod“, begonnen. Die „Istrische Grenzbegehungsurkunde“, wie in der Zusammenfassung übersetzt, hat die Form eines Notarsinstrumentes; sie ist auf 1325 datiert. Erhalten sind nur zwei Abschriften aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die beide auf eine Abschrift von 1502 zurückgehen. Gegenstand der Urkunde ist die Festlegung strittiger Gemarkungen zwischen insgesamt 44 istrischen *komuni*, (Land)gemeinden, vor allem im Grenzbereich zwischen der Grafschaft Mitterburg (Pazin) einerseits und den Gebieten unter Aquileia und Venedig andererseits. Der Graf von Mitterburg und der Markgraf von Istrien, der sowohl Aquileia als auch Venedig vertrat, schritten mit ihrer Begleitung in 21 Tagen ungefähr 150 km ab. Die jeweils betroffenen Gemeinden unter ihrem *župan* oder *sudac* „Richter“ benannten bei der Entscheidungsfindung ihre Zeugen und legten ältere Urkunden vor. Die Messe vor Beginn des Tagewerkes und das gemeinschafts- und friedensstiftende Mahl am Abend verliehen der Rechtshandlung zugleich kultischen Charakter. Drei Notare hielten das Vorgehen schriftlich fest, je einer auf lateinisch, deutsch und kroatisch.

Eine Schwierigkeit in der historischen Einordnung des „Istarski razvod“ liegt darin, daß die darin erwähnten identifizierbaren Personen nicht alle gleichzeitig lebten. Die Bezüge reichen von ca. 1275 bis 1374 mit dem Schwerpunkt auf dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts. Dennoch dürfte es verfehlt sein, im *razvod* eine Fiktion des 16. Jahrhunderts ohne historischen Wert für die frühere Zeit zu sehen. Wie Bratulić, einer der besten gegenwärtigen Kenner des glagolitischen Schrifttums, im Einklang mit der *communis opinio* in der jugoslawischen Historiographie feststellt, ist der „Istarski razvod“ eher als eine Kompilation mehrerer älterer Urkunden zu deuten, die in eine narrative Einheit gebracht worden sind. Ob die Kompilation bereits im 14. Jahrhundert oder später erfolgte, ist nicht geklärt. Ebenso bleibt offen, ob einst auch eine lateinische und eine deutsche Fassung vom ganzen *razvod* oder nur von einer der Vorstufen existierten. Auch wenn der „Istarski razvod“ zumindest eine diplomatische, in manchen Personenbezügen sogar historische Fälschung ist, gibt er doch ein getreues Bild der sozialen Verhältnisse in den istrischen Gemeinden, der Rechtsbeziehungen zwischen diesen selbst und gegenüber den weltlichen und geistlichen Herrschaftsträgern im Spätmittelalter. Die beschriebene Durchführung der einzelnen *razvodi* entspricht dem wirklichen Verfahren. Der „Istarski razvod“ ist ein vollwertiges Zeugnis für die Gleichberechtigung der glagolitischen Schriftkultur auf Istrien neben der lateinischen, deutschen und italienischen.

Auf die Einleitung von Bratulić folgt die Faksimilierung der 32 Blatt der Handschrift aus Kršan. Der Edition in lateinischer Transliteration sind Kommentare zu Personen- und Ortsnamen wie auch zu Termini beigegeben. In die Abbildung einer frühneuzeitlichen Karte ist der Weg der Kommission eingezeichnet. Hier wäre die Zugrundelegung einer exakten modernen Karte

wohl noch sinnvoller gewesen. Wörterverzeichnis (mit Erklärungen und Beispielsphrasen, ohne Seitennachweis), Register der Orts- und Personennamen (mit Seitennachweis) bauen auf der 1976 erschienenen Computerkonkordanz des „Istarski razvod“ auf. Der Band schließt mit einem Verzeichnis wichtiger Literatur und kurzen Zusammenfassungen der Einleitung auf Lateinisch, Deutsch und Italienisch. Dem Verlag und den Sponsoren, Betrieben und Institutionen zumeist aus Istrien, lag an einer bibliophilen Gestaltung der Ausgabe, die dem Wert des „Istarski razvod“ als historischer Quelle und literarischem Zeugnis auch äußerlich entspricht. So ist die Edition ein würdiger Beitrag zur jugoslawischen Buchkultur im besten Sinne geworden.

Abschließend sei die Frage der Übersetzung des Wortes *razvod* noch einmal aufgegriffen. Sowohl „Grenzbegehungsurkunde“ oder auch „Grenzurkunde“ (so in: Čakavisches Lexikon, III, 1983, S. 451) sind keine etablierten Termini der Diplomatie. Dem Bedeutungsfeld von kroatisch *razvod* (im Grundsinn „Auseinanderführung“, hieraus: „Bestimmung einer Grenze“, „Grenze“, „(Ehe)scheidung“) entspricht im Deutschen am besten „Scheidung“ oder in einer heute seltenen Form „Schied“. Das in der älteren deutschen Rechtssprache belegte Kompositum „Landschied“ (vgl. E. Haberkern – J.F. Wallach, *Hilfswörterbuch für Historiker*. München 1972, II, S. 552, 629) bezeichnet genau das im „Istarski razvod“ beschriebene Vorgehen. Deshalb sei als deutsche Bezeichnung vorgeschlagen: „Istrischer Landschied“.

Münster/Westf.

Ludwig Steindorff

Njemački putopisi po Dalmaciji. Priredio i s njemačkog preveo Ivan Pederin. Split: Logos 1989. 331 S. [Deutsche Reisebeschreibungen über Dalmatien. Zusammengestellt und aus dem Deutschen übersetzt von Ivan Pederin.]

Niemand wird bestreiten, daß es besser ist, etwas einmal zu sehen als hundertmal zu hören, dennoch aber lesen sich Reisebeschreibungen über unbekannte Länder spannend, besonders wenn sie schon im 19. Jahrhundert geschrieben sind. Für die Bewohner Mitteleuropas wurde Dalmatien durch das Buch des gelehrten venezianischen Abbate *Alberto Fortis* bekannt, der auch in manchem anderen eine glückliche Hand hatte. Er zeichnete das slawische epische Lied, die „*Hasanaginica*“, auf, das in viele Sprachen der Welt übersetzt wurde, und *Merimée*, *Goethe Puschkin* zu poetischen Mystifikationen inspirierte. Viele begaben sich auf den Reiseweg des *Fortis*, viele schrieben Bücher über Dalmatien, unter anderem auch in deutscher Sprache. Der Mitarbeiter des Historischen Archivs in Zadar Ivan Pederin, ein hervorragender Kenner der Archive, sammelte alle deutschsprachigen Ausgaben, systematisierte sie und gab sie in dem hier zu besprechenden Buch heraus. I. Pederin will dem Leser von heute das Dalmatien des 19. Jahrhunderts aus dem Blickwinkel von Diplomaten, Journalisten, Gelehrten und Schriftstellern, d. h. von Vertretern verschiedener Gesellschaftsschichten, näher bringen. Er wählte die seiner Meinung nach markantesten Abschnitte aus den in den Archiven verwahrten Büchern und Tagebuchaufzeichnungen aus, übersetzte sie ins Serbokroatische und versah sie mit einem gewichtigen Vorwort. So be-

steht dieses Buch gewissermaßen aus zwei selbständigen Teilen: Texte des 19. Jahrhunderts und deren Analyse durch einen heutigen Forscher.

Die Texte sind chronologisch geordnet und stellen verschiedene Perioden des gesellschaftlichen Lebens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs dar, im wesentlichen also die Epoche der österreichischen Herrschaft über Dalmatien. Indessen wandelte sich das Interesse der Mächte an den Ländern der Adriaküste ständig.

Diesen Wandel zeichnet Pederin anhand der Reisebeschreibungen nach, aber auch jenen der künstlerischen Auffassung innerhalb dieser Literaturgattung. Durch seine literaturwissenschaftliche Fragestellung bzw. die Beantwortung dieser Fragen ist die vorliegende Ausgabe eine umfassende historisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung.

Am Anfang steht ein Überblick über die Berichte deutscher Reisender von der Zeit der Kreuzzüge, über Renaissance und Barock, die Dalmatien besucht hatten. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei *V.M. Coronellis* Buch „*Mari, golfi, isole, porti, città, fortezze e altri luoghi dell'Istria, Quarnero, Dalmazia*“ (Venedig 1688), das mit seiner detaillierten geographischen Beschreibung Dalmatiens die Aufmerksamkeit des russischen Hofes erweckte. Es wurde von *Jakov Knjaznin* übersetzt und in Petersburg 1769 herausgegeben. Allein die eigentliche Pilgerfahrt nach Dalmatien begann im 19. Jahrhundert. Allgemein nimmt man an, daß Abbate *Fortis* der erste Entdecker war, aber es erweist sich, daß in denselben Jahren *Balthasar Hacquet* die Adria bereiste, sein Buch „*Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven*“ indessen später als das von *Fortis*, nämlich erst in den Jahren 1802–1805 in Leipzig herausgegeben wurde. Der Autor war hinreichend gebildet: Arzt, Professor, Mitglied vieler Akademien. Er war viel auf Reisen und bereiste Kroatien, Slovenien, Galizien, die Walachei, Podolien, Litauen, die Krim. Ihn interessierten die Slaven, ihre Herkunft, Sprache und Kultur. Er kannte gut die zeitgenössischen Studien über die Slaven, vor allem die Bücher von *Pallas* und *Herder*. Die Reise nach Dalmatien ist ein ethnographischer Überblick, aber er liest sich, wie I. Pederin anmerkt, ziemlich langweilig. Interessant ist die Beschreibung der Vlachen, die *Hacquet* durch die Ähnlichkeit ihrer Lebensweise mit den Tscherkessen beeindruckten (S. 28–32). Der Charakter der Dalmatiner wird als „fröhlichen Gemüts, freiheitsliebend, mit einem empfindlichen Ehrgefühl“ (S. 31) beschrieben.

Als während der Napoleonischen Kriege Österreich auf die Festigung seiner Herrschaft in Dalmatien hoffte, wurde für den Wiener Hof eine allseitige Beschreibung der dalmatinischen Länder und der Beschäftigungen ihrer Bewohner notwendig. Diese Aufgabe erfüllte das 1811 erschienene Werk des diplomatischen Vertreters Österreichs in Kotor *H.F. Rödlich*, „*Skizzen des physisch-moralischen Zustandes Dalmatiens und der Buchten von Cattaro*“. Der Stil erinnert mehr an einen Militärbericht vom Aktionsort und konnte wohl kaum den Leser fesseln, jedoch für den Historiker gibt es hier eine Menge interessanter Zeugnisse (über die Beschäftigungen der Bevölkerung, über den Fischfang, über die Salzgewinnung und die Produktion von Wein, Wachs, Dörrfeigen, eingesalzener Sardinen usw. – S. 36–43).

1811 besuchte *Ernst Friedrich Germar* Dalmatien. Er war Naturforscher, Mineraloge, ein äußerst energischer Mensch, der so viel wie möglich von Dal-

mationen kennenlernen wollte. Sein Buch „Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa“ kam 1817 in Leipzig heraus. *Germar* hatte keinen Auftrag vom Hof oder Kriegsministerium; sein Buch liest sich wie ein Abenteuerroman. Den Autor zog vor allem die Natur Dalmatiens an, ihr Reichtum, weswegen viele Seiten des Buches in Briefform der Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt gewidmet sind. Interessant ist die Beschreibung der Begegnungen mit Bauern, Matrosen, Städtern. In Dubrovnik setzten ihn die Schönheit der Stadt und der Charme der Frauen in Erstaunen, in den Dörfern die Armut und die Primitivität der Wirtschaftsführung. Insgesamt legt der Autor den Schluß nahe, wie Pederin feststellt, daß Dalmatien arm war und die englische Blockade sowie die schändliche französische Regierung dafür verantwortlich seien.

Seit 1814 befand sich Dalmatien wieder unter österreichischer Verwaltung. Der Vertraute von *Franz I.* Baron *Josef Marx von Lichtenstern* (1765–1828) überzeugte den Kaiser, Dalmatien zu besuchen; er selbst fuhr voraus, um die Reiseroute zu kontrollieren. 1822 gab er das Buch „Reisen durch das österreichische Illyrien, Dalmatien und Albanien im Jahre 1818“ heraus. *Lichtenstern* war Geograph und Professor für Statistik, weshalb seine Urteile wissenschaftlich und nach einem bestimmten Programm aufgebaut sind. Er schreibt über die Folgen der venezianischen und französischen Herrschaft und verwendet große Aufmerksamkeit auf die Landwirtschaft (Anpflanzung von Öl- und Obstbäumen, Schafzucht). Die Vlachen interessieren den Autor; er beschreibt ihre Kriegssitten, er führt interessante Zahlen über die Bevölkerung und den Handel mit Bosnien an. Für ihn ist Dalmatien, wie Pederin bemerkt, das Sprungbrett für eine österreichische Annexion der Levante.

Während seiner Reise durch Dalmatien führte *Franz I.* ein Tagebuch, das im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt wird. Auszüge aus diesem Tagebuch hat Pederin übersetzt und mit zahlreichen Kommentaren (S. 82–108) veröffentlicht. *Franz* beschreibt eingehend die Städte, Kirchen, Festungen, Paläste. Mehr als alles andere beeindruckten ihn die Ruinen des Diokletianpalastes in Split. Dieser Palast aus römischer Zeit wurde für den Kaiser zum Symbol der österreichischen Macht in Dalmatien, Österreich wurde in seinem Bewußtsein zum Nachfolger des Römischen Imperiums (S. 90). Nach Meinung Pederins ist dieses Tagebuch in der deutschsprachigen Literatur etwas Neues, denn es wird darin erstmals der dalmatinischen Kultur, besonders seiner Archäologie, große Aufmerksamkeit gewidmet. Nicht von ungefähr wurde 1820 in Split das Archäologische Museum eröffnet. Bald kamen auch Deutschlehrer nach Dalmatien. Der erste war *Franz Petter* (1788–1853), der in Split und Dubrovnik Dienst tat. Er durchreiste ganz Dalmatien, um sich mit seiner Geographie und Geschichte bekanntzumachen, und schrieb einige Aufsätze und Bücher. Nach seinem Tod gab die Wiener Akademie seine enzyklopädische Beschreibung des Landes heraus, in der Zeugnisse über die Geologie, Vegetation und Tierwelt, die Bevölkerung, die Sprache, das Recht, die Sitten, Münzen und Maße usw. zusammengetragen waren. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt *Petter* als bester Kenner Dalmatiens. Obwohl sein Stil für das allgemeine Lesepublikum schwer war, schreibt Pederin S. 121, war seine enzyklopädische Beschreibung als Nachschlagewerk für den Anfänger in Dalmatinistik unentbehrlich. Pederin stellt

Petters Bücher in eine Reihe mit den Werken von *Fortis* und *I. Lovrić*, vor allem wegen der wahrheitsgetreuen Beschreibungen: es gibt darin keine romantischen Loblieder, an die die Dalmatiner gewöhnt waren; für *Petter* lag Dalmatien am Ende der Welt.

Als Gegengewicht zu den trockenen Büchern *Petters* kamen in den vierziger Jahren die rein romantischen Beschreibungen von *Heinrich Stieglitz* (1801–1845) heraus. Als einer der ersten beschrieb er Istrien und Dalmatien in poetischer Weise; seine Reisebeschreibungen sind, was die Informationen angeht, schematisch, aber reich an Bildern. Deshalb hat sie jeder, der sich auf eine Dalmatienreise begab, gelesen, meint I. Pederin. (S. 144).

In diesen Jahren ging die Wiener Akademie der Wissenschaften an die Forschungsarbeit in Dalmatien. Ein Jahr arbeitete der Ägyptologe *Gardner Wilkinson* an der Adria. Er schrieb die erste Geschichte Dalmatiens in englischer Sprache, die 1849 auch in deutscher Sprache in Leipzig herauskam. Zwei Jahre später erschien *Johann Georg Kohls* „Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro“. *Kohl* (1808–1878) hatte seine Ausbildung in Heidelberg, Göttingen und München erhalten. Er war als Bibliothekar ein guter Kenner historischer Arbeiten. Für ihn war Dalmatien ein geopolitischer Begriff, der Rand der großen und barbarischen griechisch-slavischen Halbinsel. Er vergleicht Dalmatien mit einer „maritimen Schweiz“, ständig heimgesucht von den Völkern des Westens, weswegen seine Kultur die Einwirkung verschiedener Völker in sich aufgesogen habe. Er sah hier sowohl romanischen wie auch slawischen Geist! Die Geschichte Dalmatiens ist in den Werken *Kohls* die Entwicklungsgeschichte des nationalen Geistes. Besonders interessierten ihn die Vlachen. In seinen Beschreibungen sind das nicht bis an die Zähne bewaffnete Menschen, sondern Menschen, die ihre Geschichte und ihre kulturellen Traditionen haben. I. Pederin lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bemerkungen *J.G. Kohls* über Dubrovnik, Pelješac, Zadar und Šibenik (S. 178–213). Seiner Meinung nach besteht das Verdienst *Kohls* darin, daß er die Dalmatinistik erneuerte, die Geschichte Dalmatiens zum Gegenstand der Lektüre des europäischen Lesers machte, „daß er für die Welt die kroatische Literatur entdeckte“. Das Buch *Kohls* regte *Ida von Rheinsberg-Düringsfeld* (1815–1876) zu einer Reise nach Dalmatien an. 1857 kam in Prag ihre Arbeit „Aus Dalmatien“ heraus. Der Stil des Buches ist vom Stil *Kohls* weit entfernt, ihre Beschreibung ist poetischer, reich an Bildern aus der zeitgenössischen dalmatinischen Wirklichkeit. Pederin bemerkt dazu, die Reisende sei eine enge Bekannte *Heines* gewesen und habe von ihm Stilmittel der romantischen Beschreibung übernommen. Hier ein Zitat: „Zadar ist eine Stadt von heute, Split von morgen, Zadar ist eine eher deutsche, Split eine italienische, Dubrovnik eine slavische Stadt“ (S. 217). Viele Seiten werden in dem Buch der kroatischen Literatur gewidmet, einige Verse von *Medo Pučić* und *Ivan Augustin* sind ins Deutsche übersetzt. Ihr Buch las man in Zagreb mit Interesse. Nach ihrem Tod widmete man ihr im *Vijenac* einen Nekrolog.

Nach der österreichisch-italienischen Schlacht bei Vis im Jahre 1866 und vor allem nach der Eröffnung des Suezkanals zeigte sich Österreich erneut an Dalmatien interessiert. Wiederum wurden Leute dorthin entsandt. Eine interessante Gestalt war *Heinrich Noé* (1835–1898), Glaziologe und Reisechriftsteller. Er hielt sich häufig in Dalmatien auf und veröffentlichte 1870

sein Buch „Dalmatien und seine Inselwelt nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge“. Darin wird eine Zweiteilung des Landes offenbar; auf der einen Seite die italienisierten Städte, auf der anderen das slawische Dorf. *H. Noé* sprach gut Kroatisch und kam deshalb ohne Mühe auf den Inseln durch. Er unterhielt sich mit den Bauern, entdeckte sozusagen den dalmatischen Bauern und steht literarisch dem deutschen Dorfroman nahe. Sein Buch ist in Form einer Reportage geschrieben und propagiert die Verbreitung des österreichischen Einflusses auf dem Balkan. Pederin merkt dazu an, daß in jener Zeit die Tendenz zu beobachten ist, wonach sich Österreich in die serbisch-kroatischen Beziehungen einzumischen bzw. diese Völker zu entzweien versuchte.

Das einzige Zeugnis vom Alltagsleben der Städter in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts finden wir in den Reportagen von *Theodor Schiff* (1831–1882). Er war mit einer Frau aus dem alten Patriziergeschlecht der *Capogrosso* in Split verheiratet und beschreibt vielfach recht ironisch die untereinander zerstrittene Adelsgesellschaft. Der von Pederin ausgewählte Text ist sowohl für Literaturhistoriker als auch für Historiker interessant (S. 253–271).

Der österreichische Diplomat Baron *Alexander von Warsberg* (1836–1871) geriet, zurückgekehrt aus dem Orient, rein zufällig nach Dalmatien (1870). Seine Tagebuchaufzeichnungen, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, sind voller interessanter philosophischer Urteile über das Schicksal Dalmatiens. Er vergleicht es mit einem starken Gebäude, errichtet aus verschiedenen kulturellen Werten; „Dalmatien ist nach Westen gewandt, aber sein Schicksal ist mit dem Osten verbunden“ (S. 274). In diesen Aufzeichnungen wird der Leser mit dem Theater von Split, den Schönheiten Dubrovniks und den eigenartigen Nationaltrachten der Frauen von Šibenik bekanntgemacht (S. 276–282).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrachteten die deutschen Reisenden Dalmatien mit anderen Augen. So gab *Georg Baumberg* in seinen 1900 herausgegebenen Reiseaufzeichnungen eine Beschreibung Dalmatiens im Stile der Impressionisten. Die Wasser tragenden Frauen von Zadar werden von ihm als Symbol des Ostens vorgestellt.

Das hervorragendste Werk über Dalmatien hinterließ nach Meinung Pederins *Hermann Bahr*. Vom Genre her ist sein Buch „Dalmatinische Reise“ (Berlin 1909) ein Essay. Es enthält kein politisches Programm, wohl aber Überlegungen zum Schicksal Dalmatiens. Im Unterschied zu den bisherigen Beschreibungen ist hier Dalmatien keine romantische Gegend, von Vlachen bewohnt, auch kein kurioser Gegenstand gelehrter Untersuchungen, sondern ein Land mit eigener Literatur und Kultur und selbständiger Zukunft. *Bahr* erkennt Dalmatien das Recht auf eine eigene politische Orientierung zu und betont, daß es eine wichtige Rolle in der österreichischen Moderne spielen könne, da es nicht nur eine reiche Renaissanceliteratur, sondern auch eine originale neue Literatur besäße (S. 293). Seine Beschreibungen wurden am meisten gelesen und bis 1912 viermal neu aufgelegt.

Die vorliegende Arbeit wird durch eine chronologische Auflistung der deutschen Reisebeschreibungen über Dalmatien abgeschlossen und stellt nicht nur ein Mosaik des dalmatinischen Lebens im 19. Jahrhundert dar, sondern eröffnet neue politische und künstlerische Zugänge zur Literaturgattung Rei-

sebeschreibung. Die darin vertretene Meinung, die dalmatinischen Kroaten seien deshalb so interessant, weil sie sowohl dem Osten als dem Westen zuzurechnen seien, findet sich auch in den Werken russischer Gelehrter und Schriftsteller, die ebenfalls nicht wenig über Dalmatien geschrieben haben. Wir wünschten uns, Pederin brächte auch ein Buch „Russen über Dalmatien“ heraus, das für die heutigen kroatischen Leser genauso interessant wäre wie das vorliegende.

Kalinin

I. G. Vorob'eva, M. M. Frejdenberg

Idejna i politička kretanja kod jugoslovenskih naroda, Čecha i Slovaka u drugoj polovini XIX veka. Zbornik radova sa XVIII naučnog skupa, Beograd, 17–18. IX 1984. Redakcioni odbor: Ljiljana Aleksić-Pejković, Danica Milić, Živko Avramovski. Beograd: Istorijski institut 1987. 201 S. [Intellektuelle und politische Bewegungen bei den jugoslawischen Völkern, Tschechen und Slowaken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.]

Der Ergebnisband der 18. ordentlichen Sitzung der Jugoslawisch-tschechoslowakischen Historikerkommission ist in zwei Teile gegliedert: 1. „Die ökonomische, politische und staatsrechtliche Lage der jugoslawischen Länder in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ mit 9 Beiträgen jugoslawischer Historiker, 2. „Die Entwicklung des politischen Denkens und die tschechische und die slowakische Nationalbewegung im 19. Jahrhundert“ mit 4 Beiträgen tschechischer und slowakischer Historiker. Der gut lesbare Schreibmaschinensatz hat wenig Druckfehler (wie S. 195 *Mayses* statt richtig *Moyses*). Ein Register wäre nützlich gewesen.

Milenko Patković stellt eingangs (S. 11–28) die wirtschaftliche und die politische Tätigkeit des 1851 in Osijek geborenen *Vasa Muačević* dar, der lange Jahre Vorsitzender der serbischen Kirchengemeinde seiner Geburtsstadt gewesen ist und, Anhänger der Kroatisch-serbischen Koalition, vor dem Ersten Weltkrieg unter anderem Abgeordneter im ungarischen Reichs- und im kroatisch-slawnischen Landtag war. Die Entwicklung der Agrarverhältnisse in Kroatien-Slawonien zwischen 1848 und 1903 umreißt Dragutin Pavličević (S. 29–47). Er kennzeichnet die Gesamtperiode als Übergangszeit von der Feudalverfassung, deren Überreste bis 1918 festzustellen sind, zur modernen, von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bestimmten Agrarwirtschaft, ordnet die Agrarkrisen in diese Entwicklung ein, zeigt u. a. die steigende Rolle des Staates, die auf dem Lande vor allem durch die steigende Steuerlast bemerkbar war und skizziert die sozialen Veränderungen auf dem Lande. Hrvoje Matković (S. 48–54) schildert knapp die Bedeutung *Stjepan Radics* in der kroatischen Politik des ausgehenden 19. Jahrhunderts und versäumt es nicht, auf den Einfluß *Masaryks* hinzuweisen.

Den Einsatz des serbischen Politikers (und Generals) *Georg Stratimirović* in der ersten Zeit seiner Zugehörigkeit zum ungarischen Reichstag für eine Föderalisierung der Habsburgermonarchie 1865–1867 untersucht Danica Milojević (S. 55–69). Die Föderalisierung hätte letztendlich die Erhaltung der Habsburgermonarchie zum Ziel gehabt. Der Ausgleich von 1867 bedeutete das Ende aller Föderalisierungsbestrebungen und – insbesondere auch ge-

genüber *Svetozar Miletić* – eine Niederlage für die konservative Politik, die *Stratimirović* vertrat.

Die Haltung der Jungtschechen zur bosnischen Frage und zur Kallayschen Verwaltung in Bosnien und der Herzegowina zu Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts resümiert Tomislav Kraljačić (S. 70–75): ihr Verdienst sei die Aktualisierung der bosnischen Frage in der Monarchie nach zehnjähriger Ruhe, die Schwächung des Ansehens des Kallayschen Verwaltungssystems in der Gesamtmonarchie und die Stärkung der oppositionellen Strömungen in Bosnien und der Herzegowina gewesen. Wirtschaftliche und politische Inhalte des Bankkapitals in Bosnien und der Herzegowina unter österreichisch-ungarischer Verwaltung untersucht Milan Vukmanović (S. 76–90) und zeigt unter anderem die Entwicklung des Geldmarktes und die nationale Organisation des Bankwesens auf. Die Haltung der ungarischen Oppositionspresse zur österreichischen Politik in Bosnien und der Herzegowina nach der Annexionskrise von 1908 faßt – ohne allerdings die Zeitungsartikel einzeln zu belegen – auf der Grundlage der serbischen Diplomatenberichte aus Budapest Djordje Mikić (S. 91–108) zusammen.

Die gegenseitigen Einflüsse der italienischen und der serbischen Nationalbewegung vor 1878 behandelt Liljana Aleksić-Pejković (S. 109–120). Nach dem anfänglichen gemeinsamen Interesse der Befreiung von „Österreich“ gehörte Serbien nach 1859 zu den potentiellen Bündnispartnern des neuen italienischen Staates, doch kam es in den sechziger Jahren zu einem Wechsel in der serbischen wie in der italienischen Politik, der sich verfestigte, als sich die serbische Regierung nach 1868 auf Ungarn orientierte, auch wenn das „Junge Serbien“ in der Habsburgermonarchie weiter revolutionäre Ziele verfocht. Die orientalische Krise 1875–1878 bedeutete den entscheidenden Einschnitt: die konservative Rechte wie die demokratische Linke in Italien sahen jetzt ihre nationalen Interessen eher im Ausgleich mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich gesichert. Blaže Ristovski untersucht zum Abschluß dieses Teils die „Entwicklung und Behauptung des mazedonischen Nationalgedankens“ bis 1903 (S. 121–152).

Die tschechische Seite beschränkt sich überwiegend auch auf eigene Themen: „Die ideologische Entwicklung der radikalen kleinbürgerlichen Strömungen der tschechischen Nationalbewegung in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts“ (Vladislav Štastný, S. 155–166), „Die Veränderungen des politischen Denkens der tschechischen Bourgeoisie“ zur selben Zeit (Josef Harna, S. 167–182) und „Die staatsrechtlichen Aspekte der tschechischen Nationalbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (bis 1891)“ (Miroslav Šestak, S. 183–193). Einzig im Beitrag des slowakischen Historikers Milan Krajčovič „Die Orientalische Frage in der Nationalbefreiungs-ideologie der Slowaken im 19. Jahrhundert“ (S. 194–201) werden auch zentrale Themen der Geschichte der jugoslawischen Völker angesprochen. Leider ist dieser Vortrag ohne Fußnoten oder Literaturangaben publiziert, obwohl er außer dem Beitrag Kraljačićs der einzige ist, der gemeinsame jugoslawisch-tschechoslowakische Themen nicht nur am Rande anspricht.

Šetić, Nevio: Napoleon u Istri. Istra za francuske uprave 1805–1813. Pula: Istarska književna kolonija „Grozđ“ 1989. 214 S. [Napoleon in Istrien. Istrien unter französischer Verwaltung 1805–1813.]

Die ehemals venezianischen, seit 1797 österreichischen Gebiete Istriens unterstanden schon seit 1805 im Rahmen des „Königreiches Italien“ der französischen Herrschaft. Nachdem 1809 auch die Grafschaft Pazin (Mitterburg) mit anderen österreichischen Territorien an Frankreich gelangt war, wurde 1811 die Intendantur Istrien (einschließlich Triest und Görz) als Teil der Illyrischen Provinzen eingerichtet.

Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, die Lebensverhältnisse in Istrien zu dieser Zeit faktographisch darzustellen. Als wichtigste Quellenbasis dienen ihm die Archivfonds der Gemeinden Novigrad und Poreč (beide jetzt im Archiv Pazin) und der Fonds der Intendantur Istrien (Ljubljana). Die Einzelangaben konzentrieren sich somit auf ein bestimmtes Gebiet Istriens, doch dürften sie zur Charakterisierung der Situation in ganz Istrien weitgehend paradigmatischen Wert haben.

In der Gewichtung der einzelnen Themenblöcke spiegelt sich die Verteilung der Quellendichte deutlich wider. Die Lebensbereiche, auf welche die damalige Verwaltung die größte Aufmerksamkeit richtete, sind dementsprechend am ausführlichsten behandelt. – In zahlreichen Maßnahmen der französischen Verwaltung läßt sich das Streben nach Modernisierung erkennen. Hierzu gehören Verwaltungs- und Gerichtsreform, Herstellung der Rechtsgleichheit, Erschließung durch Straßenbau, Verbesserungen im Gesundheits- und Schulwesen. Sowohl die Aufhebung einer großen Zahl von religiösen Bruderschaften und von Klöstern, deren Vermögen an den Staat fiel, als auch die Einführung des Zivilstandesregisters (1814 von Österreich wieder abgeschafft) sollten zur Säkularisierung des gesellschaftlichen Lebens beitragen. Volkszählungen dienten vor allem zur Vorbereitung von Rekrutierungen zum Dienst im regulären Heer, in der Flotte und in der Nationalgarde. Die Einführung zahlreicher neuer Abgaben in Geld bedeutete für die noch weitgehend von Subsistenzwirtschaft lebende Bevölkerung eine erhebliche Belastung. Marktorientierte Wirtschaftsformen setzten sich noch nicht durch; allein der Weinbau ging weit über den Eigenbedarf hinaus. Die Verwaltung forcierte den Holzeinschlag für den Bau von Kriegsschiffen.

Die für die istrischen Küstenstädte so wichtige Schifffahrt litt unter der englischen Seeblockade und der von den Engländern geförderten Piraterie. In Istrien selbst waren Banditengruppen, oft gebildet von Deserteuren, aktiv. Die fehlende Sicherheit führte zusammen mit den Rekrutierungen und der finanziellen Überforderung zu latenter Unzufriedenheit mit der französischen Herrschaft: Der Widerstand äußerte sich in Desertation, schlechter Steuerdisziplin und Verweigerung von vorgeschriebenen Arbeitsleistungen. Insgesamt ist die Zeit der französischen Verwaltung geprägt von der großen Diskrepanz zwischen den Projekten und Plänen einerseits und dem Wirklichen andererseits.

Gerade weil der Autor so umfangreiches prosopographisches Material präsentiert, ist es bedauerlich, daß dem Band kein Namenregister beigegeben ist; eine Karte hätte die Angaben zur Verwaltungsstruktur verdeutlichen können.

Aus der Darstellung ergibt sich ein anschauliches Bild Istriens in den Jahren 1805–1813. Auch wenn Šetić bei der Auswertung der Quellen auf vergleichende Ansätze durch Bezug auf benachbarte Räume oder die Zeit vorher und nachher weitestgehend verzichtet, leistet er einen wichtigen Beitrag zur synchronen und diachronen Einordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Istrien während der napoleonischen Zeit.

Münster/Westf.

Ludwig Steindorff

Doba francuske uprave u Dalmaciji u svjetlu arhivske, bibliotečne i numizmatične gradje Arheološkog muzeja u Splitu. Red.: Emilio Marin, Katalogbearbeitung: Arsen Duplančić. Split: Arheološki muzej 1989. 102 S. mit zahlr. Abb. im Text. [Die Zeit der französischen Verwaltung in Dalmatien im Lichte von Archiv-, Bibliotheks- und Münzbeständen des Archäologischen Museums in Split.]

Das Archäologische Museum in Split, das vor allem durch seine Sammlungen zu Antike und Frühmittelalter bekannt ist, besitzt auch reiche Bestände zur späteren Zeit. So konnte es aus diesen 1989 eine Ausstellung über die Zeit der französischen Verwaltung in Dalmatien 1806–1813 organisieren. Dem Katalog ist ein kurzer historischer Überblick vorangestellt mit besonderer Hervorhebung der Modernisierungsbemühungen des Marschalls *Auguste Marmont*. Zu den insgesamt 261 beschriebenen Ausstellungsstücken gehören Proklamationen, Berichte, Bescheinigungen, Münzen, Medaillen, Karten, zeitgenössische Bücher und eine Auswahl jüngerer Publikationen über die französische Zeit. Während ansonsten das Italienische dominiert, sind für eine weitere Öffentlichkeit bestimmte Texte häufig zweisprachig italienisch-kroatisch verfaßt, so ein Rundschreiben des Statthalters *Vincenzo Dandolo* von 1807 an die Pfarrer, sie sollten den Bauern zum Anbau von Kartoffeln zu reden (Nr. 95). Der Katalog ist geordnet nach den Abschnitten Politik, Heereswesen, Rechtsprechung, Wirtschaft, Finanzen, Bildung, Gesundheitswesen, Kirche, Bauwesen, gesellschaftliches und privates Leben, wissenschaftliche Arbeit, literarische Produktion, Zeitungen und Bulletins. Außerdem beziehen sich zwei kleine Abschnitte auf die Rezeption der Französischen Revolution in Dalmatien und die Zeit vom Ende der französischen Herrschaft bis zur Überführung der Gebeine *Napoleons* in den Invalidendom im Jahre 1840. Auch in der Zufälligkeit des Museumsbestandes zum Thema der Ausstellung verleiht der Katalog dieser für Dalmatien so wichtigen Umbruchzeit große Anschaulichkeit und dient zugleich als Wegweiser ihrer weiteren Erforschung.

Die Ausstellung fand anlässlich des 200. Jahrestages der Französischen Revolution statt. Wie Eugen Pušić im Vorwort zum Katalog ausführt, seien deren Ideen – Menschenrechte, politische Demokratie und Rechtsstaatlichkeit – gerade deswegen aktuell, „weil wir eine Zeitlang geglaubt haben, einen Abkürzungsweg zu Freiheit und Gleichheit gefunden zu haben.“ So war der Ausstellung zugleich eine Funktion bei der Demokratisierung in Jugoslawien zugewiesen.

Münster/Westf.

Ludwig Steindorff

Medaković, Dejan: Istraživači srpskih starina. Beograd: Prosveta 1985. 276 S. [Die Erforscher der serbischen Altertümer.]

Der Kunsthistoriker D. Medaković (*1922), Prof. an der Universität Belgrad, Mitglied der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste und Träger des Herder-Preises für 1990, ist Autor vieler Abhandlungen zur serbischen Kunstgeschichte. Zu seinen bekanntesten Büchern gehören: „Tragom srpskog baroka“ (1976); „Srpska umetnost u XVIII veku“ (1980) und „Srpska umetnost u XIX veku“ (1981).

Der vorliegende Sammelband enthält 21 Aufsätze (darunter eine Rede und zwei kürzere Zeitungsartikel), die, bis auf die zum ersten Mal erscheinende Abhandlung „Feliks Kanic i Srbi“, zwischen 1955 und 1981 vorwiegend in Fachzeitschriften zur Kunstgeschichte bereits veröffentlicht waren. Den Aufsätzen ist ein Vorwort vorangestellt, in dem die einzelnen Beiträge in den Rahmen der serbischen Historiographie eingeordnet werden und auf wichtige moderne Arbeiten dieser Disziplin verwiesen sowie das Ziel des Sammelbandes definiert wird. Nach dem Verständnis des Autors besteht es in der „Schaffung einer Grundlage für eine ganzheitliche Betrachtung der serbischen Historiographie“, wobei dieses Ziel durch die Neubewertung kunstgeschichtlicher Arbeiten einzelner, noch nicht bekannter oder vergessener Forscher der serbischen Altertümer erreicht werden soll. Diese Methode ergibt sich, nach Meinung des Autors, aus der Tatsache, daß die serbische Kunstgeschichte theoretisch und methodisch immer noch unter dem starken Einfluß jener Traditionen steht, die diese ersten, vorwiegend autodidaktisch arbeitenden Forscher durch ihre zum Teil noch nicht veröffentlichten Beiträge geschaffen haben.

Die Aufsätze des Sammelbandes lassen folgende Schwerpunkte erkennen: 1. Historismus in der serbischen Kunst und Kunstgeschichte; 2. Entwicklungsphasen der serbischen Kunstgeschichte; 3. Forschungen über das mittelalterliche serbische Athos-Kloster Hilandar; 4. Leistungen einzelner serbischer Altertumsforscher von *Vuk Karadžić* (1787–1864) bis *Svetozar Radojčić* (1909–1979); 5. Ausländische Forscher der serbischen mittelalterlichen Malerei und Architektur.

Den ersten thematischen Schwerpunkt bildet die Studie „Istorizam u srpskoj umetnosti XIX veka“ (1967) (S. 9–22). Diese Thematik ist allerdings mehr oder weniger in fast allen Arbeiten des Sammelbandes implizit oder explizit enthalten. In dem angeführten Aufsatz wird der Beitrag der Kunst und der Kunstgeschichte zur Durchsetzung der Idee der nationalen Befreiung Serbiens behandelt. Die Zeit von der Mitte des 19. Jh.s bis zum endgültigen Rückzug der Türken aus den serbischen Städten nach den Balkankriegen betrachtet der Autor als eine einheitliche Geschichtsperiode mit ausgeprägten Merkmalen im kulturellen Leben der Serben. Die Aufbruchstimmung nach der Revolution von 1848 führte in der Kirchenmalerei zur Ablösung der traditionellen Fresken- und Ikonenmalerschulen durch akademisch ausgebildete Maler, die sich der Thematik aus der neueren nationalen Geschichte, besonders den Ereignissen aus dem ersten (1804) und dem zweiten (1813) Aufstand gegen die Türken, zuwandten. Unter diesen Malern befanden sich auch Dichter, z. B. der Romantiker *Djura Jakšić* (1832–1878). Durch die Aufwertung der

nationalen Themen in der Kunst setzten sie die Historismustradition des 18. Jh.s fort.

Gesellschaftliche Unterstützung erfuhr die romantisch historisierende Kunstrichtung besonders durch den einflußreichen Schriftsteller und Kultusminister *Jovan Sterija Popović* (1806–1856). Zur Leitidee der nationalen Wiedergeburt wurde nun in der Kunst und der Kunstgeschichte die serbische mittelalterliche Architektur, was sich in der sakralen Baukunst in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s in getreuen Kopien alter Klöster auswirkte. Unter dem Einfluß des Historismus in der Kunst kam es zur Gründung der wissenschaftlichen Gesellschaften, z.B. der Gesellschaft für Archäologie und Ethnographie, die sich Sammeln, Erforschen und Pflege der serbischen Altertümer zum Ziel setzte. Als besonders verdienstvoll für das Anlegen von Sammlungen hebt der Autor die Tätigkeit des Archäologen und Kunsthistorikers *Mihailo Valtrović* (1839–1915) hervor. Seine Schrift „Pogled na staru srpsku arhitekturu“ (1888) wurde zum ersten Programm des serbischen Historismus. Zur gleichen Zeit baute man das erste ethnographische Museum auf.

Die patriotische Thematik des serbischen Historismus, verstärkt durch die aktuellen Ereignisse der serbisch-türkischen Kriege, erreichte ihren Höhepunkt in der Pariser Weltausstellung von 1890. Medaković ist der Meinung, daß die Dominanz des Historismus in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s in der serbischen Architektur und Kunst deren Beteiligung an den modernen europäischen Kunstströmungen verhinderte.

Den zweiten thematischen Schwerpunkt des Sammelbandes bilden folgende Abhandlungen: „Istraživanja novije srpske umetnosti“ (1981) (S. 23–62) – ein ausführlicher, materialreicher Forschungsbericht über die Entwicklung der Kunstgeschichte in Serbien von den ersten Klosterbeschreibungen des 18. Jhs. bis zu den Monographien der 70er Jahre unseres Jahrhunderts über die modernen Stilrichtungen in der Malerei. „Prve štampane monografije srpskih manastira (1798–1859)“ (1974) (S. 63–110) ist ebenfalls ein umfangreicher, interessanter Forschungsbericht, der die Entwicklung der serbischen Kunstgeschichte am Beispiel der Klostermonographien nachzeichnet, wobei besonders die politische und soziale Lage der serbischen Kirche in der Österreichischen Monarchie, wo die Klostermonographien ihren Anfang nahmen, berücksichtigt wird. Der Aufsatz „Iz prošlosti srpskih zemalja“ (1955) (S. 111–116) ist ein Versuch, die Entwicklungsgeschichte der serbischen Museen zu periodisieren. Im Zentrum der Betrachtung stehen das Nationalmuseum in Belgrad und die Leistungen seiner bedeutendsten Leiter *Djura Daničić* (1825–1882), *Janko Šafarik* (1814–1876) und *Stojan Novaković* (1842–1915). Die Geschichte des Museums wird verfolgt anhand der Anlage der ersten Sammlungen Mitte des 19. Jh.s in dem von den Türken noch nicht ganz befreiten Belgrad bis zur Unterbrechung dieser dynamischen Entwicklung im ersten Weltkrieg, als die Kunstdenkmäler „zum Bestandteil der Front und völlig oder teilweise zerstört wurden.“ Der nächste Aufsatz dieser Gruppe, *Izučavanje srpskih starina u Madjarskoj* (1974) (S. 136–148), ist der Erforschung der serbischen Altertümer in Ungarn gewidmet.

Den dritten thematischen Schwerpunkt bilden zwei Aufsätze. „Istraživanja Hilandara“ (1978) (S. 117–123) stellt Beschreibungen des von den ersten Neomanjiden im 12. Jh. gegründeten Athos-Klosters Hilandar und die Katalogi-

sierungen seiner Handschriften- und Bücherbestände seitens der russischen, serbischen und bulgarischen Gelehrten seit dem 18. Jh. vor. Diese Forschungsarbeit, die auch die Erforschung der serbischen mittelalterlichen Literatur beeinflußt hat, gipfelte in den Arbeiten des Literaturhistorikers *Djordje Radojičić* (1905–1970) und in der Gründung des Hilandar-Ausschusses der Serbischen Akademie der Wissenschaften 1966, dessen Organ *Hilandarski zbornik* laufend die Resultate der Forschung publiziert. Im Aufsatz „Stara vidjenja Hilandara“ (1975) (S. 124–135) werden Kupferstiche des Klosters beschrieben, angefangen von dem im Jahre 1755 in Wien gedruckten ältesten, bis zu den graphischen Darstellungen in Zeitschriften am Ende des 19. Jh.s. Diese Stiche waren so populär, daß sie zu einer wahren kultischen Verehrung des Klosters in Serbien führten.

Den vierten thematischen Schwerpunkt stellen zwei Gruppen von je vier Aufsätzen dar, in denen einzelne Forscher vorgestellt werden. Diese biographischen Skizzen im Zusammenhang mit einer eingehenden Würdigung des jeweiligen Forschungsbeitrags sind als Bausteine eines zukünftigen biographischen Lexikons der serbischen Kunstgeschichte zu betrachten. Zur ersten Gruppe gehören: „Jovan Sterija Popović i srpska istorija umetnosti“ (1971) (S. 158–163); „O Sergiju Nikolajeviću“ (1977) (S. 164–183); „O Josifu Veseliću“ (1978) (S. 184–195); „O Emilijanu Josimoviću“ (1976) (S. 196–205). Die drei zuletzt genannten Forscher (S.N.: 1816–1874; J.V.: 1823–1873; E.J.: 1823–1895) sind vor Medakovićs Arbeiten wenig bekannt gewesen. Als Einleitung zu dieser Gruppe biographischer Entwürfe kann man den Aufsatz „Vuk i srpska istorija umetnosti“ (1965) (S. 149–135) ansehen. *Vuks* Beitrag zur Kunstgeschichte sind seine Schriften „Početak opisanja srpskih manastira“, eine Arbeit in „ausgesprochen romantischer Stimmung“ im Sinne des serbischen Historismus aus dem Jahre 1826, und „Geografičesko-statističesko opisanje Srbije“ aus dem Jahre 1827. Beide erschienen in *Vuks* Kalender „Danica“. Medaković sieht die Bedeutung des *Vuks*chen Beitrages vor allem in seiner Kräfte mobilisierenden Wirkung: in der Erweiterung des Kreises solcher „reisender Forscher“, die die künstlerischen Werte der altserbischen Architektur und Malerei immer mehr entdeckten.

Zur zweiten Gruppe gehören: „Veljko Petrović kao istoričar umetnosti“ (1968) (S. 226–229) – ein inspiriertes Kurzesay über den bedeutenden serbischen Autor (1884–1967) der literarischen Moderne als Kunsthistoriker. Auch Medaković sieht *Petrović*s kunsthistorische Interessen in „unauflösllichem Zusammenhang“ mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit und nennt dessen Studie „O slikarskoj umetnosti Srba u Vojvodini XVIII i XIX veka“, aus dem Jahre 1927, „ein Meisterwerk“, durch das die serbische Kunstgeschichte der neueren Zeit ihre erste Synthese erfuhr. Der Aufsatz „Milan Kašanin“ (1981) (S. 230–234) würdigt den bekannten Literatur- und Kunsthistoriker (1895–1981), der sich bereits in den 20er Jahren als Befürworter der modernen Kunst und ihrer Befreiung von allen gesellschaftlichen und nationalen Forderungen hervorgetan hatte, weswegen er mit den offiziellen Kunstvertretern und ihren mystisch-nationalen Programmen, wie sie z.B. *Ivan Meštrović* (1883–1962) propagierte, in Konflikt geriet. Der Aufsatz „Kosta Strajnić“ (1977) (S. 235–237) stellt den serbischen, in Dubrovnik tätigen Kunsthistoriker und -kritiker (1887–1977) vor, der bereits vor dem ersten Weltkrieg zu den

jugoslawisch orientierten Intellektuellen gehörte. „Naučna bdenja Svetozara Radojčića“ (1979) (S. 238–244) ist eine psychologisch vertiefte, impressionistische Porträtstudie, entsprungen der persönlichen Verbundenheit des Autors mit dem bekannten Kunsthistoriker. *Radojčićs* Monographie „Staro srpsko slikarstvo“ (1966) nennt Medaković „die erste, eine einheitliche Sicht unserer alten Kunst bietende Arbeit“, die hervorgegangen ist aus der untrennbaren Einheit von Literatur und Malerei im serbischen Mittelalter¹).

Den fünften thematischen Schwerpunkt bilden die Aufsätze „Vilijam Denton – jedan zaboravljeni svedok o Srbiji u XIX veku“ (1982/83) (S. 206–215) und „Feliks Kanic i Srbi“, hier zum ersten Mal veröffentlicht (S. 216–225). Im ersten Aufsatz wird der anglikanische Theologe und Kunsthistoriker *William Denton* (1815–1888) vorgestellt, dessen Buch „The Christians of the Turkey“ (London 1863, ²1875); die englische Öffentlichkeit mit der Lage der Christen in der Türkei bekannt machte. Die serbische Übersetzung („Hrišćani u Turskoj“, Novi Sad 1864) wurde begeistert aufgenommen. Medaković behandelt aber hier ein zweites Buch von *Denton*, nämlich seine nicht abgeschlossene Reisebeschreibung „Servia and the Servians“ (London 1862), die den damals in Belgrad tätigen deutschen protestantischen Theologen *D(ietrich) von Cölln* zu einer Umarbeitung und Ergänzung des Buches anregte. Dessen deutsche Fassung erschien 1865 in Berlin mit dem Titel „Serbien und die Serben“. Obwohl Medaković in seinem Referat über die Thematisierung der alten und der zeitgenössischen serbischen Kunst von der deutschen Bearbeitung des Werkes ausgeht, spricht er von *Denton* als einzigem Autor des Buches. Es wäre sicherlich ergiebig und lohnend gewesen, auch auf den Anteil des Redakteurs und Übersetzers von *Cölln* einzugehen, zumal ihm gute Kenntnisse des Landes und gewissenhaftes Recherchieren bescheinigt werden. Immerhin wertet Medaković dieses Werk „der beiden protestantischen Pfarrer“ als „ein Zeugnis der beschleunigten Europäisierung Serbiens“ in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Im Aufsatz über *Felix Kanitz* (1829–1904) und dessen Beschäftigung mit der serbischen Kunstgeschichte ist das Ziel, *Kanitz'* immer noch nicht ausreichend gewürdigten Beitrag zur Erforschung der serbischen Altertümer neu zu bewerten. *Kanitz* wird als Anhänger des Vukschen historistischen Ansatzes der umfassenden Betrachtung der alten serbischen Kunst und als geistiger Nachfolger von *Franz Mertens* (1808–1897)²), der die serbischen Architekturdenkmäler im Rahmen der Weltkultur betrachtete, angesehen. *Kanitz* kam nach Serbien auf persönliche Anregung von *Vuk*, mit dem er in Wien freundschaftlich verkehrte. Seine Forschungen in Serbien dauerten von 1859 bis zu seinem Tode. Sein Werk „Serbiens byzantinische Monumente“ (Wien 1862) gilt als eine der Grundlagen der Balkanologie. Seine Erkenntnisse über die Verflechtung von byzantinischer und romanischer Architektur im

¹) In der Übersetzung von Dagmar Burkhart erschien dieses Buch als „Geschichte der serbischen Kunst von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters“. Berlin (Walter de Gruyter) 1969.

²) Über *F. Mertens* siehe Sonja Bogdanović, Franc Mertens i srpska srednjovekovna arhitektura, *Zbornik za likovne umetnosti Matice srpske* 15 (1979).

Baustil der serbischen Klöster wurden von den Forschungen *S. Radojčićs* bestätigt. Moderne Ansichten über die Restaurationstechnik und die Integration der Klosterarchitektur in die zeitgenössische Baukunst sieht *Medaković* in *Kanitz'* Schrift „Über alt- und neuserbische Kirchenbaukunst“ (Wien 1864) und in „Serbien“ (Wien 1866), dem bekanntesten Werk von *Kanitz*. Er weist auch auf *Kanitz'* Betrachtungen über die serbische Malerei in der Donaumonarchie und die negativen Folgen ihres Bruches mit der Tradition der byzantinischen Kunst hin. Den Wert dieses Buches sieht *Medaković* vor allem aber in der Wirkung, die es auf spätere deutsche und serbische Autoren hatte. Der Aufsatz schließt mit der Darstellung des letzten Buches von *Kanitz*: „Das Königreich Serbien und das Serbenvolk“ (Bd. I–II, Leipzig 1904/1909)³⁾. Es erschien zu einer Zeit, als es um das Ansehen Serbiens in Europa wegen desolater innerpolitischer Verhältnisse (dynastische Kämpfe, Ermordung des Königs *Aleksandar Karadjordjević* im Jahre 1903) nicht am besten bestellt war. *Medaković* meint, *Kanitz* habe „im Namen der Einheit der europäischen Kultur die Balkanvölker auf ihre Zugehörigkeit zu dieser Kultur (...), und natürlich auch auf viele Verpflichtungen, die sich aus dieser Erkenntnis ergeben, aufmerksam gemacht.“ Diese Mahnung des europäischen Kulturvermittlers, der ein Jude war, kann in unseren Tagen nicht ernst genug von den jugoslawischen Völkern genommen werden.

Abschließend läßt sich sagen, daß der vorliegende Band nicht nur für Kunsthistoriker und Byzantinisten, sondern auch für Literatur- und Sprachwissenschaftler von Interesse ist, da die vielen, hier behandelten, seltenen Druckschriften und noch nicht veröffentlichten Manuskripte oft als literarische Reisebeschreibungen, zumindest aber als sprachgeschichtlich bedeutende Dokumente des vorigen Jahrhunderts angesehen werden müssen. Kaum einige von ihnen sind bisher als solche behandelt worden.

Bei allem Interesse, das der vorliegende Sammelband weckt, muß ein Mangel erwähnt werden: die Aufsätze sind nicht neuredigiert und auf den aktuellen Forschungsstand gebracht worden. Dies vermißt man am meisten bei den theoretisch ausgerichteten Beiträgen, die mit dem Anspruch auf „synthetische“ Auswertung des gegebenen Wissensstandes hin konzipiert sind, wie z. B. der Aufsatz „Istorizam u srpskoj umetnosti XIX veka“. Aus der bloßen Wiederveröffentlichung der Beiträge ergibt sich eine Reihe von Beeinträchtigungen des gesetzten Zieles der Synthesebildung in der serbischen Kunstgeschichte. So werden, statt vertiefter Analyse schon bekannter Materialien und Sachverhalte, Ausführungen zu einzelnen thematischen Einheiten in verschiedenen Texten wie auch Lebensdaten von bekannten serbischen und ausländischen Gelehrten und Künstlern wiederholt, während dies für neuentdeckte, wichtige Forscher nicht immer geleistet wird. Das Versäumnis einer Neubearbeitung der Texte hat sich auch auf die technische, stilistische und wissenschaftsideologische Einheitlichkeit des Sammelbandes negativ ausgewirkt; letzteres mag man noch hinnehmen, da es Einblicke in die intellektuelle Entwicklung des Verfassers gewährt. Es ist weniger einsichtig, war-

³⁾ In der serbischen Übersetzung von *Gligorije Ernjaković* erschien dieses Werk unter dem Titel „Srbija. Zemlja i narod“. Beograd 3/1987, knj. I–II.

um einzelne Zitate, z.B. im Aufsatz über *Felix Kanitz*, aus dem Deutschen übersetzt werden, die anderen aber nicht.

Am Ende des Buches befindet sich eine Bibliographie der Erstveröffentlichungen der Aufsätze, die nicht nötig ist, da dieselben Angaben in den Anmerkungen mehrfach enthalten sind. Ein einheitliches Sach- und Namensregister ermöglicht Vergleiche von Textstellen, ist aber nicht immer zuverlässig. In der Mitte des Bandes befinden sich 8 farbige Forscher- und Künstlerporträts, am Ende 38 in Schwarz-weiß Wiedergabe, sowie 8 Zeichnungen und Graphiken. Der Druck ist gut, der Einband fest, aus schwarzem, seidig wirkenden Stoff mit einer in Gold geprägten Miniatur. Der Schutzumschlag zeigt Porträts in Farbe: den Maler *Steva Todorović* (1832–1925), *Jovan Sterija Popović*, *Vuk Karadžić* und den Dichter *Lukijan Mušicki* (1777–1837).

Hamburg

Olga Ellermeyer-Životić

Jovović, Vasilije: Zapisi – Istorijski Zapisi 1927–1987. Bibliografija. Titograd: Istorijski institut SR Crne Gore, NIO „Univerzitetska riječ“ 1989. 375 S. (Pos. izd.)

Retrospektive Bibliographien, welcher Art sie auch sein mögen, erfüllen im allgemeinen nicht nur die ihnen gestellte Aufgabe, eine Hilfe für den Benutzer zu sein, sondern können eine Quelle des patriotischen Stolzes darstellen, wenn das betreffende Land relativ klein ist und vielleicht erst spät den Anschluß an die internationale wissenschaftliche Forschung gefunden hat. Im Juli 1927, genau 49 Jahre nach der Anerkennung Montenegros als unabhängiger Staat durch den Berliner Kongreß und der Erweiterung auf annähernd die heutigen Grenzen, konnte mit den *Zapisi* in Cetinje die erste wissenschaftliche Zeitschrift ins Leben gerufen werden, die 1935 Organ der Historischen Gesellschaft in Cetinje wurde und bis zum Mai 1941 erscheinen konnte. Im Januar 1948 unter dem leicht veränderten Namen *Istorijski zapisi* wiederbegründet, wurde sie das Organ der Historischen Gesellschaft der VR Montenegro und des Historischen Instituts und wanderte Ende 1958 mit letzterem nach Titograd. Ursprünglich in monatlichen Heften publiziert, wird sie seit langem vierteljährlich herausgebracht.

Die vorliegende Bibliographie hat neben Aufsätzen und Rezensionen auch alle sonstigen Mitteilungen, Nachrichten und Notizen aufgenommen, so daß sich ein großer Teil der 4025 Titel auf Beiträge von wenigen Seiten oder gar weniger als einer Seite Umfang bezieht, andererseits kann V. Jovović, der für das Werk verantwortlich zeichnet, mit einigem Stolz registrieren, daß im Verlauf der 61 Jahre mehr als 650 Personen an der Zeitschrift mitgearbeitet haben, von denen ein großer Teil aus Montenegro stammt. Die Sammlung ist auf dem internationalen Dezimalsystem (von 0 – Allgemeines bis 9 – Geographie, Biographie, Geschichte) aufgebaut und enthält darüber hinaus zwei Register der Autoren und der behandelten Personen sowie ein Ortsregister; das Inhaltsverzeichnis gibt die Nummern des Dezimalsystems leider nicht an, sie können nur den Kapitelüberschriften im Text entnommen werden. Die Schwerpunkte der Zeitschrift lagen naturgemäß auf 3 (Sozialwissenschaften; S. 55–122 = Nr. 577–1306) und 9 (S. 189–347 = Nr. 2254–4025), wobei 3 be-

kanntlich von der Soziologie und Sozialgeschichte über die Parteien, Wirtschaft und Recht bis zur Ethnologie und Folklore reicht; unter 9 fallen besonders 929 (Biographie, Genealogie, Heraldik; S. 191–211 = Nr. 2278–2522) und 940.53/54 (Geschichte Montenegros; S. 234–250 = Nr. 2786–2962) auf. Die Abschnitte sind alphabetisch nach den Namen der Verfasser geordnet und an vielen Stellen mit kurzen Anmerkungen, Hinweisen auf fremdsprachige Resümees usw. versehen. Die am häufigsten erscheinenden Autorennamen sind Dušan D. Vuksan, der erste Herausgeber der Zeitschrift, und Risto J. Dragičević, danach Jovan R. Bojović, der Redakteur dieses Bandes, Mimir Dašić, Radoman Jovanović u. a. Insgesamt ist ein sehr brauchbares Nachschlagewerk entstanden, bei dem man sich eigentlich nur noch als Illustrationen z. B. einige Faksimiliewiedergaben von Titelseiten der ersten Hefte bzw. der Erstausgaben von 1927 und 1948 hätte wünschen können.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

Kovačević, Božo: Slučaj zagrebačkih revizionista. Marksizam, filozofija i znanost u radovima Richtmanna i Podhorskog. Zagreb: Grafički Zavod Hrvatske 1989. 475 S. [Der Fall der Zagreber Revisionisten. Marxismus, Philosophie und Wissenschaft in den Arbeiten von Richtmann und Podhorski.]

Das Buch ist ein Beitrag zur Geschichte der Zwischen- und der frühen Nachkriegszeit; es umfaßt insgesamt zwanzig Jahre. Das ist eine kurze Periode, aber ungewöhnlich wichtig, denn alles, „was an der linken Front geschah, war von schicksalhafter Bedeutung für die Geschichte des neuen Jugoslawien“. Im Kontext der damaligen bürgerlichen Gesellschaft waren in dessen die Auseinandersetzungen innerhalb der Vorkriegslinken „eine Randerscheinung, lediglich ein Teil des Geschehens auf der größeren Szene der alten jugoslawischen Gesellschaft“. Schon ein flüchtiger Blick auf die Bibliographie zeigt, daß Kovačević alles kennt, was zum Thema – den Auseinandersetzungen innerhalb der jugoslawischen Linken – geschrieben wurde. Besonders wertvoll sind die Gespräche, die der Verf. mit lebenden Zeugen jener Ereignisse führte, und die Tatsache, daß er sich auch mit solchen Werken auseinandersetzt, die aus diesem oder jenem Grund lange Zeit totgeschwiegen wurden. Hier denke ich vor allem an die Bücher von *Ante Ciliga* und *Živojin Pavlović*.

Das Vorwort verrät uns nicht nur die interessante Tatsache, daß der Verf. einen großen Teil seiner Forschungsarbeit „als Angehöriger der vielköpfigen Arbeitslosenarmee, ohne jegliche Vergütung und ohne jegliche institutionelle Unterstützung“ geleistet hat, sondern auch den Leitgedanken des Buches, seine *raison d'être*. Die Rechtfertigung, über jene Zeit zu schreiben, findet Kovačević einfach in seiner „Neugier darauf, wie es wirklich war“. Zwar gibt es Geschichtslehrbücher, jedoch „von den Siegern geschrieben“. Der Autor beschäftigt sich vor allem mit den Arbeiten von *Richtmann* und *Podhorski*, die nicht zu den „unsterblichen Gestalten unserer Partei“ gehören. Es gibt keine Straße, keinen Platz, keinen Industriebetrieb, der ihren Namen trüge. Ganz anders steht es mit den Kommunisten (*Adžija*, *Keršovani*, *Prica* u. a.), die am

9. Juli 1941 in Dotrščina von den Ustaši zusammen mit *Richtmann* erschossen wurden, „ohne ihm die Hand gereicht zu haben“.

Es fällt auf, daß die Partei während jener Auseinandersetzungen besonders heftig *Richtmann* angriff, während andererseits das Verhalten gegenüber *Krleža*, selbst während der erbittertsten Polemiken, gemäßigter war und ihm stets genügend Raum zum Rückzug offenließ. Das gilt vor allem für *Titos* Haltung gegenüber *Krleža*. Die *Zogović*, *Djilas* und *Popović*, die anfangs seinen Kopf gefordert hatten, fanden sich als disziplinierte Parteimitglieder damit ab, daß „der bekannte Schriftsteller“ bei *Tito* eine Sonderstellung einnahm. Umso wütender stürzten sie sich auf die anderen „Pečat“-Leute. In vielen Fällen war die Politik nur der verlängerte Arm persönlicher Feindschaft.

Im Streit mit *Richtmann* und *Podhorski* vertritt die Partei den Diamat, der Fragen und Zweifeln keinen Raum gibt. Anstelle eines Dialogs haben wir einen Monolog in Gestalt endloser Klassikerzitate. Lehrreich ist der Fall von *Mladen Čaldarević*, der mit jugendlicher Impulsivität gegen leere Phrasen revoltierte und den es störte, daß die Zeitschrift *Proleter* (Nr. 1–2/1940) „die Namen Lenin und Stalin häufig wiederholte“. Der „trozkistische Typ“ *Čaldarević* wurde auf der Stelle aus der Partei ausgeschlossen, ja diese „unschuldig und reinen Herzens vorgebrachten Einwände“ hätten ihm fast den Kopf gekostet (S. 312). Die Wahrheit war einmal verkündet, und alles, was nicht mit dem Parteikatechismus übereinstimmte, war ein Zeichen des Ungehorsams und kam einem Verrat an den kommunistischen Prinzipien gleich. Das Parteibewußtsein ist antiintellektualistisch, inquisitorisch. Indem sie mit dem eigenen Kopf denken, schüren *Richtmann* und *Podhorski* nur die Leidenschaften der organisierten Genossen und vertiefen ihr Mißtrauen. *Kovačević* hat einen kritischen Blick für die jugoslawischen Nachkriegsmarxisten, die „der Macht als Stütze dienten, als diese nach dem Streit mit der UdSSR neuen Sinngehalt brauchte“ (S. 377). Er wirft ihnen vor, daß sie sich „als erste Kritiker des Stalinismus bei uns“ in narzißtischer Weise überschätzten, während sie doch einen Teil Schuld daran tragen, daß „frühere, nicht selten stichhaltigere und reinere Beispiele des Widerstands gegen den Stalinismus wie etwa die Tätigkeit *Richtmanns* und *Podhorskis*, die den Marxismus durch logischen Positivismus zu revidieren versuchten“ (S. 379), nicht anerkannt wurden.

Ein anderes Problem, das den Autor beschäftigt und mir besonders interessant erscheint, ist dies: Wie war es möglich, die Nachrichten über die UdSSR nicht ernstzunehmen, die man bei Schriftstellern lesen konnte, welche alles andere als Feinde der Bolschewiki waren? Hier denkt man normalerweise zuerst an *Gides* „Retour de l'U.R.S.S.“ von 1936. Interessanterweise erwähnt niemand *Bertrand Russells* Werk „The Practice and the Theory of Bolshevism“, wo Eindrücke einer Reise durch die UdSSR im Jahr 1920 festgehalten werden, m. E. eines der besten Bücher über die neue Macht. Von unseren Reisebeschreibungen ist *August Cesarec*' „Današnja Rusija“, 1937 in Zagreb erschienen, sehr aufschlußreich. Vergleicht man *Cesarec*' idyllische Bilder aus der UdSSR mit dem Zeugnis jener, die dank einer glücklichen Fügung die Hölle der sowjetischen Lager überlebten, dann hat man eine klarere Vorstellung davon, in welchem Maße die Kommunisten ihr kritisches Bewußtsein unterdrückten. Für die meisten von ihnen waren die Dinge sehr einfach: ent-

weder stellte man sich auf die Seite des Friedens, der UdSSR, oder auf die des Faschismus, also des Krieges. Selbst die harmloseste kritische Bemerkung seitens eines Kommunisten über das erste Land des Sozialismus wurde als „widerliche Verleumdung“ und Propaganda für das faule kapitalistische System angeprangert. Einer der wenigen Kommunisten, die vernehmlich sagten, was sie in der UdSSR erlebt hatten, war *Ante Ciliga*. 1936 veröffentlichte die Zeitschrift *Nova Evropa* einige seiner Artikel über die Sowjetunion. Kovačević kommentiert: „Wir können uns vorstellen, wie die Ideologen der Partei erstarrten, als sie in Ciligas Artikel lasen, die Moskauer Prozesse seien inszeniert worden, um von der Tatsache abzulenken, daß die UdSSR die Politik der Volksfront verriet und sich der Reaktion und den faschistischen Diktatoren zuwandte“ (S. 324). Es ist ein Verdienst dieses Buches, daß hier, soweit mir bekannt, zum erstenmal in diesem Kontext die Bedeutung von *Ante Ciliga* hervorgehoben und er – wie im Nachkriegsjugoslawien bisher kaum geschehen – unzensuriert zitiert wird. Dies sei eine Anregung für unsere Verleger, sich um *Ciligas* Buch zu bemühen, das bereits 1937 bei Gallimard erschienen ist und international eines der ersten Zeugnisse über die stalinistischen Säuberungen darstellt. Natürlich hat der Autor auch *Živojin Pavlovićs* „Bilans sovjetskog termidora“, erschienen 1940 in Beograd, nicht vergessen.

Über die literarischen Revisionisten schrieb Stanko Lasić, über die theoretischen Revisionisten liegt uns jetzt die Studie von Božo Kovačević vor, aber ein Buch über die Revisionisten in der Politik bzw. über *Ciliga* und *Pavlović* muß erst noch geschrieben werden. Die Enzyklopädie Jugoslawiens erwähnt alle Ketzer der Vor- und Nachkriegszeit von *Krlsža* über *Richtmann*, *Ristić*, *Podhorski* bis zu *Čaldarević* und *Djilas*. Selbst *Dražo Mihajlović* und *Ante Pavelić* sind nicht vergessen, ebensowenig die zweite Liga der Kommunisten. Aber kein Wort über das ehemalige Mitglied der KPJ-Führung *Ante Ciliga*. Sein Schicksal teilt auch der Mäzen der Partei, *Živojin Pavlović*.

Die Quelle der heutigen Krise – und das macht das vorliegende Buch so aktuell – entspricht der Partei, die als privilegierte Minderheit das Machtmonopol inne hat und aus der Mehrheit der Bevölkerung passive Statisten machte.

Einschränkend wäre zu bemerken, daß der Verf. tendenziös und einfallslos geschriebenen Büchern (wie den Arbeiten von Zorica Stipetić und Vasilije Kalezić) zuviel Raum widmet.

„Der Fall der Zagreber Revisionisten“ ist ein ausgezeichnet geschriebenes Buch. Es sollte als interessante Lektüre nicht nur der Fachwelt vorbehalten, sondern einem breiten Leserpublikum zugänglich sein.

Berlin

Nikola Živković

Schnurrer, Christian Friedrich: Slavischer Bücherdruck in Württemberg des 16. Jahrhunderts. Ein literarischer Bericht. Tübingen 1799. Unveränderter Nachdruck. Redaktion und Gestaltung Rudolf Trofenik, mit einem Nachwort von Peter Bartl. München: R. Trofenik 1989. VIII, VIII, 128, 16 S., darin 7 Abb. (Geschichte, Kultur und Geisteswelt der Slowenen. 20.)

Mit seinen kommentierten Nachdrucken älterer slovenischer Bücher und zusammenfassenden Sammelbänden zur Slovenistik – neben den Freisinger Denkmälern insbesondere zur slovenischen Reformationszeit mit *Truber*, *Bohorič*, *Dalmatin* u. a. – hat der Münchner Verleger Rudolf Trofenik sich große Verdienste erworben, die die interationale Fachwelt einschließlich der Sloveniens wiederholt gewürdigt hat. Mit diesem nun 20. Band seiner slovenistischen Reihe legt er einen Nachdruck vor, den er in seinem Geleitwort zu recht als „die erste wissenschaftliche Abhandlung über das slovenische Reformationsschrifttum“ (nach *Valvasors* Darstellung 1689, 2. Bd.) bezeichnet und dabei dem Verfasser *Chr. Fr. Schnurrer* (1742–1822) für das Slovenische das Verdienst zuspricht, „als Erster die Anfänge einer neuen europäischen Nationalliteratur untersucht zu haben“ (S. V f.). *Schnurrers* Leben und Werk würdigt Peter Bartl in seinem Nachwort, wobei er sich auf den Nachruf von Chr. Fr. Weber (1823) und die Darstellung in den *Würt. Jb. f. vaterl. Geschichte* usw. (1824) stützt und ein historisch-prosopographisches Bild zeichnet, die eigentliche kulturhistorische Bedeutung dieses slavischen Reformationsschrifttums, wie sie Murko, Stökl, Saria, Slodnjak ausführlich dargestellt haben, aber nur am Rande erwähnt. – *Schnurrers* kleines Büchlein ist laut Titelblatt ein „literarischer Bericht“, also keine systematische bibliographische Darstellung, sondern eher eine detailreiche Beschreibung, um „auch die Geschichte des Drucks slavischer Bücher zu Urach und Tübingen in Ordnung zu bringen“ (S. IV), d. h. als Ergänzung zu seinen großen „Erläuterungen der Würt. Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte“ (Tübingen 1798). „Es ist und es bleibt doch immer eine sonderbare Erscheinung, daß Bücher in Windischer Sprache, und Bücher in Crobatischer Sprache, mit Glagolischer Schrift und mit Kyrulischer Schrift, im Lande Württemberg ihr Daseyn erhielten.“ (S. V) *Schnurrer* kann sich bei seinen Nachforschungen über die Uracher und Tübinger Drucke („original Urkunden“) auf die reichen Bestände der Tübinger Universitätsbibliothek stützen. – Nach dieser kleinen Vorrede beginnt *Schnurrer* mit *Trubers* Biographie, beschreibt dann den ersten Tübinger Druck des Katechismus von 1550, darauf das Treiben des „sonderbaren“ (S. 42 auch eitel, leichtsinnig genannten) Mannes *Peter Paul Vergerius*, der *Truber* zur slovenischen Übersetzung des Matthäus-Evangeliums bewegte, die Ende 1555 samt einer Auslegung über den Katechismus und einem Abecedarium erschien. Schließlich der „erst halber Teil des newen Testaments“ (1557), der „ander halb Theil“ (1560), dem erst 1577 der dritte und letzte Teil folgte. Ausführlich werden Wirken und Leben des *Hans Ungnad* (S. 43–81) beschrieben, ohne dessen organisatorischen und auch finanziellen Einsatz die folgenden Drucke kaum zustande gekommen wären. Zeitgeschichtlich interessant auch ein Detail wie die Mühen mit den beiden Priestern („zween Ußkokische, Griechische“, S. 53), die zur „Übersetzung des Neuen Testaments in cyrulischer Schrift gebraucht werden sollten“ (ibidem)

und deren einer sich als mächtiger Trinker erwies. Seite 61 mit 64 schließlich eine Liste der Ungnadschen Drucke, die S. 82–110 sehr ausführlich kommentiert werden. „Die Bücher hatten freylich beynahe keinen Abgang, und Nichts ist begreiflicher als dieses. Bücher werden, in der Regel, nur von denjenigen gesucht und genommen, welche lesen können und lesen wollen. In Croatien, Servien, Bosnien, und so weiter, waren die Leser gewis nichts weniger als zahlreich. Uebrigens findet sich nicht, daß in den österreichischen Ländern diesen unschuldigen Büchern der Weg gesperrt worden wäre; in großen Partien wurden sie nach Laybach, nach Villach, nach Wien versendet.“ (S. 65) Auf Seite 80 schließlich zum Schicksal der Ungnadschen Druckerei, die „dem Antichrist verehrt“ wurde und in der Congregatio de propaganda fide landete! – Was die „Beschreibung“ *Schnurrers* auf den Seiten 82 bis 110 betrifft, so hätten sich ihre Genauigkeit und ihr Wert bei einem Vergleich mit Rolf Vorndrans vorbildlicher Bibliographie (Südslawische Reformationsdrucke in der Universitätsbibliothek Tübingen, Tübingen 1977) leicht erweisen lassen. – *Schnurrer* hatte mit *Truber* begonnen und schließt S. 111–128 auch mit dessen Wirken 1562–1564 in Laibach, seiner Vertreibung aus der Heimat und den letzten 22 Jahren in Laufen und vor allem in Derendingen, wo *Truber* 78jährig 1586 starb. Auf den Seiten 117–128 werden *Trubers* Werke nach 1564 zusammengefaßt, was bei Branko Berčić (Das slowenische Wort in den Drucken des 16. Jahrhunderts. In: Abhandlungen über die slowenische Reformation. München: R. Trofenik 1968, S. 152–265) genauer hätte verglichen werden können. – P. Bartl erwähnt in seinem Nachwort zwei Rezensionen zu *Schnurrers* Büchlein, von denen eine das Fehlen eines Registers bemängelt; dies gilt leider weiterhin – und auch ein Inhaltsverzeichnis fehlt übrigens, so daß *Schnurrers* – hier technisch sehr gut nachgedruckte – Abhandlung erst mit systematischer Hilfe der exakten bibliographischen Daten Vorndrans und Berčićs voll zur Geltung kommt.

München

Peter Rehder

Vuk Stefanović Karadžić 1787–1864. Dokumentation des Festaktes der Akademie der Wissenschaften aus Anlaß des 200. Geburtstages. Vorträge von Stanislaus Hafner und Radoslav Katičić. Ergänzt durch Materialien aus den Archiv- und Bibliotheksbeständen. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1989. 45 S. (Öster. Akad. d. Wiss. Philos. hist. Kl., Sitzungsberichte. 540.)

Am 19. 11. 1987 ehrte die Österreichische Akademie der Wissenschaften eines ihrer ältesten korrespondierenden Mitglieder, den Sprachreformer und Ethnographen *Vuk S. Karadžić*, und beschloß am 9. 12., den diesbezüglichen Sitzungsbericht *Vuk* zu widmen. Den von *J. Strauss'* Slavenball-Quadrille und *J. Brahms'* Vertonungen serbischer Volkslieder eingerahmten Festakt eröffnete der Grazer Slavist Hafner, der *Vuks* und *B. Kopitars* fruchtbare Zusammenarbeit in der Zeit des Österreichischen Vormärz hervorhob und sie in die gesamteuropäische kulturelle Entwicklung einreichte. Wie der Redner aufzeigte, beruhte *Vuks* großer Erfolg auf der richtigen Auswahl der serbischen Lieder, die genau dem Volksliedmodell der deutschen Romantik ent-

sprachen. In der Interpretierung der Begriffe Natur- und Kunstpoesie, die sich bei *Herder* und *J. Grimm* noch gegenüberstanden, schlug *Vuk* jedoch bereits eigene Wege ein, indem er die Kunstpoesie als Weiterentwicklung der Naturpoesie betrachtete.

Der Wiener Slavist *Katičić* stellte dar, wie die Homerforschung *Vuks* Lebenswerk als Sprachforscher und Sammler sowie Schöpfer einer neuen kulturellen Mentalität der Serben geprägt hatte.

Den beiden Vorträgen schließen sich drei Faksimilia an: 1. *Vuks* kritische Stellungnahme zur *Auers* „Sprachenhalle“; 2. *Vuks* Schreiben an den Generalsekretär der Akademie, *A. Schrötter*, dem er über seine Wahl zum Mitglied der Russischen Akademie und die Verleihung des preußischen Roten Adler-Ordens dritter Klasse berichtet und seine neuesten Publikationen aufzählt; 3. *F. Mikolsichs* Nachruf, der *Vuks* Verdienste folgendermaßen zusammenfaßt: „er ... tat mehr als manche Akademie für die Erweckung und Entwicklung des Nationalbewußtseins seines Volkes, indem er ihm in seiner Sprache, in seinen Liedern und Sagen, Märchen und Sprichwörtern ... seine Eigenthümlichkeit fühlen und erkennen lehrte“.

Tallahassee, Florida

Elisabeth Pribić

Sprache, Literatur, Folklore bei Vuk Stefanović Karadžić. Beiträge zu einem Internationalen Symposium, Göttingen, 8.—13. Februar 1987.

Hrsg. von Reinhard Lauer. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1988. 357 S. (Opera Slavica. N. F. 13.)

Der vorliegende Sammelband enthält 24 Beiträge, mit denen Slavisten aus fünf Ländern der 200. Wiederkehr des Geburtstages des serbischen Sprachforschers und Ethnographen *Vuk S. Karadžić* gedenken. Der erste Teil des Bandes bringt drei öffentliche Vorträge. R. Lauer (Göttingen) zeigt die Hintergründe auf, die 1824 zur Wahl *Vuks* zum korrespondierenden Mitglied der Göttinger Kgl. Sozietät der Wissenschaften geführt haben. M. Mojašević (Beograd) macht deutlich, wie stark *Vuk* das Bild *J. Grimms*, der seit 1849 korrespondierendes Mitglied der Serbischen Akademie war, im Bewußtsein der Serben geprägt hat. P. Ivić (Beograd) verfolgt die Korrekturen, die *Vuk* an seinem Sprachprogramm im Laufe der Zeit vorgenommen hat, so daß es 1850 zur Wiener Übereinstimmung zwischen Serben und Kroaten kommen konnte.

Den Bemühungen *Vuks* um die Schaffung einer auf der Volkssprache basierenden Schriftsprache sind neun Beiträge im zweiten Teil des Bandes gewidmet. A. Kretschmers (Bochum) Forschungsbericht faßt die Haupttendenzen und -richtungen der slavenoserbischen Epoche (1760—1818) zusammen; J. Jerković (Novi Sad) beleuchtet die Haltung von *Vuks* heftigsten Gegnern in der Vojvodina; N. Reiter (Berlin) hebt *Vuks* gesellschafts-politische Vorstellungen hervor, die seinem Werk einen demokratischen Charakter verliehen; H. Jachnow (Bochum) zeigt auf, daß der anfängliche Widerstand gegen *Vuks* Schriftsprache und Orthographie in der kulturellen und wirtschaftlichen Struktur der serbischen Gesellschaft zu suchen sei, für die eine Standardsprache keine unbedingte Notwendigkeit war. *Vuks* enge Zu-

sammenarbeit mit *B. Kopitar* behandelt J. Pogačnik (Osijek), der anhand von *Vuks* Schriften und Korrespondenz darstellt, wie dieser *Kopitars* für alle Südslaven konzipiertes Programm bei den Serben in Wirklichkeit umgesetzt hat. *Vuks* Distanzierung von *Adelungs* Prinzip „schreib wie du sprichst“, dem er eine überdialektale Schriftsprache mit allgemeinverbindlichen Gesetzen entgegenstellte, illustriert der Beitrag M. Okukas (Sarajevo). Den Arbeitsvorgang *Vuks* bei der Verfassung des serbischen Wörterbuches von 1818 veranschaulicht an zahlreichen Beispielen Ž. Stanojčić (Beograd); die Entwicklung des Bezeichnungssystems und der Beschreibungsweise der serbischen Prosodie, die 1852 in der zweiten Auflage des Wörterbuches ihre endgültige Fassung erhielten, verfolgt P. Rehder (München); Ch. Vasilev (Frankfurt a. M.) verweist auf verschiedene Besonderheiten und Schwankungen in *Vuks* Sprache und vergleicht diese mit anderen serbischen Mundarten und slavischen Sprachen.

Fünf Beiträge, die *Vuks* literarische Tätigkeit und seine Einstellung zur Literatur zum Gegenstand haben, bilden den Inhalt des dritten Teils des Sammelbandes. Daß *Vuks* Literaturkritik fast ausschließlich Sprachkritik war, zeigt der Beitrag R. Lauers. *Vuk* reduzierte die Literaturproblematik auf Fragen der Sprache und Rechtschreibung, schuf aber gleichzeitig die Grundlage der serbischen kulturellen und literarischen Identität. S. Ž. Marković (Beograd) stellt dar, wie *Dositej Obradovićs* noch ziemlich allgemeine und aufklärerische Maximen bei *Vuk* konkrete Formen annahmen. Bei beiden stand jedoch die Frage nach dem literarischen Ausdruck, d. h. nach der Literatursprache im Mittelpunkt des Interesses. J. Delić (Göttingen, Novi Sad) sucht *Vuks* Stellung in der serbischen mittelalterlichen biographischen Literatur abzugrenzen und sein Verhältnis zu *Plutarch*, auf den sich *Vuk* 1829 im Almanach „Danica“ beruft, festzulegen. N. Kilibardas (Titograd) Aufsatz bestätigt, daß *Vuk Grimms* Interpretierung der Entstehung der Volksliteratur nicht akzeptierte, sondern sie als eine Synthese christlicher und historischer Elemente betrachtete. *Vuks* Verdienste um die Verbreitung der Kenntnis der bulgarischen Sprache und sein Einfluß auf die bulgarische Folkloristik würdigt der Beitrag I. Konevs (Sofia).

Den folkloristischen und letzten Teil des Bandes leitet der Aufsatz M. Mojaševićs ein, der untersucht, in welchem Maße *Vuk* den Text der serbischen Volksmärchen (1821, 1853) sprachlich abgeändert und umstilisiert hat. K. Horálek (Prag) geht den Vorlagen und Themen einiger Märchenstoffe in *Vuks* Sammlung nach und prüft, ob es sich um Varianten oder literarische Übernahme handelt. M. Maglajlić (Sarajevo) behandelt die thematische Reichweite und Typologie der von *Vuk* bereits 1814 aufgenommenen muslimanischen Lieder, die den Westen von der Existenz der Slaven, die sich zum Islam bekennen, unterrichteten. S. Ressels (Münster) methodologische Bemerkungen zum ethnographischen Werk *Vuks* beweisen, daß sich *Vuk* programmatisch keiner der in Europa vorherrschenden volkskundlichen Richtungen angeschlossen hatte. *Vuk* bevorzugte in der Hauptsache die geistige Volkskultur, doch fehlte es auch an wertvollen Beobachtungen zur Sachkultur nicht. Die Komplexität von *Vuks* volkskundlichem Konzept, die sein gesamtes Werk prägte und seine Methodologie bestimmte, ersieht der Leser aus dem Beitrag G. Schuberts (Berlin). Der musikalischen Bearbeitung der ser-

bischen Lieder, die mit *K. Loewe* einsetzte und mit *J. Brahms* ihren Höhepunkt erreichte, ist der Beitrag v. Bojićs (Bonn) gewidmet. Im letzten Beitrag geht *C. Hawkesworth* (London) auf die Rezeption der serbischen Volksdichtung durch die englischen Kommentatoren des 19. Jh.s ein. Unter ihnen fehlen natürlich weder *Sir John Bowring* noch *Owen Meredith*.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Der Sammelband zeigt deutlich, daß trotz langjähriger, unermüdlicher Untersuchungen die *Vuk*-Forschung immer wieder auf neue Fragen und Probleme stößt. Was jedoch alle Beiträge deutlich herausstellen, ist die Tatsache, daß *Vuks* gesamtes Schaffen nur ein Ziel verfolgte, nämlich die Schaffung einer auf der mündlichen Tradition basierenden Schriftsprache. Ein Namensverzeichnis schließt den ausgezeichnet dokumentierten Band ab.

Tallahassee, Florida

Elisabeth Pribić

Jazičnite pojavi vo Bitola i Bitolsko deneska i vo minatoto: Referati od naučniot sobir održan od 7 do 9 septemvri 1984g. vo Bitola. [Nebent.:] Linguistic Phenomena in the Bitola Region Today and in the Past. Skopje: Makedonska Akademija na Naukite i Umetnostite 1988. 326 S.

Der Sammelband „Sprachliche Phänomene in Bitola und Umgebung – Gestern und heute“ enthält insgesamt 29 Referate aus den Disziplinen Sprachgeschichte, Dialektologie und Onomastik, die anlässlich eines von der Makedonischen Akademie der Wissenschaften und Künste sowie der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Bitola veranstalteten wissenschaftlichen Symposions vom 7. bis 9. September 1984 in Bitola gehalten wurden. Die bis auf drei Ausnahmen in makedonischer Sprache verfaßten Beiträge haben jeweils am Schluß noch eine kurze Zusammenfassung in einer anderen Sprache. Die Wahl Bitolas zum Thema einer selbständigen linguistischen Veranstaltung kann kaum überraschen, da es an der alten Via Egnatia, im Schnittpunkt wichtiger Verkehrswege liegt und nicht nur eine große dialektale Vielfalt, sondern auch den für die Balkanhalbinsel typischen Sprachkontakt par excellence aufweist.

Im Mittelpunkt der Sektion Sprachgeschichte mit sieben Referaten steht das aus diesem Raum stammende kirchenslavische Schrifttum, dessen Wurzeln bis ins 9. Jh. zurückreichen, als die aus Mähren vertriebenen Schüler *Methods* im Süden Zuflucht fanden und sich im makedonischen Bereich unter *Kliment* ein wichtiges Zentrum zur Bewahrung und weiteren Entfaltung der von ihren Lehrern begonnenen Übersetzungstätigkeit herausbildete.

Den Anfang macht *Vi. Mošin* (Skopje), „Die diakritischen Zeichen in den frühen altslavischen Handschriften“ (S. 21–29), mit dem Versuch, anhand der diakritischen Zeichen eine exaktere Chronologie für die ältesten slavischen Texte auszuarbeiten. Es folgt *Fr. Mareš* (Wien), „Das kyrillische Blatt von Jankovec“ (S. 31–40), mit der ausführlich kommentierten und mit einem kritischen Apparat versehenen Ausgabe eines Fragments aus dem Pentakostarion. *L. Moszyński* (Danzig), „Die Bedeutung der glagolitischen Einschübe im Triod von Bitola“ (S. 41–46), interpretiert die Einschübe als eine letzte Reverenz vor der mit Rom verbundenen glagolitischen Tradition der Slavenleh-

rer, die nach dem Bruch mit der Westkirche endgültig von der Kyrillica abgelöst wurde. Mit der Rolle der Damaskenos-Übersetzung des Bischofs *Gregorios* für die Entwicklung der modernen südslavischen Sprachen beschäftigt sich P. Ilievski (Skopje), „Zur Sprache des Gregorius Pelagoniski“ (S. 47–56). Eine Vorstellung von der Vielfalt und dem Umfang des bedeutenden in diesem Raum entstandenen, aber längst in alle Welt verstreuten kirchenslavischen Schrifttum vermittelt V. Stojčevska-Antić (Skopje), „Ein Blick auf die Handschriften aus Bitola und Umgebung“ (S. 57–66). Sprachliche Argumente für die Authentizität der 2. Urkunde des serbischen Herrschers *Stefan Dušan* für das Kloster Treskavec sammelt L. Slaveška (Skopje), „Eine weitere, in Bitola gefundene Urkunde für das Kloster Treskavec“ (S. 67–74), aus der allerdings sehr späten Abschrift einer weiteren Urkunde dieses Herrschers. V. Despodova (Skopje) stellt in ihrem Beitrag „Die Blätter des Oktoechos von Bitola“ (S. 75–84) aufgrund sprachlicher Merkmale und Vergleiche mit anderen Texten fest, daß dieses Fragment auf einer in der Schule von *Kliment* entstandenen, alten glagolitischen Vorlage basiert, aber bereits sprachliche Neuerungen des 11. Jh.s aufweist.

Die mit 17 Referaten umfangreichste Sektion ist den Dialekten des Gebietes um Bitola gewidmet. Neben der allgemeinen Charakteristik dieser Mundartengruppe und deren Verhältnis zur makedonischen Standardsprache werden insbesondere Detailprobleme des Verbalsystems, der Lexik sowie vereinzelt auch Fragen der Phonetik, Syntax und des Sprachkontakts erörtert, wie bereits aus den einzelnen Titeln hervorgeht: B. Vidoeski (Skopje), „Die südwestlichen makedonischen Dialekte mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten um Bitola“ (S. 87–97); Z. Topolińska (Skopje), „Periphrastische Prädikate und sprachliche Interferenz“ (S. 99–108); T. Dimitrovski (Skopje), „Die Verbalsubstantive auf -nje und -tje von Perfektiva in den südwestlichen makedonischen Mundarten“ (S. 109–112); K. Peev (Skopje), „Über das pronominale System in den südmakedonischen Mundarten“ (S. 113–126); J. Mindak (Warschau), „Narrativ und Perfektivität (Zu den Formen des Plusquamperfekts bei M. Cepenkov)“ (S. 127–133); L. Spasov (Skopje), „Die Kategorie Transitivität in den südwestlichen makedonischen Mundarten“ (S. 135–141); D. Brozović (Zadar), „Über das Phonem dž in den Balkansprachen“ (S. 143–150); O. Jašar-Nasteva (Skopje), „Ein Blick auf die fremde Lexik in den makedonischen Mundarten von Kastoria und Korča“ (S. 151–169); Vl. Cvetkovski, (Skopje) „Fremdwörter in der Mundart von Bitola“ (S. 171–192); V. Friedman (Chapel Hill), „Zu den zusammengesetzten Vergangenheitstempora in der Mundart von Dihovo im Vergleich mit der makedonischen Literatursprache und anderen Dialekten“ (S. 193–200); St. Gogolewski (Łódź), „Zu den grammatischen Systemen der arumunischen und meglenorumunischen Mundarten im südlichen Teil des makedonischen Vardargebietes“ (S. 201–204); T. Stamoski (Skopje), „Die Sprache und die Ansichten zur makedonischen Literatursprache in der Gefängniszeitung ‚Naš Pat‘“ (S. 205–211); M. Kiš (Skopje), „Lexikalische Verflechtungen und Kontakte im Gebiet von Bitola“ (S. 213–220); M. Miovski (Skopje), „Der Niederschlag der makedonischen Dialektgliederung in der makedonischen Schriftsprache“ (S. 221–231); V. Kostov (Bitola), „Einige syntaktische Besonderheiten der Stadtsprache von Bitola“ (S. 233–252); V. Drvošanov (Skopje), „Zur

Abgrenzung der Mundarten von Klisura und Kastoria“ (S. 253–260); K. Trajkovski (Bitola), „Einige Gartenkulturen und ihre charakteristischeren Bezeichnungen in Bitola“ (S. 261–274).

In den fünf Referaten zur Onomastik, der letzten Sektion des Symposions, stehen die Anthroponyme im Zentrum, die u. a. Rückschlüsse auf die Sozialstruktur erlauben, über die nationale Herkunft ihrer Träger Auskunft geben sowie zur Lösung siedlungsgeschichtlicher und anderer wichtiger Fragen wertvolle Hinweise liefern können: M. Pešikan (Skopje), „Zur Anthroponymie in der Gegend von Bitola während des 15. Jahrhunderts“ (S. 277–288); B. Markov (Skopje), „Einige Besonderheiten bei den Familiennamen aus Bitola und Umgebung“ (S. 289–296); O. Ivanova (Skopje), „Ortsbezeichnungen mit dem Suffix -ište/-išta in der Gegend von Bitola“ (S. 297–304); L. Stankovska (Skopje), „Geschlechter/Familiennamen in den Ortsbezeichnungen des Kodex von Slepče“ (S. 305–309); A. Sterjovski (Bitola), „Das Toponym Krk-Kardaš in Bitola“ (S. 311–321).

Aus diesen verschiedenartigen sprachwissenschaftlichen Mosaiksteinchen erhalten wir nicht nur ein lebendiges Bild von der komplexen sprachlichen Situation der alten Kulturlandschaft in und um Bitola, sondern es werden darüber hinaus auch enge Bezüge zu anderen Disziplinen sichtbar, die diesen Band nicht nur für Südslavisten und Balkanlinguisten, sondern auch für Volkskundler und Kulturhistoriker sehr interessant machen.

Heidelberg

Klaus Steinke

Nastev, Božidar: Aromanski studii. Prilozi kon balkanistikata. [Nebent.:] Études aroumaines. Contributions à la Balkanistique. Hrsg. von Petar Atanasov. Skopje: Ogledalo 1988. 256 S.

In dem Sammelband „Arumunische Studien“ (Beiträge zur Balkanistik) hat P. Atanasov die in verschiedenen Publikationen verstreuten Beiträge des 1980 so früh verstorbenen hervorragenden Romanisten an der Universität Skopje, Božidar Nastev, zur arumunischen Sprache, Literatur und Volkskunde zusammengetragen und, soweit sie zuvor in französischer oder serbokroatischer Sprache erschienen waren, nun vollständig in makedonischer Übersetzung veröffentlicht. Auf diese Weise wird freilich der Kreis der Adressaten primär auf Slavisten und Balkanologen eingeengt, und es wäre sicherlich in Anbetracht der Thematik günstiger gewesen, den Artikeln jeweils zumindest ein kurzes französisches Resümee anzufügen, um den Romanisten die Rezeption zu erleichtern. So hilft ihnen zur inhaltlichen Orientierung über die erörterten Fragen zunächst nur das ausführliche Vorwort des Herausgebers in französischer Sprache (S. 23–38), an welches sich ferner die Publikationsliste sowie einige Nachrufe auf den Gelehrten arumunischer Abstammung anschließen.

Von den im vorliegenden Band vereinten zwölf Beiträgen behandeln sieben Aufsätze die Sprache, drei die Literatur und zwei die Folklore der Arumunen. Im Mittelpunkt des ersten Themenkreises stehen die vielseitigen Beziehungen des Arumunischen mit dem Makedonischen, die aus der langen und engen Siedlungs- und Schicksalgemeinschaft beider Völker resultieren. Aller-

dings beschränken sich die Beiträge nicht allein auf den Sprachkontakt zwischen dem Arumunischen und Makedonischen, sondern es wird auch der gesamtbalcanische Zusammenhang gebührend berücksichtigt, wie schon aus einigen der Titel ersichtlich ist: „Die arumunischen Elemente im Makedonischen“ (S. 53–60), „Die italienischen lexikalischen Elemente im Arumunischen“ (S. 61–64), „Kontakte zwischen dem Arumunischen und Makedonischen“ (S. 65–72), „Die Stellung der Klitika im Arumunischen und Makedonischen“ (S. 73–75), „Interferenzen zwischen den Balkansprachen im Bereich der Volksdichtung“ (S. 77–86), „Die makedonische Phraseologie im balkanischen Kontext“ (S. 87–95) und „Zum Gebrauch der Nomina actionis im Makedonischen und Arumunischen“ (S. 97–102).

Im Unterschied zu der sonst herrschenden Tendenz, vornehmlich einem imaginären Kulturgefälle Rechnung zu tragen und sich daher eher auf den massiven Einfluß des Slavischen zu konzentrieren, lenkt Nastev den Blick erstmals nachhaltig auf die entgegengesetzte Richtung und führt neben den wenigen, allgemein bekannten lexikalischen Entlehnungen in der makedonischen Standardsprache: *bukla*, *kalčun*, *sugare*, *turma* ... zahlreiche, weitere Belege aus den Dialekten an (S. 54 ff.). Außerdem zählt er eine Reihe von grammatischen Parallelen, teils in der Standardsprache, teils nur in den Dialekten verbreitet, auf: das periphrastische Tempus vom Typ *imam videno*, die possessive Konstruktion *kuka od Stojana*, die Richtungs- bzw. Ortsangabe ohne Präposition *bev Bitola*, die Verbindung des direkten Objekts mit der Präposition *na: go vidov na Petreta* u. ä. (S. 58 ff.). Allerdings ist hier der Einfluß des Arumunischen wohl unterschiedlich zu bewerten, da ein Teil der Konstruktionen bereits aus dem Vulgärlatein bekannt ist und manchmal selbst im Türkischen Parallelen hat, so daß sie im Makedonischen über das Arumunische höchstens eine zusätzliche Stütze erfuhren und nicht unbedingt von dort entlehnt wurden. Deutlich konturieren sich in den meisten linguistischen Beiträgen auch die Auswirkungen der besonderen Sprachkontaktsituation, die unter dem Schlagwort „Balkansprachbund“ kurz zu charakterisieren ist und die von Nastev in ganz besonderer Weise berücksichtigt wird.

Die drei Aufsätze „Drei arumunische Molière-Übersetzungen“ (S. 103–112), „Molière und die Arumunen“ (S. 113–131) sowie „Die arumunische Übersetzung des okzitanischen Escriveta-Liedes“ (S. 133–144) führen uns in die eigentliche Domäne des makedonischen Romanisten, der 1961 über *Stendhal* promoviert hatte, und werfen ein aufschlußreiches Schlaglicht auf das literarische Leben der Arumunen. Gleichzeitig wird hier, da es sich um literarische Übersetzungen handelt, der Entwicklungsstand der arumunischen Norm sichtbar, der es erlaubte, fremde Werke zu adaptieren und somit den Kreis der literarischen Formen über die einfacheren Genres der Volksdichtung zu erweitern.

Obwohl der volkskundliche Teil des Sammelbandes nur zwei Titel umfaßt, nimmt er allein schon vom Umfang her keinen unbedeutenden Platz im Schaffen des makedonischen Romanisten ein, enthält er doch vor allem die materialreiche Studie „Arumunische Rätsel“ (S. 147–229), welche separat 1980 von der serbischen Akademie herausgegeben wurde, und den komparatistischen Aufsatz „Makedonisch-arumunische folkloristische Parallelen“

(S. 231–238). Die Sammlung von 275 volkstümlichen Rätseln basiert z. T. auf der Arbeit von Gr. G. Tocilescu, sie wurde aber um Beispiele aus anderen Veröffentlichungen sowie zu einem beachtlichen Teil aus dem Enquêtémateriale des Verfassers erweitert und mit einer Parallelübersetzung versehen. Hier stehen wir fraglos vor dem bedeutendsten Beitrag Nastevs zur arumunischen Philologie.

Abgeschlossen wird dieser für Balkanologen und Romanisten in gleicher Weise wertvolle Band durch ein umfangreiches Register (S. 241–256).

Heidelberg

Klaus Steinke

Etnogeneza na jurucite i nivnoto naseluvanje na Balkanot. Materijali od Trkaleznata masa, održana vo Skopje na 17 i 18 noemvri 1983 godina.

[Nebent.:] Ethnogenesis of the Yürüks and Their Settlement in the Balkans. Papers from the Conference Held in Skopje, November 17th–18th, 1983. Red. Krum Tomovski [et al.]. Skopje: Makedonska akademija na naukite i umetnostite 1986. 183 S., zahlr. Abb.; 2 Kt., 4 Tab., 1 Notenbsp.

Die Bevölkerung der jugoslawischen Teilrepublik Makedonien besteht zu über einem Drittel aus Nichtslawen, unter denen Albaner, Roma und Türken zahlenmäßig die ersten Plätze belegen, gefolgt von kleineren Minoritäten wie Aromunen, Juden und der zwischen Republikvolk und albanischer Minderheit umstrittenen Gruppe der sog. makedonischen Muslime (*Makedonci-muslimani* bzw. Pomaken, Torlaken oder Torbešen¹⁾ u. a.) Ebenfalls einen ethnischen Sonderfall stellen die Jürüken Makedoniens dar, eine vormals nomadisierende türkischsprachige muslimische (sunnitische) Minderheit turkmenischer Herkunft, die heute in zwei Siedlungsgebieten im Südosten der Republik um Valandovo und um Štip/Radoviš ansässig ist. Während den nationalen Minderheiten in der politischen Propaganda der makedonischen Republikführung seit 1944 eine wichtige Rolle beigemessen wurde, hat die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung in Skopje ihnen nur sehr wenig Aufmerksamkeit gewidmet²⁾. Dies gilt besonders für die kleinen Minoritäten, zumal für die Jürüken, so daß der schwedische Orientalist Ingvar Svanberg 1988 in einer Auflistung „dringlicher Aufgaben der Turkologie“ diese Gruppe

¹⁾ Vgl. zu den an die bulgarische Türkenpolitik der 1980er Jahre erinnernden Versuche der makedonischen Führung, die nach Osten gerichtete Siedlungsbewegung der westmakedonischen Albaner durch Assimilierung zu bremsen den Band *Makedonci muslimani* (Materiali od prvot naučen simpozium održan na 3 i 4 oktombri 1981 godina vo Kičevo i od drugite kulturno naučni sredbi na Makedoncite muslimani). Red. Gligor Todorovski [et al.]. Skopje 1984.

²⁾ Vgl. zur deutschen Vorkriegsforschung P. Träger, Jürüken und Konjaren in Makedonien, *Zeitschrift für Ethnologie* 37 (1905), S. 198–206, und Georg Eckert, Die Jürüken in Zentral-Mazedonien, *Buletinul Institutului Român din Sofia* 1 (1942), S. 561–566.

an die Spitze setzte³⁾. Von der Tagung südosteuropäischer Jürüken-Spezialisten vom November 1983 in Skopje, deren Ertrag hier anzuzeigen ist, hatte er noch keine Kenntnis, und selbst wenn er sie gehabt hätte, hätte er vom Titel dieser Veranstaltung wohl kaum auf ihren eigentlichen Schwerpunkt schließen können, lag doch dieser weniger auf der Vergangenheit der makedonischen Jürüken als vielmehr in ihrer Gegenwart.

Den historischen Teil des Bandes bestreiten sieben Fachvertreter, darunter je eine/einer aus Serbien, Griechenland und Bulgarien. Vassilis Dimitriadis behandelt die im 14. Jahrhundert in die Umgebung von Saloniki eingewanderten Jürüken, die sämtlich im griechisch-türkischen Bevölkerungsaustausch von 1922 umgesiedelt wurden („The Yürüks in Central and Western Macedonia“, S. 9–15); neuere Quellenfunde zu den Jürüken-Siedlungen des 16. bis 18. Jahrhunderts auf dem Territorium des heutigen Bulgarien sowie in anderen Teilen der rumelischen Reichshälfte präsentiert die politisch exponierte Osmanistin Elena Grozdanova von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften („Novi svedenija za jurucite v bălgarskite i njakoi ot säsednite im zemi prez XV–XVII v. [sic!]“, S. 17–27), und Olga Zirojević aus Belgrad befaßt sich mit dem Einsatz von Jürüken im Bergbau des Osmanischen Reiches im 16. Jahrhundert („Jurucite u rudnicima“, S. 49–56). Die makedonischen Historiker Aleksandar Stojanovski, Aleksandar Matkovski und Vančo Boškov untersuchen die Geschichte der heutigen Siedlungsgebiete der Jürüken in der SR Makedonien im 16. Jahrhundert („Nekolku prašanja za jurucite vo Ākustendilskiot sandžak“, S. 29–37), ihre Berufsstruktur samt politischem Verhalten im 16. bis 18. Jahrhundert („Jurucite od Makedonija vo nekoi turski dokumenti“, S. 39–47) bzw. die häufigen Konflikte zwischen Jürüken und den Athos-Mönchen im 16. und 17. Jahrhundert („Jurucite i svetogorskite manastiri. Turski dokumenti – komentar i registi“, S. 57–67). Mit den schriftlichen Äußerungen des makedonischen Literaturschaffenden *Jordan Hadži Konstantinov-Džinot* über die „Pomaken-Jürüken“ (*pomako-juruci*) befaßt sich schließlich der mittlerweile verstorbene Altmeister der makedonischen Literaturgeschichte, Haralampie Polenaković („Jordan Hadži Konstantinov Džinot za Jurucite“, S. 147–152). Wie unschwer zu erkennen ist, werden also die im Titel des Bandes figurierenden Begriffe „Ethnogenese“ und „Ansiedlung“ in den historischen Artikeln – wenn überhaupt – höchstens gestreift.

Die Beiträge zur Ethnographie, Demographie, Architektur, Sprache und Folklore der Jürüken im Selbstverwaltungssozialismus jugoslawisch-makedonischer Observanz aus der Feder von Fachleuten aus der Türkei und der vardarmakedonischen Republik erfüllen einen Teil der Forderungen, die I. Svanberg an die turkologische Zunft gestellt hat, fallen indes aus dem chronologischen Rahmen dieser Zeitschrift, so daß sie hier lediglich aufge-

³⁾ Ingvar Svanberg, Gagavouzika and Juručki. Urgent Tasks for Turkologists, *Central Asiatic Journal* 32 (1988), S. 109–116: vgl. auch idem, A Bibliography of the Turkish-speaking Tribal Yürüks, *Materialia Turcica* 5 (1981), S. 25–40.

zählt werden sollen⁴). Anzumerken ist allerdings, daß Galaba Palikruševa in ihrem Beitrag über „Die ethnographischen Besonderheiten der makedonischen Jürüken“ eine Übersicht über die ältere Literatur zu den makedonischen Jürüken gibt (S. 69, Anm. 2) und daß Olivera Jašar-Nastevas dialektologischem „Beitrag zur Erforschung der Jürüken um Radoviš“ ein Abschnitt mit „Historisch-ökonomischen und ethnographischen Daten“ vorangestellt ist (S. 125–138).

Der Band verfügt über etliche, zumeist schlechte Abbildungen, eine informative Karte der „Jürüken-Siedlungen in der SRM“ (im Beitrag von Vasil Nedkov, vs. S. 80), diverse Skizzen und ein Notenbeispiel. Ein „Extrakt aus der Diskussion“ am Ende des Bandes (S. 167–181) verdankt seine Aufnahme wohl eher einer spezifisch vardarmakedonischen Editionstradition als dem Ertrag eben dieser Diskussion.

Trotz etlicher Schwächen zeigt dieser Tagungsband, daß die Organisations- und Leistungsfähigkeit geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung in der SR Makedonien ungeachtet der schwierigen materiellen Umstände beträchtlich ist. Nun wäre es an der Zeit, Geschichte und Gegenwart auch der größeren Minoritäten in der Republik zum Forschungsgegenstand zu nehmen.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

⁴) Vasil Nedkov, Juručkite nasebi i naselenie vo Istočna Makedonija/Yürük Settlement and Population in Eastern Macedonia (S. 75–88); Krum Tomovski, Juručki kući vo Makedonija/The Yürük House in Macedonia (S. 89–104); Angelina Krsteva, Nosijata na jurucite vo Makedonija. Glavni karakteristiki/Yürük Costumes in Macedonia. Main Features (S. 105–111); Zümrüt Nahya, Makedonya türk yürüklerinin evlenme gelenekleri üzerine/Za svadbenite običaj kaj jurucite vo Makedonija (S. 113–118); Yaşar Doruk, Makedonya yürük türklerinin halk müziklerinin yapısal özellikleri üzerine/Za osobenostite na muzičkoto tvoreštvo kaj jurucite od Makedonija (S. 119–124); Olivera Jašar-Nasteva, Prilog kon proučuvanjeto na jurucite od Radoviško/A Contribution Towards the Study of the Yürüks in the Radoviš Region (S. 125–146); İlhami Emin, „Edno razmislvanje okolu dostoinstvata na socialnata juručka narodna pesna vo Makedonija/A Thought about the Dignity of the Social Yürük Folk Poem in Macedonia (S. 153–156); Vančo Tuševski, Jurucite vo makedonskata narodna pesna/Yürüks in the Macedonian Folk Poem (S. 159–166).

V. Rumänien

Români în istoria universală. Coordinatori: I. Agrigoroaiei, Ch. Buzatu, V. Cristian. Bd. I, II, T. 1 und 2, III, T. 1 und 2: Iași: Universitatea „Al. Cuza“ 1986–1988. Bd. I (1986) VIII, 727 S., II/1 (1987) IX, 818 S., II/2 (1987) VIII, 290 S., III/1 (1988) XIX, 1009 S., III/2 (1988) XL, 328 S.

Titel und konzeptionelle Vorstellung dieses mehrteiligen Publikationsunternehmens aus Iași gehen auf eine Vorlesungsreihe gleichen Namens zurück, die der Historiker *Nicolae Iorga* 1936 an der Universität zu Bukarest veranstaltete. Die Herausgeber wollen fünfzig Jahre später, nämlich beginnend mit 1986, nicht nur an *Iorga* als großen Nationalhistoriographen erinnern, sie möchten auch einer bereits von diesem geforderten Einfügung der rumänischen in die Weltgeschichte wieder Nachdruck verleihen. Letzteres wurde in der Zeit kommunistischer Geschichtsschreibung stark vernachlässigt. Diese verengende Perspektive der rumänischen Geschichtsbetrachtung seit dem Zweiten Weltkrieg insgesamt wie im besonderen die ideologischen Vorbedingungen folgende Verweigerung konkreter Quellenerschließung und -bearbeitung in aller Welt (infolge restriktiver Visahandhabung durch den Staat) werden von den Herausgebern — wenn auch verbrämt — als für die historische Forschung unakzeptabel gekennzeichnet.

Wenngleich auf mehrere Bände angelegt, wird kein Gesamtplan für dieses Werk aufgestellt. So enthält Band I 38 Einzelbeiträge zu verschiedenen Epochen vom 5. bis zum 20. Jh. Namhafte und weniger bekannte jüngere Forscher kommen zu Wort. Die Bände II und III sind unterteilt. Die Teilbände II/1 und III/1 enthalten jeweils neben einer thematischen Folge von Allgemeinrubriken wie: Quellenhinweise auf die Rumänen — das Bild des anderen — die Rumänen im internationalen Rahmen — Mentalität, öffentliche Meinung und Quellenrezeption — rumänische und Weltkultur — dynastische Beziehungen — mittelalterliche Institutionen — Geschichtsschreibung, einige konkrete Einzelabteilungen zu bedeutsameren Geschichtsabschnitten wie Vereinigung Rumäniens, Weltkriege, Friedenskonferenzen. Der Teilband II/2 ist einem einzigen Thema gewidmet, „Die Rumänen in auswärtigen Quellen“, und Band III/2, verfaßt von Stefan Lemny, enthält den 1. Teil einer Bibliographie zum Thema „Die Rumänen im 18. Jh.“. Damit endet vorerst das ambitionierte Unternehmen. Von einer Weiterführung wird gesprochen. Wenn auch das *Iorga*-Zitat von 1936, den sich die Herausgeber dieser Bände verpflichtet wissen wollen — „Wir haben unseren Anteil an der Weltgeschichte und den lassen wir uns nicht streitig machen“ —, wohl allzu kämpferisch anmutet und für nüchterne Geschichtsforschung unserer Tage daher etwas deplaciert wirkt, sollten die bereits erschienenen Beiträge durchaus beachtet werden. Viele Einzelfakten werden im Lichte neuer Quellen oder Erkenntnisse neu interpretiert, manche Synthese zu Bereichen rumänischer Geschichte vorgestellt, die aufhorchen läßt. Autoren, die das Glück hatten, auch auswärtige Archive zu benutzen, berichten darüber und zeigen damit die Notwendigkeit breiteren Zugangs zu Quellen impliziter an. Eine Aufzählung der Beiträge verbietet sich hier, das Werk sei aber insgesamt empfohlen.

München

Krista Zach

Nouvelles Études d'Histoire. Publiées à l'occasion du XVI^e Congrès international des sciences historiques Stuttgart 1985 par Académie des sciences sociales et politiques. Bucureşti: Ed. Academiei R. S. R. 1985. 287 S.

Ohne jegliche editorische Bearbeitung, ohne Einführung oder Register, werden die rumänischen Beiträge zum 16. Internationalen Historikerkongreß hier in einem Band präsentiert. Zu sechs vom Kongreß vorgeschriebenen Oberthemen — 1. Geschichte und Recht, 2. Geschichte, Kultur und Kunst, 3. Erhebungen und Revolutionen, 4. Nationalstaatliche Entwicklung Rumäniens, 5. Das Bild vom Anderen, 6. Internationale Beziehungen — sind hier in eher zufälliger Folge zwanzig Referate, gelegentlich in der Interpretation des Vorgegebenen als nationalrumänische Reflexion oder Demonstration bekannter Machart. So liest sich der Band über weite Strecken wie eine gedankenlose, schlichte Selbstdarstellung rumänischer Geschichtsideologie in antiquierter Gewandung. Einige wenige Ausnahmen können dieses Fazit allerdings einschränken. Diese seien hier hervorgehoben. Einzelne Referate nehmen peripher auf den deutschen Veranstalter Bezug; der Kongreß fand 1985 bekanntlich in Stuttgart statt. Unter der zahlreich mit Prof. Dr. Emil Condurachi angereisten Delegation befanden sich nur etwa zwanzig Referenten.

Interessant, wenn auch kaum als forschendes Neuland zu bezeichnen, sind die beiden Beiträge der 1. Gruppe: Vladimir Hanga kommentiert einen langwährenden Irrtum des Moldaufürsten und Historikers *D. Cantemir*, der Muşatiner *Alexander der Gute* (1400—1432) habe für sein Land ein Gesetzbuch nach römisch-byzantinischem Vorbild erlassen. Soweit die Überlieferung erweist, habe dieses Recht im rumänischen Bereich, so Hanga, „äußerst selten“ Anwendung gefunden (S. 9), wiewohl alte Codices römischen Rechts in beiden Fürstentümern vorhanden gewesen seien. Rumänisches Gewohnheitsrecht habe bei weitem dominiert (dessen Quellen hier nicht angesprochen werden). Liviu Marcu setzt sich mit den herrscherlichen Kategorien von Macht und Autorität in den Fürstentümern auseinander, während der Absolutismus in West- und Mitteleuropa herrschte, und ist dabei bestrebt, auch „Despotie“ zu definieren.

Im 2. Abschnitt fällt ein Aufsatz von Ladislau Gyémát über die Entwicklung des rumänischsprachigen Schulwesens im Zuge der Theresianischen Reform in Siebenbürgen, dem Banat und dem Partium auf. Aus dem zitatenumdrehenden und zahlenreichen Material geht nur gelegentlich hervor, daß es sich hauptsächlich um griechisch-katholische Schulen handelte. Al. Zub hebt die Rolle der „*legea țării*“ als wichtigen Bestandteil rumänischen Geschichtsbewußtseins zwischen dem 17. und dem 19. Jh. hervor und versucht zugleich in einem gedanklichen komplexen Beitrag eine Gratwanderung zur Unterscheidung zwischen „Kampf um die politische Freiheit“ und „exklusivistischen Nationalismus“ bzw. „nationalistische Überspanntheit“. Dagegen sticht der folgende Aufsatz ab, in dem Gh. Buzatu Bekanntes u. a. über *N. Iorga* als Theoretiker des großrumänischen Nationalstaates mitteilt. P. Teodor beschreibt den „Ideologiestreit“ der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts über den „besseren“ Weg zur Homogenisierung des rumänischen Nationalstaates anhand kurzer Portraits namhafter Historiker der Epoche

aus den neuen Provinzen — *Al. Lepădatu, Ioan Lupăș, Silviu Dragomir*. Das historiographische Thema wird von N. Edroiu in den dritten thematischen Bereich verlängert, der die Zeit 1944—1984 unter sozialgeschichtlichen Aspekten vorstellt. Șt. Ȕascu teilt nichts Neues über den *Horea*-Aufstand von 1784 mit. Interessant sind aus dem 6. Thema Referate von N. Popa über das Reformprojekt von *Aurel C. Popovici* (mit vielen Zitaten) und über eine Unterredung *N. Titulescu* mit *Mussolini* (C. Iordan), da in der Nachkriegshistoriographie darüber kaum gearbeitet worden war. Auch die beiden letzten Aufsätze zur Epoche des Zweiten Weltkriegs von V. Vesa und C. F. Dobrinescu erschließen der rumänischen Geschichtsschreibung neue Quellen. Ähnliches gilt für C. Bodeas Beitrag über *David Urquarts* Gedanken zur Vereinigung der Donaufürstentümer der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jh.s mit antizaristischem Aspekt.

Das 5. Thema enthält zwei instruktive Referate: R. S. Ciobanu weist auf neue westliche Quellen zur mittelalterlichen rumänischen Geschichte hin, und Dan Berindei kommentiert Reiseberichte namhafter Rumänen durch Deutschland (19. Jh.) anhand vieler Zitate.

Der Eindruck eines rasch zusammengestellten Tagungsbandes mit Beiträgen unterschiedlicher Qualität bleibt. Viele Autoren konnten sich von herrschenden historiographischen Klischees nicht lösen, andere gewinnen durch klare, übersichtliche Faktendarstellung.

München

Krista Zach

Papacostea, Șerban: Geneza statului în evul mediu românesc. Studii critice. Cluj-Napoca: Dacia 1988. 257 S. [Die Staatswerdung im rumänischen Mittelalter. Kritische Studien.]

Dieser Sammelband enthält bis auf den ersten Beitrag (Geneza statelor românești: schiță istoriografică și istorică, S. 8–32) schon früher publizierte Arbeiten des bekannten rumänischen Historikers Ș. Papacostea. Es handelt sich dabei um die folgenden Titel: Triumful luptei pentru neatîrnare: întemeierea Moldovei și consolidarea statelor feudale românești, S. 53–65; O întregire documentară la istoria întemeierii Moldovei, S. 66–75; Întemeierea Țării Românești și a Moldovei și românii din Transilvania: un nou izvor, S. 76–96; La începuturile statului moldovenesc. Considerații pe marginea unui izvor necunoscut, S. 97–112; Domni români și regi angevini: înfruntarea finală (1370–1382), S. 113–130; Statul românesc în secolele XIV–XVI. Rolul său în consolidarea entității poporului român, S. 131–150; Începuturile politicii comerciale a Țării Românești și Moldovei (secolele XIV–XVI). Drum și stat, S. 151–204; Întregiri la cunoașterea vieții bisericești a românilor în evul mediu (secolul XIV), S. 205–221; Conștiința romanității la români în evul mediu, S. 222–230; Romania, Țara Românească, Valahia: un nume de țară, S. 231–235 und Relațiile internaționale în răsăritul și sud-estul Europei în secolele XIV–XV, S. 236–258. Bei diesen thematisch so eng verflochtenen Titeln wäre es meiner Ansicht nach nicht unbedingt sinnvoll, jeden einzeln zu besprechen, zumal ja

auch der Inhalt schon länger bekannt ist. Vielleicht ist es daher nützlicher, aus dieser Sammlung einige generelle Erkenntnisse zu präsentieren, wobei ich mich im weiteren Zusammenhang an eine Vorlesung erinnere, die der 1963 verstorbene Osteuropahistoriker Heinrich-Felix Schmid im Rahmen seiner Lehrtätigkeit an der Wiener Universität gehalten hat. Sie trug den Titel „Rom, Byzanz und Moskau im Ringen um Europas Osten“. Nun, Moskau spielte für den Südosten Europas in dem von Papacostea behandelten Zeitraum noch keine so bedeutende Rolle wie später, aber Rom und Byzanz waren die zwei Brennpunkte einer Ellipse, in deren Bereich sich auch die Donaufürstentümer Moldau und Walachei befanden.

Für Papacostea ist ebenfalls der Antagonismus zwischen Rom und Byzanz ein wichtiger Faktor im Rahmen der Entstehung der Fürstentümer Moldau und Walachei, wobei er im ungarischen Königtum einen verlängerten Arm Roms sieht, dessen Aktionen eine Koinzidenz von katholischer Offensive und ungarischem Hegemoniestreben beinhalteten. Seiner Meinung nach konnte die römische Kirche die Opposition Ungarns gegen direkte Kontakte zwischen dem Papst und den Rumänen nicht ausschalten, so daß schließlich die herrschaftliche Legitimation der rumänischen Fürsten von Byzanz kommen mußte, die ihre autokratische Macht absegnete und sich zugleich den religiösen und kulturellen Einfluß durch die Errichtung einer Metropole sicherte. Vor allem im Zusammenhang mit den ungarisch-walachischen Auseinandersetzungen sei die staatliche rumänische Existenz nicht nur militärisch, sondern auch diplomatisch gesichert worden. Meines Erachtens liegt in diesem Zusammenhang bei Papacostea schon eine Überbewertung der religiösen Faktoren vor, denn Ungarn hatte eben im 14. Jahrhundert zwei bedeutende Herrscher zu verzeichnen, *Ludwig der Große* war dazu einige Zeit sogar König von Polen. Papacostea führt ja dann in einem Beitrag auch noch weitere Gründe an, die für den Vorstoß Ungarns in Richtung Schwarzmeerküste relevant waren, so den Verlust der Adria für den Orienthandel durch die Expansion der Venezianer. Gewiß sind aber wirtschaftliche Umstände für die Prosperität eines Staates ausschlaggebender denn religiöse. Nicht uninteressant ist in diesem Zusammenhang eine bisher kaum beachtete Quelle aus dem religiösen Bereich, auf die Papacostea in zwei Beiträgen hinweist. Es handelt sich dabei um die Berichte des *Bartholomäus von Alverna*, einem Franziskaner, der im dritten Drittel des 14. Jh.s Vikar in Bosnien war. Darin gibt es interessante Hinweise auf die religiösen Verhältnisse in der Walachei, wo es Anhänger der bosnischen Sekte der Bogomilen gegeben haben soll.

Insgesamt sind es doch nicht unbedeutende Details, die die Ausführungen Papacosteas enthalten. So weist er anhand einer genuesischen Quelle nach, daß es im Jahre 1386 in der Moldau zwar nur einen Herrscher, nämlich *Petru Muşat* gegeben hat, daß die Moldau von 1386 aber andererseits nicht gleichzusetzen ist mit dem Territorium des Landes in späterer Zeit. So habe es eben 1386 in der noch unabhängigen unteren Moldau einen eigenen Herrscher namens *Constantin* gegeben.

Abschließend wäre noch hinsichtlich der oftmals gleich oder ähnlich lautenden Namen für die Walachei und Moldau, wie sie ja zumeist von Ausländern bzw. Reisenden verwendet wurden, folgendes zu sagen. Einer mit den Ländern Moldau und Walachei wenig vertrauten Person werden Unterschie-

de, die unter einer gewissen Grenze liegen, kaum auffallen. Ich meine damit, daß ein Europäer, so er das erste Mal nach China kommt, die Gesichter der Chinesen fürs erste nicht wird differenzieren können. Daher sollte man hier nichts überbewerten. Weiters mag etwa für Italiener das lateinische Element in der rumänischen Sprache ein zwingender Beweis für die Latinität des rumänischen Volkes sein. Was verbirgt sich aber wirklich dahinter? Nicht umsonst gibt es seit dem vorigen Jahrhundert zu diesem Problem eine Fülle von Untersuchungen und Meinungen. Also auch hier, Vorsicht mit Meinungen seitens solcher Personen, die mit den Ländern und ihren Gegebenheiten wenig befaßt waren.

Was letztlich noch die so moderne „oral history“ betrifft, so muß man, wenn nach Jahrhunderten etwas davon schriftlich fixiert wird, sehr kritisch sein. Mir selbst sind unlängst bei einer kleinen Arbeit gewaltige Unterschiede bei einem Sachverhalt aus der „oral history“ und dem Quellenmaterial untergekommen.

Um nochmals auf die politischen Relevanzen bei der Entstehung der Moldau und Walachei zurückzukommen, so finden natürlich auch das Königreich Polen, das Fürstentum Halicz, das Großfürstentum Litauen und die Goldene Horde gebührende Berücksichtigung. Dabei erhebt sich angesichts der Dominanz außenpolitischer Faktoren bei der Entstehung der Fürstentümer Moldau und Walachei die Frage, ob nicht die eigentliche Wirkung dieser Faktoren darin lag, daß sich durch ihre Überschneidung ein eigenes Kräftefeld bilden konnte, das die Konstituierung der Fürstentümer bewirkte. Und letztlich täuscht das von Papacostea vermittelte Bild insofern etwas, als wir über den inneren Bildungsprozeß von Moldau und Walachei in der vom Autor behandelten Zeit über nahezu keine Quellen verfügen. Vielleicht sähe bei einer anderen Quellenlage die ganze Angelegenheit doch etwas anders aus.

Wien

Manfred Stoy

Adunarea izvoarelor vechiului drept românesc scris. Organizarea de Stat a Țării Românești (1765–1782). Fragmente din proiectele de Cod general sau manualele de legi redactate de Mihail Fotino în 1765 (cinci titluri), 1766 (opt titluri) și 1777 (Cartea I). Ediție critică (Studiu introductiv, texte de epocă, traducere, anexe) de Valentin Al. Georgescu și Emanoilă Popescu-Mihuț. București: Ed. Academiei R.S.R. 1989. 282 pp. [Collection of the sources of the ancient Romanian written law. The State organization of the Țara Românească. Texts elaborated by Mihail Fotino in 1765, 1766, 1777.]

Within the framework of the collection containing the sources of the ancient Romanian law (till now there have been published: *Legiuirea Caragea*, 1955; *Pravilniceasca condică*, 1957; *Codul Calimach*, 1958; *Sobornicescul hrisov*, 1958; *Manualul juridic al lui Andronachi Donici*, 1959; *Carte românească de învățătură*, 1961; *Indreptarea legii*, 1962; *Legislația agrară a Țării Românești*, 1970; *Legislația urbană a Țării Românești*, 1975) we mention the present book containing texts by *Mihail Fotino* (eighteenth century). The introductory stu-

dy is written by Prof. Valentin Al. Georgescu, whose ideas on the reception of the Roman-Byzantine law in the Romanian Principalities have been exposed in several works already published.

The structure of the volume: abbreviations, introductory study, note on the edition, the State organization of Walachia (the texts of *Mihail Fotino*), appendixes, bibliography.

Fotino's texts are published in Greek and in Romanian translation.

The translation is signed by Emanuela Popescu-Mihuț.

In the introductory study, the author emphasises the idea of the reception, the juridical pluralism, the limited role of the custom; it contains also considerations concerning the life and work of *Mihail Fotino*.

Unfortunately, the book has not an index of matters. It has only an index *graecitatis*.

Mediaș

Betinio Diamant

Schaser, Angelika: Josephinische Reformen und sozialer Wandel in Siebenbürgen. Die Bedeutung des Konzivilitätsreskriptes für Hermannstadt. Stuttgart: Franz Steiner 1989. VII, 285 S. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 29.)

Im Unterschied zu den älteren kirchenpolitischen, geistesgeschichtlichen, aber auch verwaltungsgeschichtlichen Fragestellungen der Josephinismus-Forschung stehen im Mittelpunkt der Betrachtung der letzten beiden Jahrzehnte die sozio-ökonomischen und die sozio-kulturellen Folgen der josephinischen Politik. Die vorliegende an der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommene Arbeit versteht sich vor allem in ihrem Kernstück (Teil III), einer Fallstudie über die Bedeutung der Konzivilität, d. h. des allgemeinen Bürgerrechts, für die damalige Hauptstadt des Fürstentums Siebenbürgen Hermannstadt, der neueren Sozialgeschichte verpflichtet. Es wird versucht, „den sozialen Wandel, der sich am augenfälligsten im Nationswerden der Rumänen, im Erstarken des ungarischen Nationalismus und in der damit verbundenen Entmachtung der Sachsen äußerte, auch an der Geschichte der breiten Bevölkerung und ihres Alltages nachzuweisen“ (S. 5). Hier wird der „Wiener Einfluß“ in den Bereichen wie Bautätigkeit, Mode, Lokale, Lesebedürfnis und Theater deutlich gemacht, wobei freilich weniger ein Zusammenhang mit den konkreten administrativen Maßnahmen des Wiener Hofes diagnostizierbar ist als vielmehr die Wirkungen der zentralistischen Umstrukturierung an sich.

Im einleitenden ersten Teil bietet die Autorin im wesentlichen einen Überblick über Verfassung und Gesellschaftsstruktur Siebenbürgens sowie seine Stellung im Habsburgerreich des 18. Jahrhunderts. Der zweite Teil gilt den josephinischen Reformen im Großfürstentum. Auf die Darstellung der Reformansätze unter *Maria Theresia* folgt eine Analyse des Konzivilitätsreskripts *Josephs II.* von 1781, in dem der Kaiser den ersten Schritt für die Schaffung einer siebenbürgerischen Nation sah, in der die Gegensätze zwischen den in diesem Großfürstentum lebenden Nationen und Völkerschaften aufgehoben werden sollten. Im abschließenden vierten Teil werden die Folgen des Resti-

tutionsedikts *Josephs II.* von Anfang 1790, in dem er einen Großteil der Reformen widerrief, in bezug auf Siebenbürgen charakterisiert und auf S. 222 resümierend festgehalten: „Wie in einem Brennspiegel konzentrieren die zehn Jahre der josephinischen Herrschaft die zukünftigen Entwicklungen in Hermannstadt, und von diesem Blick in die Zukunft gleichsam gebannt, konnte sich die beharrende sächsische Politik nicht mehr lösen, auch wenn es ihr gelang, die Gleichberechtigung der Bewohner des Königsbodens bis 1848 zu verhindern.“ Für das Thema wichtige Quellen werden in einem Anhang abgedruckt.

Wien

Peter G. Fischer

Iscru, G.D.: *Revoluția Română din 1848–1849.* București: Albatros 1988. 262 S. [Die rumänische Revolution von 1848/49.]

Gewiß gelten für die rumänische Historiographie andere Maßstäbe als für die westliche Geschichtsschreibung, müssen wir die schwierigen Arbeitsbedingungen der Spät-Ceaușescu-Zeit berücksichtigen. Und doch bleibt festzuhalten, daß das anzuzeigende Werk mehr darstellt als ein Ärgernis. Der Autor spricht von einer Gesamtdarstellung, die sich an breite Bevölkerungskreise wende. Neuere Untersuchungen und Quelleneditionen will er erstmals berücksichtigen. Sein Vorhaben löst er indes nicht ein. Weder reflektiert die Darstellung die Forschungsergebnisse – selbst Untersuchungen rumänischer Kollegen bleiben weitgehend unberücksichtigt, noch ist die Darlegung geeignet, ein breites Publikum anzusprechen. Letztlich verliert sich der Band in einem platten antiungarischen Nationalismus. Da ist von der ungarischen Nobilität als einer der arrogantesten in Europa die Rede, da betont Iscru die historische Lehre, wonach die ungarische Regierung der Auffassung gewesen sei, daß gegen die rumänischen Rebellen nur radikale Heilmittel helfen könnten. Die madjarischen Garden hätten sich so grausam verhalten wie zur Zeit der barbarischen Invasion. Diese Darstellung der 48er Revolution, die jede historische Distanz vermissen läßt, nutzt niemandem. Vielleicht, daß sie später einmal für eine angemessene Interpretation des politischen Klimas in Rumänien Ende der 80er Jahre herangezogen werden kann.

Saarbrücken

Armin Heinen

Senner, Martin: *Die Donaufürstentümer als Tauschobjekt für die österreichischen Besitzungen in Italien (1853–1866).* Stuttgart: Franz Steiner 1988. 313 S., 10 Abb. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 27.)

Tauschpläne zur Arrondierung des eigenen Herrschaftsgebietes sind bis heute beliebte Sandkastenspiele der Politik und der Diplomatie, die so manchen Geist beflügeln, in der Praxis jedoch kaum Aussicht auf Erfolg haben. In der Vergangenheit verschwanden sie daher meist entweder sang- und klanglos in den Schubladen, oder mußten nicht selten einer offenen Expansionspolitik weichen. Denn die Pläne wiesen in der Regel ein schwerwiegendes Man-

ko auf: die ins Visier genommenen Territorien waren in den Augen der potentiellen Tauschpartner selten gleichwertig und standen meist nicht zur freien Verfügung, so auch im hier behandelten Fall.

Martin Senners Arbeit, die unter der Ägide Prof. Winfried Baumgarts entstand und 1986 am Fachbereich Geschichtswissenschaft der Johannes-Gutenberg-Universität zu Mainz als Dissertation angenommen wurde, behandelt „ungeschehene Geschichte“, nämlich ein Tauschgeschäft, das nicht nur niemals zustande kam, sondern über das es noch nicht einmal zu offiziellen, regulären diplomatischen Verhandlungen gekommen war. Dabei handelte es sich damals nicht um eine singuläre Erscheinung: der Tauschplan war einer unter vielen, mit deren Hilfe die Grenzen in Europa nach 1815 ohne Auslösung eines Krieges korrigiert werden sollten. Immerhin wurde das italienisch-rumänische Kompensationsgeschäft jedoch für so wichtig erachtet, daß man in diplomatischen Kreisen übereinstimmend davon ausging, das Projekt am besten nur mündlich zu behandeln (S. 15).

Aus diesem Grund hat *Napoleon III.* zu dieser seiner „Lieblingsidee“ (so *Cowley an Russell* 1859) nur eine einzige schriftliche Äußerung hinterlassen, so daß sich der Autor Einblick in das „Geheimnis des Kaisers“ nur aus zweiter Hand verschaffen konnte. Nicht alle Beteiligten hielten sich jedoch streng an diese, für den Historiker fatale, Entscheidung. Lord *Palmerston*, der zweite Protagonist in diesem Unternehmen, hat eine Flut von Memoranden und Briefen hinterlassen, in denen er sein „beau ideal“, den italienisch-rumänischen Tauschplan, erörterte. Und schließlich standen noch die Berichte und Briefe *Cavours* vom Pariser Kongreß zur Verfügung, eine der ergiebigsten Quellen für die Behandlung der italienischen Frage und damit auch für das hier untersuchte Tauschprojekt. Die rumänische diplomatische Korrespondenz, soweit sie dem Verfasser zugänglich war, schweigt zu diesem Thema, was auch nicht weiter verwunderlich ist, da „die Donaufürstentümer lediglich als ein Bauer auf dem Schachbrett der europäischen Großmächte fungierten“ (S. 18). Ergänzend zu diesen Quellen wurden vom Autor die großen bekannten Akteneditionen ebenso herangezogen wie die zeitgenössischen „Enthüllungen“, die bereits im Februar 1862 mit einem Artikel in der *Times* einsetzten.

Minutiös zeichnet der Autor den abenteuerlichen Tauschplan von 1853 bis 1866 nach, indem er in chronologischer Folge die allgemeine politische Entwicklung und die des italienisch-rumänischen Tauschplans im besonderen Revue passieren läßt. Da die Winkelzüge der Diplomatie gerade bei so einer heiklen Sache äußerst kompliziert waren und in diesem Fall auch kein konkretes Ergebnis zeitigten, bestanden beträchtliche Probleme, die Überlegungen zum Tauschprojekt sinnvoll zu untergliedern. Senner entschloß sich, markige Zitate als Kapitelüberschriften zu wählen, was zwar durchaus originell wirkt, sich aber wenig hilfreich für die Orientierung des Lesers erweist. Der macht sich, durch die Disposition von der Kompliziertheit des Themas a priori überzeugt, an die Lektüre des erfrischend flüssig geschriebenen Buches, um folgendes Fazit zu ziehen:

Der italienisch-rumänische Tauschplan, von *Napoleon III.* und *Palmerston* ursprünglich als Abschreckungswaffe gegen die „Möchtegern-Teilungsmächte“ (*Palmerston*) entwickelt, hat sehr bald ein diplomatisches Eigenleben ent-

wickelt. Von Anfang an geheim gehalten, erfuhren in kürzester Zeit nahezu sämtliche europäischen Mächte von diesem Projekt und versuchten, in ihrem Sinne auf die sich ankündigende Neugestaltung der europäischen Landkarte Einfluß zu nehmen. *Cavour* sah die Chance, in diesem Zusammenhang den Anschluß von Parma und Piacenza an Sardinien-Piemont zu erreichen, und versuchte, diesen ehrgeizigen Plan den anderen Mächten schmackhaft zu machen. Da aber der prophezeite völlige Zusammenbruch des Osmanischen Reiches noch auf sich warten ließ, und Österreich eine Erweiterung seines Herrschaftsgebietes auf dem Balkan keineswegs mit Abtretungen in Italien bezahlen wollte, trat der Tauschplan, kaum daß er entwickelt war, wieder in den Hintergrund.

Napoleon III. brachte 1856 im Vorfeld des Pariser Kongresses das Projekt in modifizierter Form wieder ins Gespräch. Er schlug vor, „die Donaufürstentümer dem Herzog von Modena zu geben, den Herzog von Parma in Modena einzusetzen und Parma an die Staaten des Königs von Sardinien anzuschließen“ (S. 118). Der für diesen Zweck allgemein als notwendig erachteten Vereinigung von Moldau und Walachei stellte sich jedoch die Türkei entschieden entgegen und wurde darin von Österreich bestärkt. Denn der Wunsch Österreichs nach neuen Gebieten im Orient war gar nicht so groß, wie man in Paris glaubte. Man hatte noch genügend „Eroberungen in der eigenen Monarchie zu machen“ — so Graf *Esterházy* —, und sah darüber hinaus in der angestrebten Vereinigung der Donaufürstentümer einen Präzedenzfall für eine Konzession an das Nationalitätenprinzip, was in Wien nicht nur im Hinblick auf Siebenbürgen schwerste Bedenken hervorrufen mußte.

Cavour sah bereits im März 1856 den Tauschplan als gescheitert an, und in der Tat verringerten sich die Chancen für die Verwirklichung eines solchen Tausches seit dem Pariser Kongreß im Februar 1856 immer zusehends. Auf dem Kongreß war das Projekt nicht einmal diskutiert worden. Die englische Seite war nicht bereit, die Integrität des Osmanischen Reiches ernsthaft in Frage zu stellen. Nach dem Treffen in Plombières und dem im April 1859 ausbrechenden Italienkrieg hatte auch *Napoleon III.* Anlaß, seine Ideen zur Neugestaltung Europas noch einmal zu überdenken. Da Rußland seit 1859 mehrmals unmißverständlich deutlich gemacht hatte, einen Übergang der Donaufürstentümer in habsburgische Herrschaft nicht tatenlos hinnehmen zu wollen, Preußen eine Machterweiterung Österreichs ebenfalls nachdrücklich ablehnte, war an eine Realisierung des Planes nicht mehr zu denken. Dennoch hielt *Napoleon III.* das italienisch-orientalische Kompensationsgeschäft in verschiedenen Varianten weiterhin im Gespräch. Die Unberechenbarkeit der französischen Politik und vor allem die Idee, Österreich zum Abtreten von Venetien zu bewegen, schloß eine dauerhafte Verständigung zwischen Wien und Paris aus; namentlich *Franz Joseph* legte sein Mißtrauen gegenüber dem „Erzschuft von Paris“ niemals ab. Im Frühjahr 1866 zeigte sich beim Sturz *Cuzas*, der die Fürstentümer nochmals zur Disposition der Großmächte stellte, daß Österreich die Donaufürstentümer nicht als gleichwertigen Ersatz für Venetien ansah und sich für seinen italienischen Restbesitz in Schlesien entschädigen lassen wollte.

Bismarck hat schließlich noch vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges die rumänischen Fürstentümer durch die erfolgreiche Hohen-

zollernkandidatur „zu einer Schachfigur im preußischen Spiel“ (S. 272) gemacht und dem Ränkespiel um den Tauschplan ein Ende gesetzt. Die Thronbesteigung eines Hohenzollers in Bukarest sowie die jahrelange Verhinderung einer Allianz zwischen Österreich und Frankreich sieht der Verfasser als das Ergebnis des Tauschprojektes an. Lenkt man den Blick jedoch von der Diplomatie zu den politischen Ereignissen der damaligen Zeit, relativiert sich die historische Bedeutung des Planes zu einem winzigen Mosaiksteinchen im politischen Geschehen, dem Senner ein großes Denkmal gesetzt hat.

Berlin

Angelika Schaser

Documente privind domnia lui Alexandru Ioan Cuza. Vol. I (1859–1861).

Volum întocmit de Dan Berindei, Elisabeta Oprescu, Valeriu Stan. [Hrsg. von] Academia de Ştiinţe Sociale şi Politice a R.S.R, Institutul de Istorie „N. Iorga“. Bucureşti: Ed. Academiei R.S.R. 1989. 347 S. [Quellen aus der Regierungszeit A. I. Cuzas.]

Das vorliegende Buch enthält 429 Quellen aus den ersten Regierungsjahren des Fürsten *A. I. Cuza* (1859–1866). Durch seine Doppelwahl im Januar 1859 wurden die beiden Fürstentümer Walachei und Moldau vereinigt, was die Voraussetzung für die Entstehung eines rumänischen Nationalstaates war. Die Vereinigung beider rumänischer Staaten fand nicht ohne Opposition der Pforte und Österreichs statt; Frankreich dagegen unterstützte das Vorgehen. Die Quellen dieses Bandes (dem noch andere zwei folgen werden) entstammen den Archiven des rumänischen Außenministeriums, den Staatsarchiven in Bukarest, aber hauptsächlich dem Archiv des Fürsten selbst, das sich in der Bibliothek der Rumänischen Akademie in Bukarest befindet. Der Band behandelt eine Vielzahl von Fragen wirtschaftlicher wie (innen- und außen-)politischer Natur. Erwähnt sei, daß Rumänien gerade in jenem Jahrzehnt bedeutende, vielseitige strukturelle Veränderungen erlebte. Sie finden in diesem Band eine breite Spiegelung. Daher wird dieses Buch für jeden Forscher der rumänischen Geschichte über das Jahr 1859 unentbehrlich sein, aber auch der Modernisierungsforschung dienen. Ein Regest erleichtert die Arbeit des Lesers. Dem Handel sind weniger Quellen gewidmet als man vielleicht erwartet hätte. Eine handelt über die mögliche Hilfe des Staates für eine vom Bankrott bedrohte Firma (Nr. 33), eine andere von Marktflecken, die bis zum Ersten Weltkrieg noch immer eine nicht unbedeutende Rolle im Handel spielten (Nr. 197). Auch die Nachrichten über das Bankwesen sind eher spärlich (Nr. 9), was Anbetracht der noch nicht vorhandenen Nationalwährung nicht erstaunt. Der neugeschaffene Staat stand unter den meisten wirtschaftlichen wie institutionellen Aspekten am Anfang. Unter anderem fehlte es an Brücken, man mußte solche (aus Metall) bauen lassen (Nr. 429). Die der Post (Nr. 60, 68, 96, 196, 205, 284) und dem Telegraphenwesen (Nr. 57, 158, 206, 289) gewidmeten Quellen sind zahlreicher. Aus ihnen erfahren wir (z. B.), daß es oft schwierig war, die Pferde für die Postkutschen aufzutreiben, aber die Rede ist auch von Projekten einer Vereinigung

des walachischen und moldauischen Postwesens. Erinnerung sei daran, daß um jene Zeit Einzelreisen durch beide Länder wie auch die Beziehungen zu den Nachbarländern durch die Postkutschen gesichert wurden.

Mißstände in der Justiz (z. B., daß zwei gegensätzliche Entscheidungen von ein und demselben Gerichtshof nacheinander gefällt wurden) sind vermerkt (Nr. 178), wogegen Fürst *Cuza* zu intervenieren gebeten wird. Im Rahmen der Modernisierung des Landes wurde auch versucht, den Einfluß der Grundbesitzer in der Lokaljustiz einzuschränken oder abzuschaffen, eine Restform des ausgehenden Feudalismus (Nr. 160). Eine Politik voller Reformen konnte nicht ohne Opposition bleiben, was sich im Jahre 1866 in der Absetzung *Cuzas* offenbaren sollte. So werden eine Reihe von im Grunde genommen unbedeutenden Komplotten und Meutereien durch die Quellen gespiegelt, wie die von Craiova (infolge ausstehender Gehälter und Solde) oder andere, die (angeblich von Ausländern — in diesem Fall Polen) angezettelt wurden (Nr. 6, 46, 47, 50, 335).

Auch die Beziehungen des Fürsten (bzw. seines Premierministers *M. Kogălniceanu*) zur Kirche blieben nicht ungetrübt. Die antiunionistischen Bestrebungen des Jassyer Metropoliten *Sofronie Miclescu* endeten mit seiner Absetzung durch den weltlichen Arm. Andere Konflikte wurden durch die Bischofslisten (Nominierung) verursacht (Nr. 306, 358, 359, 361, 371). Die Beziehungen des Staates zu den den Hl. Stätten zugeeigneten Klöstern, die später durch *Cuza* enteignet werden sollten, werden in folgenden Quellen dargestellt: 61, 102, 152, 182, 194, 195, 201, 299, 339, 362. So protestierten deren Hegumenoi gegen alle vom Staat auf ihre Einnahmen gesetzten Steuern.

Fragen des Schulwesens nehmen einen relativ großen Platz in dem Band ein (Nr. 4, 8, 39, 94, 95, 99, 107, 131, 133, 155, 203, 208, 285). Oft beklagten sich die Lehrer über ihre wirtschaftliche Lage, manchmal wird berichtet, daß die Eltern auf dem Lande ihre Kinder nicht zum Unterricht gehen ließen, sondern sie zur Arbeit schickten. Eine Reihe von Quellen befaßt sich mit den Juden des Landes (Nr. 105, 136, 171, 172, 295). Aus ihnen erfährt man u. a. über Konflikte zwischen einem zu fortschrittlichen Lehrer (*Poper*) und der traditionellen Leitung der jüdischen Schule in Bukarest. Die Quelle Nr. 295 (S. 231) gibt uns die Zahl der im Jahre 1860 in der Walachei lebenden Juden an. So lebten in der südlichen Provinz des Landes 17 632 Juden, davon 16 686 in den Städten und 957 auf dem Lande. Die Quelle Nr. 298 enthält in Form einer Tabelle die Bestandsaufnahme der damals noch jungen rumänischen Armee. Diese verfügte über 5 Generäle, 631 Offiziere, 16 405 Soldaten und 7220 Pferde.

Die Beziehungen Rumäniens zur Pforte werden auch von den Quellen berücksichtigt (Nr. 65, 76, 134, 135, 168). Die letzte Quelle zeugt von einem türkischen Übergriff, durch den man den rumänischen Reisenden den von den rumänischen Behörden erstellten Paß durch einen osmanischen willkürlich ersetzte (S. 149—150). Die Beziehungen zu Frankreich, gefördert durch den der Union günstig gestimmten Kaiser *Napoleon III.*, werden in folgenden Quellen dokumentiert: Nr. 141, 192, 292, 315, 317, 321 und 409. Es geht meist um die Anstellung französischer Spezialisten (Verwalter, Offiziere, Ingenieure) in Rumänien — um Entwicklungshilfe also. Oft waren aber ihre Gehaltsforderungen für die damaligen rumänischen Verhältnisse zu hoch. Das vorliegen-

de Buch ist ohne Zweifel eine sehr nützliche Ergänzung zum Quellenfundus des 19. Jh.s. Man kann nur mit Interesse der Fortsetzung dieser Veröffentlichung entgensehen.

München

Cornelius R. Zach

Dumitriu-Snagov, I.: Le Saint-Siège et la Roumanie moderne, 1866–1914.
Roma: Editrice Pontificia Università Gregoriana 1989. XXVI, 1026 S. (Miscellanea Historiae Pontificiae. 57.)

Dumitriu-Snagov übt Kritik an der Praxis der gegenwärtigen rumänischen Geschichtsschreibung, für die in seiner vorliegenden Arbeit behandelten Zeit den konfessionellen Faktor fast vollständig auszuklammern. Wegen der Bedeutung dieses Elements in der internationalen Politik, gerade zur Zeit der Orientkrise und des Berliner Kongresses, sei seine Ausparung eine Abkehr von der „objektiven Wirklichkeit“ (S. 72–73). Mit dieser Arbeit, der Fortsetzung eines früher erschienenen Bandes¹⁾, in dem die Kirchenpolitik des Fürsten *Cuza* im Mittelpunkt stand, bemühte er sich erfolgreich, was die katholische Kirche betrifft, diesen Mangel auszugleichen. Eine knapp 200 Seiten umfassende Darstellung leitet einen fast viermal so langen Anhang mit 340 Dokumenten ein, die Korrespondenz, Memoranden, Protokolle und Tagebuchauszüge enthalten.

Quellen und Darstellung haben vor allem Fragen der Kirchenorganisation, die Beziehungen der katholischen Kirche zur rumänischen Orthodoxie und kirchenrechtliche Probleme zum Thema, die sich aus der Herrschaft eines katholischen Monarchen in einem orthodoxen Land ergaben. Die kirchenpolitischen Verhältnisse in Rumänien wurden dadurch kompliziert, daß ein großer Teil der Rumänen Ungarns der Union mit Rom anhing, die den bedeutendsten Beitrag zur nationalen Wiedergeburt geleistet hatte, während die Orthodoxie im Königreich als Bestandteil des nationalen Erbes galt, aber russischen Einflüssen zugänglich war, und der Katholizismus lange Zeit als Konfession von Fremden und nationalen Minderheiten angesehen wurde, die der Donaumonarchie, vor allem ihrer ungarischen Hälfte, Ansätze zur Einmischung bot. Die Verbindung von konfessionellen Fragen mit der internationalen Politik präsentiert Dumitriu-Snagov einleuchtend am Beispiel des Scheiterns des geplanten Konkordats (S. 133–135): Als die rumänische Regierung während der internationalen Spannungen im Gefolge der russischen Intervention in Bulgarien an einer Festigung ihrer Beziehungen zum Hl. Stuhl als zusätzlicher Sicherheitsgarantie interessiert war, verhinderte eine Demarche des russischen Gesandten in Bukarest die Aufnahme planmäßiger Konkordatsverhandlungen.

Vielleicht über Gebühr betont wird die Interdependenz von Kirchenpolitik und nationalen Konflikten. So wird die ohnehin schwindende kulturelle Ei-

¹⁾ I. Dumitriu-Snagov. *Le Saint-Siège et la Roumanie moderne, 1850–1866.* (Miscellanea Historicae Pontificiae 48). Roma: Editrice Pontificia Università Gregoriana 1982. Siehe *Südost-Forschungen* 42 (1983), S. 422–423.

genständigkeit der katholischen ungarischsprachigen Minderheit der Cean-găi in der Moldau in erster Linie als unerwünschter Hebel zur Einmischung der ungarischen katholischen Hierarchie gesehen. Die restriktive Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung ist in Dumitriu-Snagovs Darstellung allgegenwärtig. Die Gründung der ungarischen unierten Diözese von Hajdudorogh wird ausführlich behandelt und unter dem Aspekt der Magyarisierung der unierten Rumänen gesehen. Diese kurzlebige Kirchenprovinz beendete die organisatorische „Einheit“ der unierten Hierarchie in Ungarn und der katholischen im Königreich Rumänien, die beide der Propaganda Fide unterstanden, und so in Dumitriu-Snagovs Interpretation als „Status Catholicus Romaniae“, der von der Theißebene bis zum Dnestr reichte, den nach dem ersten Weltkrieg entstandenen großrumänischen Staat vorweggenommen habe (S. 119). Der bis in die Gegenwart fortbestehende siebenbürgische Nationalitätenkonflikt hinterließ in dem Buch seine Spuren, wie auch die Haltung zu den nationalen Aspirationen der Rumänen zu einem wichtigen Kriterium für die Beurteilung kirchlicher Würdenträger wird. Wenn sich in diesem Bereich der Verfasser ganz innerhalb des in der rumänischen Geschichtswissenschaft bestehenden Konsenses bewegt, so beweist er wieder Eigenständigkeit in einem anderen, der allerdings das Thema seiner Studien eher am Rande berührt. Er relativiert die auf dem Berliner Kongreß auch von den Mächten gebilligte Unabhängigkeit Rumäniens mit dem Hinweis auf den zunehmenden Verlust wirtschaftspolitischer Handlungsfreiheit.

Ein glücklicher Fund, die Tagebücher des langjährigen Erzbischofs von Bukarest *Raymond Netzhammer*, von denen viele Auszüge abgedruckt wurden, trägt erheblich zum Wert der Quellensammlung bei. *Netzhammer* erfreute sich als Schweizer Benediktiner aus Einsiedeln, das Beuron, dem „Hauskloster“ der süddeutschen Hohenzollern, nahestand, einer privilegierten Stellung am Hof und des Vertrauens des Königs. Die Tagebücher können deshalb das Bild *Karls I.* während seines letzten Lebensjahrzehnts um einige nicht unbedeutende Nuancen bereichern. Sie ermöglichen einen unmittelbaren Blick auf seine Haltung und sein Scheitern in der Bündnisfrage nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wenige Wochen vor seinem Tod. Von besonderem Interesse sind auch die Beobachtungen und Beurteilungen des Erzbischofs aus Anlaß des Bauernaufstandes von 1907. Eine Broschüre über die Rolle der orthodoxen Geistlichkeit dabei hatte ihn zur Zielscheibe heftiger Pressepolemiken gemacht. Allerdings leidet die auf den Tagebüchern basierende Darstellung hier unter einigen offensichtlichen Mißverständnissen. Auch die Inhaltsangaben in den Regesten mehrerer auf *Netzhammer* zurückgehender Quellentexte (Nr. 216, 217, 231, 232, 234, 320) sind nicht ganz korrekt.

Dumitriu-Snagov gibt mit seiner Studie und noch mehr mit den edierten Quellen einen guten Überblick der Geschichte des rumänischen Katholizismus, während eine eigene Hierarchie aufgebaut und gefestigt wurde. Gleichzeitig gewährt er auch neue Einsichten zu den innen- und außenpolitischen Verhältnissen des rumänischen Nationalstaates in der Phase seiner Konsolidierung.

Münster

Lothar Maier

Roman, Viorel: Rumänien im Spannungsfeld der Großmächte, 1878–1944.
Offenbach: Dieter Falk 1989. 258 S., Kt., Tab.

Es ist ungewöhnlich, sich dem Werk eines Wissenschaftlers zu nähern mit Hinweis auf seine Biographie. Im vorliegenden Falle scheint eine solche Herangehensweise jedoch dringend geboten. Viorel Roman wurde in Lovrin (Rumänien) geboren, er studierte am Lenin-Institut in Bukarest, arbeitete als Wirtschaftsredakteur beim rumänischen Rundfunk und kam 1972 in die Bundesrepublik. In Bremen führte er seine Wirtschaftsstudien wohl fort, aber eigentlich interessierte ihn die Geschichte seines Heimatlandes. Der erste Band der vorliegenden Untersuchung über Rumänien im Spannungsfeld der Großmächte (1774–1878) wurde als Dissertation angenommen. Der zweite erweitert das Thema für die Jahre 1878–1944.

Manch sprachliche Schwächen der Darstellung sind durch die Lebensgeschichte des Autors erklärlich, und er wäre gut beraten, sich zukünftig der Hilfe eines deutschen Kolektors zu vergewissern. Der Band erfordert mehr als guten Willen, um den eigenwilligen Konstruktionen zu folgen. Manchmal sind Formulierungen kaum erträglich: So charakterisiert der Autor die Konfliktlinien des ersten Weltkrieges: „Die Rumänen aus Österreich-Ungarn – Transsylvanien, Banat, Kreischgebiet, Maramuresch und Bukowina – und Rußland – Bessarabien – mußten sich gegenseitig exterminieren, weil sie oft auf verschiedenen Seiten am selben Frontabschnitt eingesetzt wurden.“ (S. 56)

Gerne würde man über die sprachlichen Schwächen hinwegsehen, könnte die Analyse fesseln. Aber statt dessen findet sich eine naive Mischung aus marxistischem Einfachjargon, narrativer Nationalgeschichte, westlicher Strukturgeschichte, personenorientierter Diplomatiegeschichte, die unverbunden nebeneinanderstehen. Der Autor kennt die Literatur, aber er weiß keine Bresche zu schlagen. Im günstigsten Fall lassen sich die gedanklichen Sprünge nicht nachvollziehen. Nur ein Beispiel sei zitiert: „Die Position und Reaktion der Rumänen bei diesem Umbruch der Weltgeschichte – während des Übergangs der Weltpolitik von Liberalismus zum Imperialismus – ist nicht leicht lokalisierbar. Außerhalb des Königreichs lebten Rumänen als Mehrheit auch in Ungarn ... und südlich der Donau auf dem Balkan als Minderheit ... Trotzdem konnte man das Memorandum [von 1891 – A.H.] in diesem Zusammenhang als Zäsur der nationalen Befreiungsbewegung hervorheben, ...“ (S. 31). Im ungünstigeren Fall wird die Darstellung falsch und gefährlich: „Indem Hitler keinen direkten Zugriff nach London oder Moskau schaffte, wurden die Juden stellvertretend für die Angloamerikaner und für die Slawen beim kriminellen deutschen Versuch, aus dem Dilemma auszubrechen, in den Holocaust getrieben. So wurden die Juden Hauptopfer des europäischen Bürgerkrieges.“

Unter diesem Druck vollzog sich in der Sowjetunion um die gleiche Zeit eine noch tiefgreifendere Änderung. Die Feindschaft zum atlantischen Imperialismus wurde durch den Aufstieg *Hitlers*, seine Absicht der Wiederherstellung der ‚Rassereinheit‘ und besonders durch das Ziel der Eroberung des angeblich erforderlichen östlichen ‚Lebensraums‘ beigelegt, und die UdSSR steuerte nun – mit der ausdrücklichen Unterstützung Rumäniens – in den

Bücher- und Zeitschriftenschau

Völkerbund hinein, der so lange als eine Vereinigung von ‚antisowjetischen Kriegsbrandstiftern‘ gegolten hatte.“ (S. 133f.)

Letztlich reflektiert der Band ein agententheoretisch fundiertes Geschichtsbild, wonach die Westmächte und die Sowjetunion nichts anderes im Schilde führten, als ihre Repräsentanten an die Spitze des rumänischen Staates zu stellen: „Der Rückzug der russischen Soldaten von der gemeinsamen Front involvierte Rumänien in einen neuen Konflikt. Einerseits war genug Unzufriedenheit in der rumänischen Bevölkerung, um sich an einer ähnlichen Revolution zu beteiligen, andererseits hielten die Versprechungen Ferdinands I. (Agrarreform) und die nationale Befreiungsbewegung das Bauerntum zurück. Dies paßte natürlich weder Lenin – dem neuen orientalischen Führer der Weltrevolution – noch den okzidentalischen Ententeführern. Als Kontrastprogramm zu Lenin, der die Weltbefreiung der Werktätigen als Ziel ausgerufen hatte, gab es den Plan des Präsidenten der USA *T. W. Wilson*, der für die Befreiung der unterdrückten europäischen Nationalitäten eintrat. Beide Lager wollten Rumänien in dem entfachten ‚Kampf der Gesellschaftssysteme‘ – Sozialismus gegen Kapitalismus – instrumentalisieren. Rumänien konnte den Krieg allein nicht fortführen und mußte sich bei Kriegsende entscheiden, auf welche Seite es sich in dem beginnenden ‚europäischen Bürgerkrieg‘ schlagen würde.“ (S. 69) Und weiter: „Für Rumänien im Spannungsfeld der Großmächte bedeutete die Nachkriegsentwicklung den Abschied von der traditionellen Rolle der bürgerlich-demokratischen Hohenzollern-Dynastie im Auftrag der liberalen Westmächte an der Donaumündung. Man brauchte im Atom- und Raketenzeitalter keine fremden ‚liberalen‘ Agenturen bzw. Dynastien, keine Durchmarschgebiete, keine Fußarmeen, kein Erdöl oder Weizen mehr und das Land wurde wieder in die autokratische sowjet-russische Einflußsphäre voll integriert, wie schon während des ‚Organischen Reglements‘ Moldau und Walachei (1839–1856).“ (S. 169).

Gibt es überhaupt einen Nutzen, den der Band stiftet? Vielleicht die eine oder andere Tabelle oder die ausführliche Bibliographie, die kleingedruckt auf knapp 50 Seiten zeitgenössische und neuere Literatur aufführt.

Saarbrücken

Armin Heinen

The United States and Romania. American Romanian Relations in the Twentieth Century. Ed. by Paul D. Quinlan. Woodland Hills, Cal.: Ara Publications 1988. 180 S. (A.R.A. American-Romanian Academy of Arts and Sciences. 6.)

Die vorliegende Abhandlung beinhaltet 13 Beiträge über die amerikanisch-rumänischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Verfasser der meist kurzen, aber sehr gut dokumentierten Aufsätze sind Personen, die entweder auf Grund ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit oder auf Grund ihrer Herkunft und ihrer politischen bzw. diplomatischen Laufbahn eng mit Rumänien verbunden waren oder sind, z.B. Radu R. Florescu, Sohn des ehemaligen rumänischen Chargé d’Affaires in London im Jahre 1941, oder Mircea Inonntiu, Berater König *Michaels*, oder Harry G. Barnes Jr. und David Funderburk,

zwei ehemalige amerikanische Diplomaten in Bukarest. Laut Einführung des Herausgebers, Paul D. Quinlan, handelt es sich hier um eine der ersten Studien über die rumänisch-amerikanischen Beziehungen in unserem Jahrhundert; sicherlich ist ihm hierin beizustimmen, wenn man die Gesamtheit der Themen berücksichtigt. Allerdings existieren einige Studien, Aufsätze und unveröffentlichte Dissertationen, die sich mit Teilaspekten dieser Beziehungen befassen.

Die 13 Beiträge – mit Ausnahme des Aufsatzes von Thomas Amherst Perry (S. 44–65), der sich mit dem Einfluß der amerikanischen Dichtung auf die rumänische literarische Bewegung von 1900 bis 1947 befaßt, – behandeln alle politische oder diplomatische Aspekte dieser Beziehungen, einige sogar ins Anekdotische gehend, dabei aber interessant, wie der Aufsatz von Paul D. Quinlan (S. 69–77) über den Aufenthalt des ehemaligen Prinz *Carol* in Amerika im Jahre 1920.

Die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Territorium, das den Kern Rumäniens darstellt, der Moldau und der Wallachei, begannen im Jahre 1859 mit der Entsendung des ersten amerikanischen Konsuls, *Henry T. Romertze* aus New York, zu *Prinz Alexander Ion Cuza* und mit der Unterzeichnung eines Handelsvertrages (Aufsatz von G.M. Razi, *Reflections on the First Sixty Years*, S. 11–32). Wichtig war dieser Vertrag für die Fürstentümer vor allem deswegen, weil die Vereinigten Staaten den Pariser Frieden von 1856 nicht unterzeichnet hatten und infolge dessen auch nicht Garant der Lehenshoheit des Osmanischen Reiches über die Fürstentümer waren. Allerdings wird in dem erwähnten Aufsatz von Razi anhand der Problematik der „jüdischen Frage“ zu Beginn des Jahrhunderts bereits deutlich, daß im Allgemeinen die Wünsche der Rumänen von den Amerikanern durch die Lupe ihrer eigenen Interessen oder Ihrer politischen Strategie betrachtet wurden.

Aufgrund der geographischen Distanz zwischen beiden Ländern waren die Beziehungen vom Beginn des Jahrhunderts bis ungefähr 1935 wenig intensiv und das Wissen über Rumänien in den Vereinigten Staaten ging nicht recht viel über das hinaus, was die Rumänen-Amerikaner in der Öffentlichkeit mitteilten, u. a. die Siebenbürgen-Problematik. (Vgl. Aufsätze von Sam Beck, *The Study of Romanian Americans*, S. 33–43; und Radu R. Florescu, *From the Memoirs of a Romanian Diplomat during the Roosevelt Era*, S. 78–87).

Erst im Laufe des Zweiten Weltkrieges bzw. gegen dessen Ende wurden die Beziehungen zwischen beiden Ländern intensiver. Der Beitrag von Roy M. Melbourne, *Witness to the start of the Cold War: The View from Romania* (S. 97–104), beschreibt die Aktivitäten der amerikanischen Mission in Bukarest von Oktober 1944 bis 1945, als klar wurde, daß der Einfluß der Sowjetunion und der Kommunisten in Rumänien immer stärker zu werden drohte und daß die Sowjets nicht daran dachten, die Jaltabeschlüsse in die Tat umzusetzen. Damals begannen die Alliierten, u. a. die U.S.A., Ost- und Südosteuropa aufzugeben.

Von diesem Zeitpunkt an gestalteten sich die Beziehungen zwischen beiden Ländern recht wechselhaft. Das von der amerikanischen Presse von 1952–1975 gezeichnete Bild der rumänischen Wirklichkeit zeigen Joseph Harrington und Bruce Courtney in ihrem Aufsatz (S. 105–123). Darin wird anhand von Beiträgen u. a. aus der *New York Times*, dem *Christian Science*

Monitor und dem *Wall Street Journal* deutlich gemacht, daß sobald die rumänische Führung anfing, sich von den Sowjets loszulösen, die Wertschätzung der rumänischen Kommunisten – und vor allem die *Ceauşescus* – in der amerikanischen Presse gewaltig stieg, so bis zum Jahre 1966, als sogar die Zeitschrift *Newsweek* *Ceauşescu* mit *Michael dem Tapferen* verglich. Zwar flaute dann bis 1975 diese Wertschätzung ab, als immer deutlicher wurde, daß der kommunistische Führer dem Persönlichkeitskult ebenso verfallen war wie die Führer in anderen kommunistischen Ländern. Es blieb aber dabei, daß der Versuch Rumäniens, sich von den Russen außenpolitisch zu emanzipieren von der Wirtschaftslobby im Kongreß dadurch honoriert wurde, daß Rumänien im Handel die Meistbegünstigungsklausel zugestanden wurde (Vertrag von 1975).

Im Gegensatz zu den Washingtoner Beamten erschien den amerikanischen Diplomaten in Bukarest das Dilemma der amerikanischen Außenpolitik bedeutend klarer, als sie zwar einerseits das Unabhängigkeitsstreben der rumänischen Führung gegenüber der Sowjetunion guthießen und unterstützten, andererseits aber die Verletzung der Menschenrechte Tausender von Menschen sozusagen in Kauf nahmen (Aufsatz von Harry G. Barnes, Jr.: „Impressions of Romania“, S. 124–128).

Welche Meinungsverschiedenheiten zwischen den Beamten im State und Commerce Department in Washington und den amerikanischen Diplomaten im Bukarest herrschten, wird anhand des Beitrages von David Funderburk („Relations between the United States and Romania during the First Half of the 1980“, S. 147–160) klar, eines Mannes, der auf Grund seiner früheren wissenschaftlichen Tätigkeit in Rumänien als ausgezeichneter Kenner des Landes gelten kann: die Unterzeichnung eines Handelsvertrages mit Rumänien und die Gewährung der Meistbegünstigungsklausel verliehen dem rumänischen Regime den Status eines „guten Kommunisten“, obwohl es bekannt war, daß Rumänien amerikanische oder westliche Technologie an die Sowjetunion transferierte und daß die Verträge zwar dem *Ceauşescu*-Regime nützten, nicht aber dem rumänischen Volke als solches. Das Urteil Funderburks über die amerikanische Politik gegenüber Rumänien ist niederschmetternd. Seinen Höhepunkt fand der Dissens zwischen Beamten und Diplomaten im Mai 1985, als Funderburk sein Amt als Botschafter niederlegte, und der *Reagan*-Administration vorwarf, der Verletzung der Menschenrechte durch das *Ceauşescu*-Regime nicht genügend Aufmerksamkeit zu schenken (Aufsatz von Robert Weiner „The U.S. Policy of Differentiation toward Romania“, S. 129–146).

In diesem Zusammenhang stellt Nestor Ratesh rückblickend fest, wie falsch das amerikanische Engagement in Rumänien war, da sich herausstellte, daß Rumänien kein herausragender Partner in der Weltszene war und im Grunde genommen nur in bescheidenem Maße den geopolitischen Interessen der USA nützte. Ratesh meint sogar, daß das rumänische Regime die schlechteste Investition der USA in Osteuropa gewesen sei – eine Aussage der man angesichts der jüngsten Ereignisse letztlich kaum widersprechen kann.

Dieses Buch stellt einen interessanten Beitrag zum Studium der amerikanischen-rumänischen Beziehungen in unserem Jahrhundert dar. Jeder Aufsatz könnte beliebig erweitert werden und zu neuen Untersuchungen Anstoß

geben. Vor allem aber wird in klarster Weise dargestellt, wie sich demokratische Länder in die Irre führen lassen können, wenn Handelsinteressen auf dem Spiel stehen, oder wenn sie aufgrund einer einseitigen Beurteilung der Weltlage (in diesem Falle des Gegensatzes U.S.A. – Sowjetunion) sogar die Unterstützung eines Diktators in Kauf nehmen.

München

Ana Maria Schop Soler

Turdeanu, Emil: Modern Romania. The Achievement of National Unity, 1914–1920. Ed. by Nicholas Timiraş. Los Angeles: ARA Publications, Mircea Eliade Research Institute 1988. 145 S., Kt. (ARA. American-Romanian Academy of Arts and Sciences. 7.)

Ein kurzes Vorwort führt in das anzuzeigende Werk ein. Es ist, so erfährt man, einer größeren Studie zur modernen Geschichte Rumäniens entnommen. Das Original sei in Französisch verfaßt, und noch wären die Seiten über den Ersten Weltkrieg unveröffentlicht. Was den Herausgeber veranlaßte, eine Übersetzung zu besorgen und eine Edition zu wagen, bleibt mangels gesonderter Hinweise offen. Das Manuskript wurde wohl Ende der siebziger Jahre abgeschlossen, die Quellenbasis beruht auf gedrucktem Material; die Literaturnachweise nennen mit wenigen Ausnahmen ältere Werke.

Der Autor behandelt sein Thema in sechs Kapiteln: Bewaffnete Neutralität, die Voraussetzungen für den Kriegseintritt, die großen Schlachten, Waffenstillstand mit den Mittelmächten, rumänische Siege, die Friedensschlüsse. Er kennt sich mit dem Kriegsverlauf aus, begründet den späten Kriegseintritt Rumäniens, verweist auf die immer drängenderen Interventionen der Entente, die letztlich die Beteiligung Rumäniens an den militärischen Auseinandersetzungen veranlaßten – ohne ausreichende Vorbereitung und ohne die versprochene Unterstützung durch die Alliierten. Schließlich habe Rußland kein Interesse an einem rumänischen Waffenerfolg gehabt. Turdeanu sieht den rumänischen Kriegsbeitrag unterschätzt. Der Wille zur nationalen Einheit habe eine außergewöhnliche Opferbereitschaft der Soldaten zur Folge gehabt, aber die Großmächte seien 1919 nicht bereit gewesen, die militärischen Leistungen anzuerkennen: „After all the sacrifices made to keep the Central Powers in check; after the unquestionable service rendered to European civilization by wiping out the focus of anarchy in Budapest, Romania was to find herself designated by her own allies, the same ‚conditionally‘ independent State as Bismarck had imposed on her forty years earlier“.

Turdeanus Darstellung schildert ein Rumänien, dessen innere Konturen undeutlich bleiben, ein Rumänien ohne soziale Gruppen und Klassen, eine Nation ohne Volk. Ein überflüssiges Buch, das unserer Kenntnis kaum Neues hinzufügt.

Saarbrücken

Armin Heinen

Știrban, Marcel: Din istoria României 1918—1921. Probleme ale vieții politice, economice și sociale. Cluj-Napoca: Dacia 1987. 331 S. [Aus der Geschichte Rumäniens zwischen 1918—1921. Fragen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens.]

Dieses Werk setzt sich aus vier Studien zusammen und beabsichtigt eine umfassende Darstellung sozialer und politischer Aspekte aus der Geschichte der 20er Jahre, die in anderen Arbeiten weniger behandelt wurden. Das gilt besonders für die Kapitel 2—4 und weniger für den ersten Aufsatz „Die Bildung des einheitlichen rumänischen Staates und seine Bedeutung für die Zeitgeschichte Rumäniens“, in dem die Problematik der Vereinigung Siebenbürgens und des Banats mit Altrumänien von einem ausschließlich national-rumänischen Standpunkt aus dargestellt wird. Auch bringt das erste Kapitel wenig Neues (S. 3—96). Um so mehr staunt man über beinahe lyrische Tiraden über die rumänische Geschichte, die von Patriotismus zeugen, aber in einem Buch mit wissenschaftlichen Ambitionen erstaunen (S. 33—35). So wird (wieder einmal!) der plebiszitäre Charakter der Karlsburger Versammlung vom 1. Dezember 1918, an der (nach eigener Einschätzung) einhunderttausend Rumänen aus Siebenbürgen für die Vereinigung ihrer Provinz mit Altrumänien demonstrierten, postuliert, aber genausowenig bewiesen wie in anderen Arbeiten (S. 77 ff.). Mit wenig Rechtsempfinden und Sensibilität für die Nationalitätenproblematik rechtfertigt der Verf. die Plünderung von siebenbürgischen Gütern durch die rumänischen Bauern im Jahre 1918 als eine Wiederherstellung der Gerechtigkeit: „Sie nahmen sich mit Recht, was ihnen früher zu Unrecht geraubt wurde.“ (S. 58). Auch die Entlassung von 90 v. H. unter den Staatsdienern der ungarischen Regierung in derselben Provinz wird als „gerecht“ angepriesen (S. 56). Daß eine solche Maßnahme unvereinbar war mit dem multinationalen Charakter der annektierten Provinzen und mit den internationalen Minderheitenschutzvereinbarungen, kümmert den Autor genausowenig. Letzteren Vereinbarungen hatte Rumänien zwar im Dezember 1919 zugestimmt, um der Forderung der Großmächte am Versailler Verhandlungstisch (als Voraussetzung der Annektierungen) zu entsprechen. Ratifiziert durch das rumänische Parlament wurden aber diese Minderheitenschutzvereinbarungen nicht. Auch die riesigen wirtschaftlichen und strukturellen Probleme, die die Gebietsvergrößerung mit sich brachte, werden im Kap. 1. nicht erwähnt.

Objektiver fällt Kapitel 2 „Züge des politischen Lebens 1919—1937“ aus, in dem festgestellt wird, daß eine große politische Instabilität die zwei Jahrzehnte nach dem I. Weltkrieg charakterisierte. So fanden in weniger als zwanzig Jahren zehnmal Parlamentswahlen statt, und Rumänien hatte in dieser Zeitspanne zweiundzwanzig Regierungen. Die Rolle der Krone, die dynastische Krise (entstanden durch den Thronverzicht des Kronprinzen *Carol* im Jahre 1926 zugunsten seines Sohnes *Mihai*), die Beziehungen zwischen dem Königshaus und den Parteien, die Züge ihrer Politik, werden im zweiten Kapitel objektiv und faktenreich dargestellt. Auch die Struktur des Parlaments und des Ministerrates, Aspekte, die man in anderen Arbeiten übersehen hat, werden hier von M. Știrban behandelt. Hervorgehoben wird die rege diplomatische Tätigkeit Rumäniens in jener Zeit. Es wurden über 500 Verträge, Kon-

ventionen usw. unterzeichnet, Ausdruck des Strebens nach einer diplomatischen Stabilisierung in Europa sowie nach Sicherung des territorialen Status quo.

Erstaunlich ist die Feststellung, daß die alte Konstitution Rumäniens von 1866 ein Fremdkörper, ein aus einem anderen Land importiertes Modell gewesen sei. Diese Behauptung, die u. a. auch früher Fachleute wie N. Iorga, D. Gusti aufgestellt hatten, wird durch die große politische Stabilität Alt-Rumäniens (bis 1917) widerlegt, da jene Stabilität eben durch die besagte Konstitution gewährleistet worden war. Die neue Verfassung vom März 1923, obwohl moderner und den neuen Verhältnissen angepaßt, sorgte nicht für ein reibungsloses Funktionieren des politischen Lebens.

Das 3. Kapitel, „Soziale und wirtschaftliche Fragen in den Parlamentsdebatten und in der öffentlichen Meinung“, befaßt sich mit der Spiegelung verschiedener Probleme in der Presse und im parlamentarischen Geschehen. Oft wird deutlich, wie wenig adäquat die damaligen Schwierigkeiten erfaßt bzw. gar nicht erkannt wurden. Illusionismus, Wunschdenken oder mangelnder Realitätssinn hinderten die politischen Kreise in wichtigsten Momenten, Entscheidungen so zu treffen, wie die innere oder außenpolitische Lage es verlangt hätte.

Das Kapitel 4. behandelt erstmals die „Frage der Pflichtverpachtung und der Zwangsverpachtung in der Landwirtschaft“. Durch diese Maßnahmen versuchte man, der Verödung landwirtschaftlicher Flächen, mangels Arbeitskräften nach dem Ersten Weltkrieg, zuvorzukommen. Diese Maßnahmen, die in Siebenbürgen auch einen politischen und antiminderheitlichen Charakter aufwiesen, führten nicht zu den erwarteten Ergebnissen. Die Verstaatlichung verschiedener Besitzergruppen in Siebenbürgen wird vom Verf. bejaht, da aber die sozialen Verpflichtungen, die dadurch anfielen, vom rumänischen Staat nicht übernommen wurden, schaffte sie Unrecht, was Ştirban ignoriert. Auch die ungleichförmige Enteignung der Minderheiten in den annektierten Gebieten wird verschwiegen.

Das uneinheitliche Buch erweist sich mit den Kapiteln 2—3 (mit Einschränkungen) als nützlich, da es z. T. wenig erforschte Aspekte behandelt. Die Darstellung bleibt, der Systematik entbehrend, an den Fakten hängen. Das Buch besitzt ein Vorwort und einen Index, aber keine Bibliographie.

München

Cornelius R. Zach

Zub, Alexandru: Istorie și istorici în România interbelică. Iași: Junimea 1989. 412 S. [Geschichte und Historiker im Rumänien in der Zwischenkriegszeit.]

Alexandru Zub ist durch seine zahlreichen Bücher und Untersuchungen zur neueren rumänischen Geschichte jedem, der sich mit dieser Geschichte beschäftigt, bestens bekannt. Nachdem er Biographien, Bibliographien vorgelegt hat, sich mit Geschichtsschreibung und mit Geschichtsphilosophie beschäftigt hat, wendet sich Zub nun dem wohl anspruchsvollsten Gebiet der historischen Soziologie zu; wie schwierig die Behandlung soziologischer Fragestellungen gerade zu dem Zeitpunkt war, als Zub seine Arbeit abfaßte – vor

den Dezemberereignissen 1989 – kann man leicht nachvollziehen. Die Wahl des Zeitabschnitts – der klassischen Zeit, die Modellcharakter besitzt, weil man dort einen Schwerpunkt gesellschaftlicher und kultureller Entwicklung Rumäniens vorzufinden glaubt – hat Symbolwert. Die Lektüre der Texte, die dabei feststellbare Verquickung unterschiedlichster Archivquellen, die Riesenmenge des verarbeiteten Tatsachenmaterials beeindrucken deshalb nicht mehr so sehr, weil das alles bei Zub schon mit zu seinen Eigenheiten gehört; mit der Vielfalt seiner Gelehrsamkeit hat sich der Leser schon abgefunden, auch wenn sie unter den bisher in Rumänien erschienenen Schriften zu den Seltenheiten gehört. Die Magie des vorliegenden Buches liegt in seinem Parabelcharakter. Zub kann sich dabei auf eine stilistische Tradition berufen, die bei *Cantemirs* „Hieroglyphischer Geschichte“ beginnt und bis zu *Iorga* reicht, dem Zub sich anzunähern versucht, was auch daran erkannt wird, daß er diesem europäischsten unter den rumänischen Historikern die meisten Abschnitte und ganze Kapitel widmet; auch bei *Iorga* wäre dessen Apostolat schwer begreiflich, wenn es nicht zu einem kryptischen Didaktizismus, zu einem parabelmäßigen Neuerungsbestreben Zuflucht genommen hätte. *Iorgas* ungezügelter Temperament war, wie bekannt, ein Grund dafür, daß er seine Unmittelbarkeit schließlich mit dem eigenen Leben bezahlen mußte; die einzelnen Rivalitäten werden vor den Toren des Orients, ebenfalls wie bekannt, sehr häufig durch Vorgehensweisen gelöst, die Europa schockierten; umgekehrt hat es kaum jemanden interessiert, welches in Südosteuropa die Stellungnahme über westeuropäische Geschehnisse war, denn – was kümmert es den Westeuropäer, wie man im Osten über ihn denkt.

Das Themenangebot erscheint so grundlegend und umfassend zu sein, daß man vermuten kann, es handle sich um eine Monographie der rumänischen Geschichtsschreibung während der Zwischenkriegszeit. Eine ganze Reihe von Kapiteln entsprechen einem solchen monographischen Plan: „Bibliographischer Exkurs“, „Die Perspektive der Dokumente“, „Die Historiker und die Ereignisse“, „Bestrebungen, ‚Schulen‘, Programme“, „Tradition und Erneuerung“, „Der theoretische Ansatz“. Andere Kapitel lassen den von Zub auch sonst häufig wiederholten Versuch erkennen, die rumänische Kulturgeschichte in weltgeschichtliche Bezüge zu stellen, dies alles nach dem Einschnitt von 1944: „Die Notwendigkeit der Selbsterkenntnis“, „Europäische Eingliederung und ‚Balkanische‘ Solidarität“, „Von der Weltgeschichte zur Historiologie“, „Auf der Suche nach der nationalen Eigenart“, besonders aber in dem Kapitel: „Geschichte mittels der Kleinen“. Trotz all dieser Titelgebungen ist das erste Anliegen des vorliegenden Buches die Erfassung des Soziologischen in der rumänischen Geschichtsschreibung der Zwischenkriegszeit. Im Titel erscheint diese Tendenz ein einziges Mal bei dem Kapitel: „In Richtung soziologische Geschichtsschreibung“.

Ausgangspunkt für diese Zielsetzung ist eine Überzeugung von I. Bogdan, der festgehalten hatte, daß in der rumänischen Geschichtsschreibung zunächst die religiöse Zielrichtung (15.–16. Jh.), danach die politische (17.–18. Jh.), schließlich die nationale (19. Jh.) und zu guter Letzt die soziologische (20. Jh.) vorherrsche. Bogdans Feststellung war schon 1905 gemacht worden: Zubs Untersuchungen bestätigen heute, daß Bogdans Voraussicht sich nachträglich als richtig erwiesen hat.

Wenn Zub, wie erklärt, mit diesem Buch den Beitrag der rumänischen Geschichtsschreibung zur Soziologie zu bestimmen trachtet, dann berücksichtigt er gleichzeitig auch den Beitrag der historischen Soziologie an der Klärung und – vielleicht – Lösung von zeitgenössischen Problemkomplexen.

Der Parabelstil Zubs, von dem schon die Rede war, führt dazu, daß die Darstellung insgesamt von Anspielungen auf Zustände der Jetztzeit durchsetzt ist, die der Verf. – von Unruhe getrieben – nicht unmittelbar ansprechen durfte. Das Buch wurde im Frühjahr 1989 geschrieben, bevor die Rumänen nicht nur eine Diktatur stürzten, sondern auch versuchten (und versuchen), ein soziales System zu beseitigen, das sie an die europäische Peripherie verbannt hatte. Zubs Buch, das in einer so gespannten Lage als Plädoyer für eine soziologisierende Geschichtsschreibung gelten kann, ist für uns ein Zeitdokument; es wird in absehbarer Zeit wie apokryphe Texte entziffert werden. Auch beweist es, daß rumänische Historiker einen tatsächlichen Widerstand gegen die Gleichschaltung geleistet haben, was bei der Bestimmung der Rolle, die sie noch spielen werden, von Bedeutung sein wird.

Tübingen

Luminița Fassel

Kiškilova, Paraškeva: Antifašistikata săprotiva v Rumänija, 1940–1944.

Sofija: BAN 1989. 266 pp. [The Anti-fascist Resistance in Romania, 1940–1944.]

The majority of this short, efficient book is based upon a wide reading of secondary sources and published collections of documents. It is, in fact, a synthesis of existing scholarship and as such provides a valuable summary of much recent research. There are useful summaries of the economic plight of Romania by the summer of 1944 to which were added increasing concerns about public health and the possibilities of epidemics. The statistics about desertion and draft-dodging are also interesting. On the other hand, the role of the Communist Party, its willingness to cooperate selflessly with others, and the power of the Romanian workers are all exaggerated, whilst the role of the King is massively underplayed. A corrective to this, which almost errs as much in the opposite direction, is Ivor Porter's "Operation Autonomous. With S.O.E. in Wartime Romania" (London: 1989). Kiškilova concentrates on the latter stages of the period 1940–44, inevitably so as there was so little resistance before 1944. The central event of the story is, equally inevitably, the royal coup of 23 August which short-circuited Communist-led plans to rid the country of *Antonescu* and the Germans. The author has interesting observations on the historiography of this event. Although writing before the upheavals of 1989 the author makes guarded allusions to the baleful effect upon historiography exercised by the *Ceausescu* regime. She notes that Romanian historiography on the events of 1944 can be divided into two main groups, that written between 1945 and the late 1960s and early 1970s, and the second since that divide. During the first period writers concentrated on the role of the RCP. In the second period the RCP is of course still very much in the picture but more consideration is given to other parties. In the first group the rising

was called the 'armed uprising', whilst 'After 1969, and especially 1974, they began to add the attribute national, anti-fascist or anti-imperialist' (p. 21), thus portraying the coup as the work of a Rumanian people striving for the independence of the Romanian nation. Following a speech by *Ceauşescu* on the 35th anniversary of the rising in 1979 historians began to write of 23 August as 'national and social' revolution, or at least its beginning. Presumably a new era has now begun in Romanian historiography. Historiography is also the theme in another interesting section of Dr Kiškilova's book, that dealing with Bulgaria and its relation to the Romanian coup of 23 August 1944. The author stresses that the coup was impossible without the surprisingly rapid victories of the Red Army between Kişinev and Jassy in the summer of 1944, and for that reason the factors which operated in Romania were not the same as those at work in Bulgaria. Of course, the sudden reversal of policy in Bucharest had a massive political impact in Sofia, amongst ruling and opposition forces alike, but those Soviet victories did not have an immediate and direct effect on Bulgaria, and, says Kiškilova, Bulgarian historians are wrong to pretend they did. The author, like any scholar nurtured in a totalitarian or semi-totalitarian system, is also capable of loud and meaningful silences. She quotes without any comment or even the slightest hint of irony the Soviet radio broadcast of 25 August 1944 which insisted that the Soviet Union did not intend to take any Romanian territory, to alter that country's social structure, or in any way to interfere in Romanian internal affairs. In summary, this is a useful book. It is not stunningly original but it is clearly the product of a perceptive and mature mind.

Canterbury

Richard Crampton

Fabini, Hermann: Gotik in Hermannstadt. Köln, Wien: Böhlau 1989. 268 S. mit zahlr. Abb. (Siebenbürgisches Archiv. 23.)

Das reich illustrierte Buch über die weltliche gotische Baukunst der Stadt Hermannstadt (Sibiu, Nagyszeben) wurde erstmals 1982 in rumänischer Sprache beim Technischen Verlag in Bukarest veröffentlicht. Fabini stellt in den Mittelpunkt seiner Untersuchung das gotische Wohnhaus als solches und wichtigen Bestandteil der städtischen Siedlung. Ein Gegenstand also, der gemessen an den wichtigen kirchlichen Bauwerken dieser Stilepoche bisher keine Hauptrolle in der Forschung spielte. Die Wahl des Themas erweckte die Aufmerksamkeit der zuständigen Fachleute, die sich fragten, wo und unter welchen Umständen unterzog sich der Autor der schwierigen Aufgabe, eine fast versunkene Stilepoche freizulegen, deren Baureste schon lange durch spätere Überbauungen verdorben und überwiegend bedeckt wurden, noch dazu an einem Ort, wo durch die politische Situation solche Forschungen fast undurchführbar sind. 1977 wurde in Rumänien der Denkmalschutz völlig aufgehoben, und es gab fortan keine finanziellen und fachlichen Mittel für die Denkmalpflege und die Erforschung der Denkmäler. Außerdem erstreckte sich das Verbot der freien Meinungsäußerung auch auf den kulturellen Sek-

tor. In einer solchen Atmosphäre versuchte der Autor sein Ziel zu realisieren. Dies ist vom Rezensenten bei der Beurteilung zu berücksichtigen.

Fabini's Endziel ist die historische Siedlung. Er betrachtet die Einzelgebäude als deren organische Bestandteile, die von den kleinsten Gliederungen bis hin zum architektonischen Konzept eine Einheit darstellen. Die Gebäude sind nicht von einander isoliert, sondern sie fügen sich in die historische Siedlungskonstruktion ein.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel unterteilt. Im ersten wird die historisch bedingte Entwicklung Hermannstadts unter Heranziehung schriftlicher Quellen und der Sekundärliteratur dargestellt.

Das Wohnhaus gilt als der wichtigste das gotische Stadtbild bestimmende Faktor. 1475 gab es in Hermannstadt 893 steuerpflichtige Häuser. Das zweite Kapitel behandelt die allgemeinen Merkmale der gotischen weltlichen Gebäude im Stadtzentrum. Die Bebauung der Grundstücke erfolgte anfangs wie auch in Buda (Ofen) und Sopron (Ödenburg) und offenbar auch in anderen Städten Ungarns auf der halben Breite der Parzelle. Im Laufe des 15. Jahrhunderts vollzog sich die vollständige Bebauung der Parzellen. So kam es zur Ausbildung des aus zusammenhängenden Fassaden bestehenden Straßenbildes. Im dritten Kapitel wird die strukturelle und formale Entwicklung des früh- und spätgotischen Wohnhauses an einzelnen konkreten Beispielen besprochen. Der Verf. untersucht auch die um 1500 errichteten Patrizierhäuser mit Wohntürmen und die mit einem Laubengang versehenen Wohnhäuser der Kaufleute. Im vierten Kapitel beschreibt er, wie Hermannstadt sich an Europa anpaßte. Fabini stellt dabei mehrere kulturelle Beziehungen fest, die Hermannstadt mit Ungarn, Polen, Schlesien, Bayern, Norddeutschland und Italien verbanden. Meines Erachtens sollte dabei die führende Rolle des Karpathenbeckens betont werden, mit dem natürliche historische Verbindungen bestanden und das eine wesentliche Vermittlerrolle hinsichtlich der ferneren Einflüsse spielte. Das fünfte Kapitel gibt Antwort auf die Frage, wie die Untersuchungsergebnisse des Autors in der Praxis der Denkmalpflege anzuwenden seien. Als Beispiel dient unter anderen die Rekonstruktion des seit 1549 als Rathaus benützten Altemberger Palais. Die gründliche Bearbeitung des Themas basiert auf zuverlässigen Forschungen, schriftlichen Quellen, alten Darstellungen sowie der Fachliteratur. Die Untersuchungen an Ort und Stelle waren dagegen nur beschränkt möglich. Für archäologische Ausgrabungen und die notwendigen Maueruntersuchungen gab es kaum Gelegenheit. Die diesbezügliche Tätigkeit des Autors beschränkte sich auf sozusagen bloße Autopsie. Die Wohnhäuser wurden vom Keller bis zum Dachboden gründlich durchgesehen, vermessen, gezeichnet und bewertet. Mittels dieser zielbewußten Methode gelangte Fabini zu einer erstaunlich großen Zahl von bisherigen unbekanntem oder unbeachteten strukturellen und formalen Erkenntnissen, deren Systematisierung neue technische und künstlerische Zusammenhänge eröffnete. So wurde daher z. B. der Treppengiebel entdeckt. Diese in Mittel- und Nordeuropa sehr verbreitete Fassadenlösung der städtischen Wohnhäuser ist im Karpathenbecken bisher nur für Hermannstadt belegt. Der Verf. gibt trotz des Mangels an modernen Forschungsbedingungen ein im Wesentlichen, aber auch in zahlreichen Einzelheiten authentisches, viel Neues vermittelndes Bild vom gotischen Hermannstadt.

Man kann also ohne Vorbehalt die deutsche Veröffentlichung dieser Arbeit Fabinis begrüßen, die als grundlegender Ausgangspunkt dienen kann, sollte sich die Gelegenheit zu einer Rekonstruktion der Hermannstädter Altstadt bieten. Der Text wurde unverändert aus dem Rumänischen von Rudolf Herbert und Hermann Fabini ins Deutsche übertragen; nur im Anmerkungsteil wurden die historischen Daten und einige Denkmalbeschreibungen bedeutend erweitert. Die bibliographischen Hinweise sind im Text in verkürzter Form angegeben.

Budapest

Géza Entz

Tampaki, Anna, Ταμπάκη, Άννα: Ὁ Μολιέρως στὴ φαναριώτικη παιδεία. Τρεῖς χειρόγραφες μεταφράσεις. Ἀθήνα: Κέντρο Νεοελληνικῶν Ἐρευνῶν τοῦ Ἐθνικοῦ Ἰδρύματος Ἐρευνῶν 1988. 244 S., 5 Taf. (Τετράδια Ἐργασίας. 18.) [Molière in der phanariotischen Bildung. Drei handschriftliche Übersetzungen.]

In der Reihe der „Arbeitshefte“ der Neugriechischen Abteilung am Nationalen Griechischen Forschungsinstitut, die sonst meist Nachrichten, betreffend die Bibliographie, Bibliotheken oder Archive, bringen, ist ein Band erschienen, der die *Molière*-Rezeption in Griechenland auf eine neue Basis stellt. Waren bisher bloß die beiden Übersetzungen aus den Cod. Brit. Mus. 8242 und 8243 bekannt¹⁾, so liegt nun mit Cod. 1030 der Bibl. der Rumän. Akad. auch ein drittes Stück vor, das demselben geistigen Bereich angehört. Die Stücke stammen aus dem didaktischen und tendenziösen Frühwerk *Molières* („L'Étourdi“, „Sganarelle ou le cocu imaginaire“, „L'École des maris“) und wurden, als eine der ersten phanariotischen Übersetzungen aus der Weltliteratur überhaupt, auf Anregungen des wallachischen Fürsten in deutlich aufklärerischer sittenerhebender Absicht vorgenommen. Damit unterscheidet sich diese erste Phase der *Molière*-Rezeption deutlich von der zweiten, nach 1810, in der seine reifen Komödien bevorzugt werden („Tartuffe“, Wien 1815 durch *Konst. Kokkinakis*, der „Geizige“, Wien 1816 durch *Konst. Oikonomou*, mit dem bekannten programmatischen Vorwort²⁾). Nach den jüngsten Entdeckungen zur Verbreitetheit von *Metastasio*-Übersetzungen im 18. Jahrhundert³⁾ und der Herausgabe der griechischen Übersetzungen von zehn *Gol-*

¹⁾ L. Droulia, *Molière traduit en grec — 1741. Présentation de deux manuscrits*, in: *Symposium l' époque phanariotique*. Thessaloniki 1970, S. 415—418, und griechisch in *Θέατρο* 37 (1971), S. 47—51.

²⁾ Zur *Molière*-Rezeption verweist die Verf. auf ihre unveröffentlichte maîtrise „La présence de Molière en Grèce. Autour de traductions de ses pièces en grec moderne“. *Mémoire de maîtrise*, Clermont-Ferrand 1976, allerdings nicht auf die grundlegende Arbeit von J. Sideris, „Πεπαίδευκε τὴν Ἑλλάδα“. Ὁ Μολιέρως δάσκαλος τοῦ θεάτρου μας, *Θέατρο* 37 (1974), S. 40—46.

³⁾ Neben den 11 gedruckten Stückübersetzungen (1797) entstammen neun Handschriften der phanariotischen Tradition und mindestens fünf aus dem heptanesischen Raum. Vgl. D. Spathis, Ὁ Διαφωτισμὸς καὶ τὸ νεοελληνικὸ θέατρο. Thessaloniki 1986, S. 117.

doni-Stücken aus dem Cod.ms Bruxelles, Bibl. Royale 14612⁴) ist unsere Kenntnis über die Ausmaße und Zielfunktion dieser handschriftlichen phanariotischen Lesedramaturgie bedeutend angewachsen: es geht um das Horten von „nützlichen“, moralethisch anwendbaren, im weitesten Sinne charakterbildenden und sittenverbessernden Stücken der Weltliteratur. Vor 1800 ist an Theateraufführungen noch nicht gedacht; damit unterscheidet sich die phanariotische *Molière*-Rezeption doch von der ragusanischen⁵).

In ihrer 50seitigen Einleitung führt die Herausgeberin sehr umsichtig in das Thema ein, ausgehend von Allgemeinem: der erste Teil, „Aspekte des griechischen Geisteslebens im 18. Jahrhundert“, befaßt sich, nach Maßgabe der methodischen Richtlinien der Dimaras-Schule der Kulturgeschichtsschreibung, mit den aufklärerischen Koordinaten „Neugierde“ und „Lernfreudigkeit“, dem geistigen Umraum der Phanarioten, insbesondere der Fürstenfamilie der *Mavrokordatoi*, mit dem Phänomen der Übersetzung generell und speziell mit den dramatischen Übersetzungen der Phanariotenzeit⁶). Der zweite Teil der Einleitung ist der griechischen *Molière*-Rezeption gewidmet. Schon 1672/73, also noch zu seinen Lebzeiten, wird der französische Komödienklassiker in der französischen Botschaft in Konstantinopel gespielt⁷), Vorstellungen, die wahrscheinlich auch phanariotische Kreise besucht haben. Für Smyrna sind zwar Vorstellungen der französischen Klassiker im 17. Jahrhundert nachgewiesen, nicht aber *Molière*-Aufführungen⁸). Für italie-

⁴) Dieci commedie di Goldoni tradotte in neogreco (ms Bruxelles, Bibl. Royale 14612). Vol. I. Testi. Edizione a cura di Anna Gentile, Lidia Martini, Cristina Stevanoni. Padova 1988 (Università di Padova, studi Bizantini i Neogreci 15). Es geht um „La moglie saggia“, „Il padre di famiglia“, „Il cavaliere di buon gusto“, „Il vero amico“, „La Locandiera“, „La figlia obbediente“, „La dama prudente“, „Il prodigo“, „La vedova scaltra“ und „La buona moglie“. Diese Arbeit soll besprochen werden, sobald auch der Kommentarband der Ausgabe vorliegt. Zur gesamten griechischen *Goldoni*-Rezeption auch Spathis, Ὁ Διαφωτισμός, S. 199 ff., und J. Sideris, La fortuna di Carlo Goldoni in Grecia (1791—1961), N. Mangini, Studi Goldoniani. Venezia 1970, S. 7—48.

⁵) T. Matić, Molierove komedija u Dubrovniku, *Rad JAZU* 166 (Zagreb 1906), S. 75—163; M. Deanović, Le théâtre de Molière à Ragusa au XVIIIe siècle, *Revue de littérature comparée* XXVIII (1954), S. 5—15; M. Tomasović, Aspects de la réception croate de Molière au XVIIIe siècle, in: Les croates et la civilisation du livre. Actes de 1er Symposium internat. des études sur l'aire culturelle croate. Paris 1986, S. 75—90.

⁶) An dieser Stelle wäre auch der grundlegende Aufsatz W. Puchner, Ὁ Πήγας καὶ τὸ θέατρο. Ὁ ρόλος τῆς μεταφραστικῆς παράδοσης στὴν περίοδο τοῦ προεπαναστατικοῦ ἐλληνικοῦ διαφωτισμοῦ, in: Ἱστορικὰ νεοελληνικοῦ θεάτρου. Athen 1984, S. 109 ff., zu zitieren gewesen.

⁷) Journal d' Antoine Galland pendant son séjour à Constantinople... II. Paris 1861, S. 5—36.

⁸) Neben der erwähnten Quelle, Laurent d'Arrieux, Mémoires..., Paris 1735, S. 123 ff., wäre auch die Arbeit von Chr. S. Solomonidis, Τὸ θέατρο στὴ

nische Aufführungen am Hofe der Wallachei ist allerdings nicht nur Sulzer zu zitieren⁹⁾. Bindeglied dieser Überlegungen stellt die Tatsache dar, daß die drei edierten *Molière*-Übersetzungen von der italienischen Prosaübersetzung von *Nic. Da Castelli* (Le opere di G. B. P. di Molière. Leipzig 1697—98) vorgenommen wurden, wofür die Herausgeberin eine überzeugende philologische Beweisführung vorlegen kann (daß die Übersetzungen aus dem Italienischen vorgenommen worden sind, beweist schon das Vorwort des ersten Stückes: „...μεταφρασθεῖσα ἐκ τῆς ἰταλικῆς φωνῆς εἰς τὴν ρωμαϊκῆς ἀπλήν“). In der Bibliothek der Familie der *Mavrokordatou* gibt es um 1720 schon eine französische und eine italienische *Molière*-Ausgabe. Die drei Komödien, die aus dem ersten Band der Gesamtausgabe stammen, gehören dem Typ der italienischen Intrigenkomödie an und sind von der *Commedia dell' arte* beeinflusst¹⁰⁾. Tampaki vermutet, daß noch weitere Übersetzungen mit ethisch-didaktischem Ziel geplant waren. Die Codices Brit. Mus. 8242 und 8243 mit der „Κωμῳδία τοῦ Ἀναισθήτου“ und „Κατὰ φαντασίαν κερματοφόρος“ stammen aus der Bibliothek von Lord *Guilford* in Korfu. Die erste Handschrift, übersetzt auf Anregung von *Konst. Mavrokordatos* von *Ioannis Rallis*, Steuerbeamten des Fürstenhofes, enthält auch eine Kurzbiographie des Dichters sowie ein Epitaph-Gedicht, die Übersetzung ist datiert mit 1741. Anders das dritte Stück „Τὸ σχολεῖον τῶν συζύγων“, das in einem Sammelcodex (1030) der Bibl. der Rumän. Akademie mit theologischem, ethisch-didaktischem und sonst „nützlichem“ Inhalt erhalten ist¹¹⁾. Aus diesem *Miszellen*-Inhalt konstruiert die Editorin einen *Terminus post quem* von 1741 und einen *Terminus ante quem* von 1785, den sie noch weiter glaubt einengen zu können durch Überlegungen zum Besitzer des Codex, um schließlich nach der stilistischen Analyse zur Feststellung zu kommen, daß die Komödie aus dem gleichen Kreis um die Fürstenfamilie der *Mavrokordatoi* stammen muß und etwa zum gleichen Zeitpunkt wie die Übersetzung von *Ioannis Rallis* entstanden sein dürfte (ganz zwingend sind die Schlüsse zur Datierung allerdings nicht).

Die Übersetzungsarbeit selbst zeigt die für die südosteuropäischen Komödien-Übersetzungen geläufigen Adaptationsformen und -techniken¹²⁾, also Gräzisierung der Namen und Begriffe, zusätzliche Erklärungen bei dem

Σμύρνη (1657—1922). Athen 1954, anzuführen gewesen, der die Nachricht erstmalig veröffentlicht hat.

⁹⁾ Noch dazu indirekt aus N. Iorga, *Istoria literaturii române în secolul al XVIII-lea*. Bucureşti 1901, II, S. 28. Vgl. W. Puchner, Hof-, Schul- und Nationaltheater der griechischen Aufklärung im Europäischen Südosten, *Maske und Kothurn* 21 (1975), S. 235–262.

¹⁰⁾ Für die Abhängigkeit *Molières* von der *Commedia dell' arte* ist S. 32f., Anm. 1 veraltete Literatur zitiert.

¹¹⁾ Beschreibung in N. Camariano, *Catalogul manuscriselor greceşti*. II. Bucureşti 1940, S. 160—164.

¹²⁾ Vgl. für die slowenischen Adaptationen die wegweisende Arbeit von G. Giesemann, *Zur Entwicklung des slovenischen Nationaltheaters. Versuch einer Darstellung typologischer Erscheinungen am Beispiel der Rezeption Kotzebues*. München 1975, bes. S. 71 ff.

Rollenkatalog der dramatis personae, Verkürzungen und Auslassungen im Dialog. Im allgemeinen zeugt die Arbeit von dramaturgischer Unerfahrenheit. S. 51 ff. folgt die Ausgabe der ersten Komödie („Κωμωδία του αναισθη- του“), ohne kritischen Apparat, bei genauer Wiedergabe der Rechtschreibung, aber mit Scholien, die das französische Original und die italienische Prosaübersetzung danebenhalten. Abweichungen und Eingriffe des Überset- zers gibt es hier vor allem auch bei den Bühnenanweisungen. S. 121 ff. folgt die zweite Komödie („Ο κατὰ φαντασίαν κεραιοφόρος“) und S. 147 ff. die dritte („Τὸ Σχολεῖον τῶν συζύγων“). Die Kommentare umfassen die S. 184—229, das Glossar die S. 231—234. Es folgen noch einige Photographien der Handschrif- ten sowie eine französische Zusammenfassung. Die genaue Textwiedergabe sowie der akribische Vergleich mit der Vorlage und dem Vorbild erlauben ei- nen relativ guten Einblick in die Arbeitsweise und das Entstehen dieser Ge- brauchsübersetzung. Ästhetischen Genuß wird man diesen kultur- und thea- terhistorisch interessanten Texten wohl kaum abgewinnen.

Athen/Wien

Walter Puchner

Mănuică, Dan: Lectură și interpretare. Un model epic. București: Minerva 1988. 240 S. [Lektüre und Deutung. Ein episches Grundmodell.]

Dan Mănuică ist seit kurzem Direktor des Instituts für Philologie „Alexan- dru Philippide“ in Jassy. Der Sohn eines orthodoxen Geistlichen ist einer der angesehensten rumänischen Literaturhistoriker. Seit 1968 ist ein fünfzehn- köpfiges Team, dessen Leiter Mănuică seit den späten siebziger Jahren ist, an der Arbeit, das erste biographische Lexikon zur rumänischen Literatur zu schreiben; 1979 erschien der erste Band dieses „Lexikons der rumänischen Literatur“ (Von den Anfängen bis 1900), an den nächsten vier Bänden (1900– 1950) wird jetzt ohne große Furcht vor einer Zensur gearbeitet, Band 2 (Buch- staben A–B) soll zum Jahresende 1991 abgeschlossen sein.

In dem vorliegenden Buch geht es dem Verfasser um die Entwicklung des rumänischen Romans im Jahrzehnt 1850–1860. Die Zeitbestimmung erfolgt, so Mănuică, ausschließlich aufgrund literarischer Voraussetzungen, die histo- risch-politischen Aspekte werden (denkt man an einschneidende Ereignisse wie 1848, 1859) weniger beachtet. Kennzeichen dieser frühen rumänischen Romane soll ihr Streben nach epischer Eigengesetzlichkeit sein, was aller- dings bis 1860 nicht gelingt: lyrische und dramatische Elemente spielen in den untersuchten Romanen eines *V.A. Urechia*, *N. Moreanu*, *M. Kogălnicea- nu*, *Al. Odobescu*, *N. Filimon* u. a. eine recht bedeutende Rolle, was auch die Mittel bedingt: die Intrigenhandlungen, die emphatische Pose, die nach Stan- deszugehörigkeit und Rollenfach zurechtgeschneiderte Figurenkonstellation gehören zu den Wesensmerkmalen dieser Romanform.

Dan Mănuică hat sich bemüht, eine zentrale Konstante zu finden, die zur Kennzeichnung der Gattung Roman in dem einen Jahrzehnt dienen kann. Er glaubt sie in einem Komplex zu finden, der eine besondere Romanfigur und den dazugehörigen Zusammenklang entsprechender Repertoireelemente zur Voraussetzung hat. In der Gestalt des *bonus pastor*, des naturverbundenen,

anspruchsvoll-weisen Helden glaubt er die Leitgestalt gefunden zu haben, die Stadtferne, bäuerliches Lokalkolorit, eine aktive Lebensbewältigung und Abneigung gegen extreme Haltungen einschließt, oft tatsächlich von „guten Hirten“ (eine religiöse Komponente in Richtung Messianismus wird zuweilen angedeutet, nicht aber eine Tradition, die auf biblische Themen und Fragestellungen zurückgeht) verkörpert wird, zu denen Friedfertigkeit, Offenheit für jede gefühlsmäßige Äußerung, für Neuerungen passen. Für Mănuică sind das insgesamt Elemente, die eine Entwicklung zu einer nationalrumänischen Besonderheit, zu einem ethnischen Topos auf den Weg bringen. Der „bonus pastor“ soll – in abgewandelter Form und auf höherem literarischem Niveau – bis zu den namhaften Romanciers des 20. Jh.s, z. B. bis zu *Mihail Sadoveanu* nachzuverfolgen sein, was als Indiz für eine beginnende gattungsbezogene Tradition aufgefaßt werden kann.

Die Darstellung Mănuicăs ist konzentrisch um das fünfte Kapitel („Bonus pastor“, S. 144–180) angeordnet. Die Kap. 2–4 enthalten Kennzeichnungen des Romantypus, zum dem der „bonus pastor“ gehört: die Überbetonung des Subjektiven, die eine Objektivierung des Narrativen verhindert (S. 49–77), die Überfrachtung der Erzähltexte mit rhetorischem Ballast, wie er vor der Vormärzliteratur, aber auch nach 1848 üblich war, als – nicht nur in Rumänien – der Rückzug in Innerlichkeit oder wo diese noch nicht ausgeprägt war, in eine inszenierte Oberflächentheatralik üblich wurde. Schließlich geht es Mănuică in Kap. 4 um die besonders labile Art der Zeitgestaltung in den von ihm untersuchten Prosatexten: Verdichtung, Unrast, Gleichzeitigkeit, Wiederholungstrauma sind einige der festgestellten Modi der Zeiterfassung. In den letzten drei Kapiteln wird auf Begleitumstände des Topos vom guten Hirten eingegangen; auf die Naturkulisse, die fast nur Klischees schuf (S. 180–200), auf den Einfluß der Lyrik auf die epische Gestaltungsweise (S. 201–211) und auf die Verquickung dramatischer und epischer Elemente in diesen frühen rumänischen Romanen (S. 212–226). Kap. 1 ist eine Art Prolog, wo die Zielsetzung präzisiert wird. Nachdem sich der Verfasser schon früh mit den Anfängen der rumänischen Literaturkritik beschäftigt hat, 1977 in seiner Dissertation (dann in Buchform mit einem Wissenschaftspreis ausgezeichnet) die „Literaturkritik der Junimea-Bewegung“ untersucht hatte, war er auf Monographien eingestellt, die das Gesamtschaffen von *Sadoveanu* und *Rebreanu* anvisierten. Daß sich Mănuică nun den „kleinen“ Anfängen zuwendet, ist deshalb nicht verwunderlich, weil er schon 1971 („Scriitori junimiști“) und 1975 („Documente literare junimiste“) gegen die oft gepflegte selektive Darstellungsweise in der rumänischen Literaturgeschichtsschreibung ankämpfte, indem er die wenig beachteten Mitstreiter der namhafteren Gesamtbewegung der Junimea kritisch begutachtete. Zu den methodischen Anliegen des Verf. gehört es, jede philologisch (und literaturhistorisch) relevante Einzelheit zu entdecken und für die Überblicksdarstellung zu verwerten. Das geschieht auch in dem vorliegenden Buch. Die Anfänge erhalten allerdings durch die sehr gründliche Analyse, durch die Vielfalt der Erfassungsperspektive eine Dimension, die manchmal dem Forschungsgegenstand unangemessen erscheint: sie werden sehr wichtig genommen. Es stellt sich auch manchmal die Frage, ob das geschlossene Ensemble von Romanen denn überhaupt gegeben sei, wenn man *Filimons* Reisebeschreibungen, *Odobescus* Novellen

und andere Erzähltexte antrifft, die höchstens Ansätze zu romanhaften Entwürfen sein können, keineswegs aber selbst Romane sind. Ob *Pantazi Ghica* und andere heute kaum bekannte Erzähler nicht eigens hätten deskriptiv vorgestellt werden sollen, bevor eine Einzelanalyse begonnen wird, darf ebenfalls gefragt werden.

An Gründlichkeit und an Zielstrebigkeit läßt dieses Buch kaum etwas zu wünschen übrig. Wenn andere Untersuchungen zur rumänischen Literatur mit vergleichbarer Sachkenntnis und mit ähnlichem Wissen um die Entwicklung der westeuropäischen Literatur geschrieben wären, könnte man dankbar sein.

Tübingen

Horst Fassel

Documente din arhive ieşene, Vol. III. Hrsg. von Dumitru Ivănescu. Bucureşti: Minerva 1988. 329 S. [Dokumente aus Jassyer Archiven. Bd. III.]

Dumitru Ivănescu, eine zeitlang Direktor des Staatsarchives Jassy, hat – nach seiner Strafversetzung im letzten Amtsjahr von *Ceauşescu* – die 1973 begonnene Publikation von Archivalien aus seinem Archiv fortgesetzt. Band I enthielt Dokumente von oder über Persönlichkeiten der rumänischen Literatur, deren Tätigkeit mit Jassy in Verbindung gebracht werden kann (als „Ableger“ galt dann der Einzelband „*Eminescu în documente de familie*“, 1978, der sich mit der Tätigkeit des Nationaldichters *Eminescu* auseinandersetzt). Band II war Persönlichkeiten des rumänischen Theaterlebens in Jassy gewidmet (daß es hier auch französisches, deutsches, jiddisches Theater gab, wurde und wird meist verdrängt).

Im nun vorgelegten Band III wird die Verbindung von Wissenschaftlern und Literaten mit der Lehre an Universitäten und Gymnasien durch Dokumente belegt, die sich im Staatsarchiv Jassy befinden. Schwerpunkt der vorgelegten Sammlung ist die Bestandsfülle des Universitätsarchivs, das im Rahmen der Zwangsübergabe an das Staatsarchiv (in Rumänien mußten alle Archive von Institutionen an das zensierte Staatsarchiv abgetreten werden, was besonders für die kirchlichen Sammlungen fatale Folgen hatte). Darstellungsmodus ist es, die Akten und Dokumente mit Bezug auf eine Persönlichkeit zu gruppieren. 15 solcher personenbezogener Abteilungen gibt es; am reichsten sind die Dokumentensammlungen für den Literaturkritiker *Titu Maiorescu* (71 Belege), den Sprachwissenschaftler *Alexandru Philippide* (40 Belege), den Literaturhistoriker *Garabet Ibrăileanu* (41 Belege). Amtliche Schreiben, Privatbriefe, Doktoratsgutachten, Berichte von Prüfungskommissionen machen den Hauptanteil der präsentierten Materialien aus. Das Personenregister ist nützlich, ersetzt aber weder ein Sachregister, noch ein spezielles Register, welches darauf verweist, daß Dokumente der 15 berücksichtigten Persönlichkeiten auch in den Abteilungen vorkommen, die einer anderen Person gewidmet sind (z. B. Schreiben von *Philippide* an *Macedonski*, s. Kap. „Al. Macedonski“, S. 88 ff.).

Da Dokumentationen zur Schulentwicklung im rumänischen Altreich rar sind, ist die vorgelegte Sammlung von ca. 350 Dokumenten, die exakt beschrieben und transkribiert sind, zu begrüßen. Von Vorteil wäre es gewesen,

wenn die Sammlungen des Staatsarchivs Jassy gezielt nach Sachgruppen ausgewertet worden wären. Zum Beispiel gibt es in der Abteilung *Eminescu* zwar Belege für die Teilnahme des Dichters an Prüfungskommissionen in Boţoşani und Jassy (1874); 1875 zeigt ein Dokument an, daß *Eminescu* als Lehrer „für Vaterlandsgeschichte“ („Istoria patriei“, S. 80–81) am Mädchenpensionat tätig war. Daß derselbe *Eminescu* auch am Akademischen Institut, einem bekannten Pensionat, 1874 als Deutschlehrer anzutreffen war, bis ein Schülerstreik seinen Verbleib am Institut verhinderte, wird nicht belegt. Auch *Titu Maiorescu* war als Prüfer oder Inspektor dabei, wenn die Privatschulen der Stadt ihren Jahresabschluß vorbereiteten; vor allem sein Bericht über die Examina an der Evangelisch-deutschen Knabenschule (1864) wäre für den Sammelband interessant gewesen; doch hier finden wir nur Dokumente, die Universitätsskandale (*Maiorescu* wurde 1870 und 1871 aus dem Rektoramt entlassen und erst nach vielem Hin und Her wieder in sein Amt eingesetzt) festhalten. Ob diese – durch politische Machtkämpfe – veranlaßten Fluktuationen die Tätigkeit des Professors und Rektors *Maiorescu* am besten charakterisieren oder ob zusätzliche Richtigstellungen notwendig gewesen wären, müßte überlegt werden.

Das Beispiel zeigt, daß die vorhandenen Bestände nicht systematisch erschlossen wurden, sondern daß Zufälle mit am Werk waren. Sie sind kein Argument gegen die Sammlung dieser Archivalien und ihre Drucklegung, doch hätte man wohl, um das Gesamtbild der Entwicklung, aber auch der jeweiligen Einzelleistung abzurunden, zusätzliche Materialien auffinden und einbeziehen müssen. Von wichtigen Schulmännern, die auch schriftstellerisch tätig waren, ist hie und da etwas vorhanden; systematisch und separat werden sie nicht präsentiert: z. B. *Zaharia Columb*, lange Jahre Direktor des stadtweit bekannten Nationallyzeums (er erscheint als Mitglied von Prüfungskommissionen) oder *Constantin Meissner*, Mitglied der Schriftstellervereinigung Junimea, dann Minister und Mitreformator des rumänischen Volksschulwesens am Ende des 19. Jahrhunderts. Da Ivănescu die Zeit von 1840–1918 zum Darstellungszeitraum gewählt hat, wäre es notwendig gewesen, aus dem Nachlaß *Meissner* aus Bukarest zumindest die Einzelheiten über die Bemühungen um ein Denkmal für den Volkserzähler *Ion Creangă* zu nehmen, da Fragmente dieser Bemühungen u. a. durch kurze Schreiben von *Meissner* u. a. in der vorgelegten Sammlung aufgenommen wurden.

Wenn die Herausgabe der Dokumente zügiger vorankommen würde, hätte man – in der gesamten Reihe – bald die notwendige Übersicht, die auch in bezug auf das Schulwesen in der Moldau in diesem Band III nicht ersichtlich ist.

Tübingen

Horst Fassel

Ionescu, Gelu: Les débuts littéraires roumains d'Eugène Ionesco (1926–1940). Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1989. 283 S.

Gelu Ionescu hat 1974 mit einer Arbeit „Etapă, confluente și structuri în opera lui Eugen Ionescu“ in Bukarest promoviert. Schon früher hat Gelu Ionescu Aufsätze über *Ionesco* publiziert, z. B. Eugen Ionescu și Victor Hugo, Se-

colul XX (Bukarest 1972) Nr. 2, S. 30–38; *Jurnalul – între literatură și viață, Luceafărul* 12 (Bukarest 1973), S. 9; Polemica teatrului cu teatrul în primele piese ale lui Eugen Ionescu, in: *Studii de literatură universală*. Bukarest. 1974, S. 126–137. Nach Gelu Ionescus Ausreise aus Rumänien hat er regelmäßig an Tagungen über *Ionesco* teilgenommen (siehe z.B. Titel in seiner Bibliographie, S. 283). Für eine Arbeit über die in rumänischer Sprache veröffentlichten Jugendschriften des rumänisch-französischen Autors, der von Paris aus die literarische Welt eroberte, war Gelu Ionescu demnach denkbar geeignet. Die Bibliographie der rumänischen Arbeiten von *Eugen Ionesco* ist sehr umfangreich und könnte höchstens durch wenige Zusätze aus den Karteien des Instituts für Philologie Jassy (Bestand des Wörterbuchs der rumänischen Literatur) ergänzt werden; G. Ionescu selbst gibt an, daß er auf eine Erfassung der Gedichtpublikationen in Periodica verzichtet hat und ausschließlich den frühen Gedichtband „Elegie für kleine Wesen“ (Craiova 1931; bisher in keine westeuropäische Sprache übersetzt; einige dieser Gedichte erschienen 1978 in der Wiener Zeitschrift *Literatur und Kritik*) berücksichtigt hat. Bloß der Vollständigkeit halber seien hier die Angaben zu den Einzelveröffentlichungen der Verse genannt: *Revista literară a liceului Sf.Sava*, Bukarest, Nr. 1/1927, S. 2; Nr. 3/1927, S. 7; Nr. 6/1927, S. 2; Nr. 7/1927, S. 2; *Zodiac*, Bukarest, Juni–Juli 1930, S. 4; *Viața literară*, Bukarest 1930, Nr. vom 1. 6., S. 2; *Floarea de foc*, Bukarest 1932, Nr. 1, S. 3.

Gelu Ionescu, der 1987 für den Ionesco-Band „Hugoliada“, der bei Gallimard erschien, das Nachwort verfaßt hat, gibt an, daß die vorliegende Arbeit, die aus dem Rumänischen übertragen wurde, 1972 in Rumänien druckfertig vorgelegen habe, daß allerdings die rumänischen Verlage aus ideologischen Rücksichten die Publikation verweigerten. Zwei Jahre später war eine *Ionesco*-Dissertation dennoch möglich. Es hatte allerdings, nach dem *Ionesco*-Boom in den späten sechziger Jahren, auch aufgrund von recht ungeschickten und taktlosen Artikeln über *Ionesco* (z.B. in der Zeitschrift *Manuscriptum*), eine merkliche Abkühlung der Beziehungen zwischen dem Autor in Paris und den rumänischen Medien gegeben. Weil sich *Ionesco* nicht zu einer Reise nach Rumänien bewegen ließ, auch nicht darauf verzichtete, seine Zweifel an dem dort herrschenden Regime zu äußern (dazu sind die vorgreifenden Stellungnahmen 1946 interessant, die in der Bibliographie von Gelu Ionescu, die im Jahre 1940 Halt macht, nicht zitiert wird, obwohl es sich um die damals „letzte“ Publikation *Ionescos* in rumänischer Sprache handelte: *Scrisori intime. Fragmente dintr-un jurnal intim, Viața românească*“ Nr. 3 (1946), S. 137–140), kam es dazu, daß die Stücke *Ionescos* von den rumänischen Bühnen verschwanden und nach 1972 kaum etwas von seiner Tätigkeit in Rumänien verlautete.

Bekannt waren die kritischen Schriften *Ionescos* aus den dreißiger Jahren (in französischer Übersetzung erst 1986 erschienen), vor allem die Essay-sammlung „Nu“ (Nein) aus dem Jahre 1934. Eine systematische Erfassung der Kritiken, Essays, Buchbesprechungen, Erzählungen wird jetzt von Gelu Ionescu vorgenommen. Es geht ihm dabei nicht wie bei anderen Kritikern (z. B. Eugen Simion) darum, Verbindungslinien zu den Generationsgenossen *Cioran*, *Noica*, *Eliade* herzustellen; auch ist eine Einordnung der literarischen Leistungen in eine rumänische Tradition nicht vordergründig gegeben.

Gelu Ionescu versucht, die oft verwirrende Unberechenbarkeit des jungen *Eugen Ionesco* dadurch zu erläutern, daß er annimmt, die einzelnen Beiträge unterschiedlicher Provenienz ergäben ein Tagebuch, das in erster Linie die Subjektivität des engagierten Autors *Ionesco* verrät, das andererseits aber auch durch sein Streben aus allen Verfestigungen hinaus eine unerwartete Homogenität aufweist. Teile dieses vermuteten, kontinuierlichen „Journals“ hat Gelu Ionescu im Anhang (S. 203–243) zusammengetragen; sie sind die persönliche Lesart des Interpreten. Mit ähnlichen Passagen, die auch als Illustrationen der Thesen des Buches aufgefaßt wurden, kann man bekanntlich sehr viel und sehr Unterschiedliches belegen. Mit dem Versuch, allen Ansätzen des jungen *Ionesco* einen Rahmen zu finden, wird die Grenze literaturhistorischen Ordnungsbestrebens erkennbar: die Beliebigkeit vieler Eintagesbanalitäten wird dabei verwischt; alles erscheint unter dem Gesichtspunkt wichtig, daß es als Vorwegnahme von Ideen oder Formen gelten kann, die nach 1950 im französischen Werk *Ionescos* z.T. weltliterarische Relevanz besaßen. Wie sehr Subjektivismus in Rumänien zu den normalen Komponenten im literarischen Betrieb der zwanziger (Debüt von *Ionesco*) und dreißiger Jahren gehörte, müßte zum besseren Verständnis des eigenwilligen Weges des Verfassers von „Nu“ dargestellt werden.

Ebenso wäre es sinnvoll, nicht nur die provokatorischen Konstanten im Werk *Ionescos* zu suchen, sondern auch eine differenzierende Entwicklung; die Negativität als kreatives Prinzip ist nicht nur bei ihm, aber bei ihm eben mit zunehmender Vehemenz, vorgegeben. Daß – und wie – er sich gegen jede Art von Kanon, vor allem gegen „Klassiker“ (Gelu Ionescu gibt im Anhang eine sehr anschauliche Darstellung der Auseinandersetzung von *Ionesco* mit den literarischen Größen *Tudor Arghezi* und *Camil Petrescu*, S. 186–201) zur Wehr setzte, daß – und wie – er mit der Historizität jedes schöpferischen Aktes umging, kann mit Gewinn nachgelesen werden.

In dem Buch von Gelu Ionescu ist die fast exhaustive Faktologie ein Gegenstück zu der intuitiven, modellierenden Darstellung, die das Bild eines selbstbewußten Künstlers entwirft, der sich – in Form eines Dauertagebuchs mit literarischen Qualitäten – treu geblieben ist, gleich ob er in rumänischer (im Jugendwerk) oder in französischer Sprache schrieb. Ob es sich immer nur um eine Verwirklichung vermuteter Konzepte handelt oder aber um spontanes Reagieren auf die literarische (oder weniger literarische) Umwelt, müßte, trotz gegenteiliger Behauptung, noch einmal überprüft werden.

Tübingen

Horst Fassel

Pascu, George – Iosif Sava: Muzicienii Iaşului. Bucureşti: Ed. Muzicală 1988. 206 S. und Bildteil. (Jassys Musiker.)

George Pascu hat seit fast 40 Jahren die Konzerte und Opernaufführungen der ehemaligen moldauischen Hauptstadt Jassy mit Vorträgen und Kritiken begleitet; Iosif Sava hat in den rumänischen Medien musikgeschichtliche Themen behandelt und ist als Pianist in Erscheinung getreten. So sind die Voraussetzungen, daß ihr gemeinsam verfaßtes Buch das Informationsange-

bot der rumänischen Musikgeschichte des Jahres 1928 von Posluşnicu über-
treffen kann, recht günstig. Von den frühen Sängern von Volksballaden zu
der Schule für Kirchenmusik, die im frühen 16. Jahrhundert durch Lember-
ger Künstler gefördert wurde, reichen die gesammelten Belege bis zum ge-
lehrten Fürsten *Dimitrie Cantemir*, der am Anfang des 18. Jahrhunderts zu
den besten Kennern der türkischen Musik gehörte.

Die beiden Schwerpunkte sind in dieser Darstellung das 19. und das 20.
Jahrhundert (vor allem die Zeit nach 1945). Anekdotisches wird mit Systema-
tischem verknüpft, so daß ein buntes Bild entsteht. Man erfährt über die
Gastspielreisen bekannter Musiker durch die Moldau (d. h. auch durch Jassy),
z. B. über die Konzerte des Berliner Geigers *Bernhard Romberg* (1806), über
das Auftreten von *Franz Liszt* in Jassy (1847), *Johann Strauss* usw. Die lan-
deseigenen Schuleinrichtungen, beginnend mit dem von *Gheorghe Asachi* ge-
gründeten Konservatorium 1838 (dort wurde *Bellinis* „Norma“ 1838 aufge-
führt) bis zur 1861 ins Leben gerufenen Musikhochschule, die heute noch exi-
stiert, werden vorgestellt. Die Operaufführungen der Laienensembles
werden in dieselbe Kategorie eingeordnet wie diejenigen der italienischen
und französischen Wanderbühnen. 1842 wird auch die deutsche Opernbühne
von *Marie Therese Frisch* erwähnt, ohne daß man erfährt, was sie in Jassy
präsentiert hat. Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die „Truppe
der deutschen Operette von Louis F. Dron“ angeführt, 1894 das Theater von
Ludwig Bauer (nicht: Baner, S. 60). Auch werden einzelne Musiker, z. B. die
Direktoren der Musikhochschule *Eduard Caudella* und *Enrico Mezetti* beach-
tet. Auch die Komponisten rumänischer Musik von *Alexander Flechtenma-
cher* und *Caudella* bis zu *George Enescu* sind erfaßt, doch ist aus der Darstel-
lung kein festes Ordnungsprinzip ersichtlich.

Eine gewisse Übersichtlichkeit beginnt sich dort abzuzeichnen, wo für die
Zeit nach 1945 die Leistungen der 1955 geschaffenen Staatsoper und der nun
besser dastehenden Staatsphilharmonie „Moldova“ gewürdigt werden und
wo die Lehrkräfte der Musikhochschule (darunter mit vielen Nennungen und
zahlreichen Fotos vertreten: *George Pascu*) im besten Licht erscheinen.

Immer wieder wird die unvergleichliche geistige Atmosphäre der Stadt
Jassy beschworen und nicht dargestellt, und immer wieder stellen sich kleine
Mißdeutungen ein: so soll *Joseph Herffner* (dessen Enkelin *Mathilde Kugler*
deutsche und rumänische Verse schrieb und in der zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts einen literarischen Salon eröffnete, den die bekanntesten
Dichter und Kritiker besuchten) vor 1859 seine Tätigkeit beendet haben.
Herffner starb 1863 und war bis zuletzt aktiv; allerdings waren *Franz Caudel-
la* und sein Sohn *Eduard*, der in Berlin Konzerterfolge hatte, inzwischen für
das Musikleben der Stadt bedeutsamer geworden. Und es gab seit 1840 nicht
nur hie und da eine deutsche Schauspieltruppe in Jassy, sondern regelmäßige
Spielzeiten, die auch im *Deutschen-Bühnenalmanach* und in der *Allgemeinen
Deutschen Theaterzeitung* vorgestellt wurden. *Friedrich Dorn* (nicht: Dron!)
war Theaterdirektor in Kronstadt, Bukarest, Czernowitz. Von dort unternah-
men Teile seines Ensembles Gastspiele nach Jassy; Ähnliches ist von der
Truppe von *Leopold Bauer* zu sagen, die in Hermannstadt tätig war und bis
1922 auch ins rumänische Altreich Ausfahrten unternahm. Wenn deutsche
Sänger und Schauspieler „aus Jassy“ in der einschlägigen Literatur erschei-

nen, so ist dies ein Hinweis darauf, daß dieses Schauspiel- und Operntheater in der Moldau, bisher nicht erforscht, doch von Bedeutung gewesen sein muß. Aber Pascu/Sava wissen auch wenig über die französischen und italienischen Truppen, und das jiddische Theater des *A. Goldfaden* wird nur sehr summarisch gewürdigt. Das Kulturleben Jassys, deren Teil das Musikleben war, erscheint in dieser Darstellung nicht als komplexer Konnex von Entwicklungen, sondern ausschließlich als kurioses Sammelsurium von Einzeldaten, die oft falsch angegeben werden. Da Quellenangaben fehlen und Wert auf essayistische Glanzlichter gelegt wird, ist der Versuch, das Musikleben einer Stadt, die im 19. Jahrhundert ein Beispiel europäischer Engagiertheit war, zu erfassen, trotz der zahlreichen Details mißglückt. Eine saubere Trennung der Darstellungsebenen (z.B. Laienkunst, Berufsmusiker, Institutionen/Einzelleistungen) wäre sicherlich wünschenswert gewesen. Auch hätte man die exakten Daten oft in Viorel Cosmas Musikerlexikon auffinden können.

Tübingen

Horst Fassel

VI. Bulgarien

Sbornik v čest na akademik Christo Christov. Izsledvanija po slučaj 70 godini ot roždenieto mu. Red. Mito Isusov [et al.]. Sofija: BAN 1988. 296 S. [Sammelband zu Ehren von Akademiemitglied Christo Christov. Studien anlässlich seines 70. Geburtstags.]

Die im Zehnjahresrhythmus erscheinenden Festschriften, die die bulgarischen Historiker ihren Nestoren widmen, werfen ihrer Vergleichsmöglichkeiten wegen interessante Schlaglichter auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Bulgarien¹⁾. Die Festschrift zu *Chr. A. Christovs* 60. Geburtstag aus dem Jahre 1976 hatte 28 Beiträge von 31 Historikern, darunter 6 Russen bzw. Ukrainer, ein Slowake und ein US-Amerikaner makedonischer Herkunft, enthalten²⁾. Neben einem Aufsatz des mittlerweile verstorbenen Makedonien-Historikers Konstantin Pandev stachen vor allem zwei Beiträge zur Geschichte Bulgariens in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hervor: Die Moskauer Bulgarien-Historikerin Ritta P. Grišina untersuchte – im Vorgriff auf ihr Buch über die Genese des bulgarischen Faschismus – in der Studie „Der *Naroden sgovor* und der Konstitutionelle Block 1922“³⁾ (S. 295–312) den politischen Werdegang des als

¹⁾ S. hierzu meinen Vergleich der Festschrift Jubileen sbornik v čest na akademik Dimităr Kosev [zum 80. Geburtstag]. Red. Mito Isusov. Sofija 1985, mit dem Vorgängerband V čest na akademik Dimităr Kosev. Izsledvanija po slučaj 70 godini ot roždenieto mu. Red. Evlogi Bužaški [et. al.]. Sofija 1974, *Südost-Forschungen* 45 (1986), S. 457–464.

²⁾ [V čest na] Akademik Christo A. Christov. Izsledvanija po slučaj 60 godini ot roždenieto mu. Red. Dimităr Kosev [et al.]. Sofija 1976.

³⁾ Vgl. zu diesem Thema neuerdings Veličko Georgiev, *Narodnijat sgovor 1921–1923*. Sofija 1989 (siehe meine Rez. unten S. 549–556).

„blutiger Professor“ perhorreszierten damaligen Oppositionspolitikers *Aleksandăr Cankov*, während Ilčo Dimitrov in seinem Beitrag „Faschistisches Italien und BZNS [= Bauernbund] (1923–1934)“ (S. 407–422) einen Vorgesmack auf seine wenige Wochen später erscheinende, für bulgarische Verhältnisse bahnbrechende Monographie über die italienisch-bulgarischen Beziehungen 1922–1943 gab.

Zu seinem medienträftig gefeierten 70. Geburtstag am 9. Januar 1985⁴⁾ haben dem allzeit regimetreuen *Chr. A. Christov* diesmal 22 Historiker Beiträge gewidmet⁵⁾, darunter 10 Ausländer – drei Russen sowie je ein Ungar, Franzose, Grieche, Rumäne, Brite, Slowake und US-Amerikaner. Die Themen der bulgarischen Kontributoren sind insgesamt wesentlich konventioneller als in

⁴⁾ Vgl. hierzu auch Todor Živkov, Pozdravitelno pismo ot generalnija sekretar na CK na BKP i predsedatel na Düržavnija süvet na NR Bülgarija kăm drugarja Christo A. Christov, *Istoričeski pregled* 41 (1985), H. 3, S. 3.

⁵⁾ Ivan Božilov, Beležki vărchu vizantijskata administracija v Severoiztočna Bälgarija 971–1000 g. (S. 18–27); Stephanos Papadopoulos, Sur l'activité patriotique de certains archevêques grecs aux régions bulgares, pendant la domination turque (S. 28–31); Christo Gandev, Za evropejskata struktura na Bälgarskoto vāzraždane. Čast pārva (S. 32–45); Rumjana Radkova, Formirane na nacionalnata chudožestvena inteligencija prez XVII – pārvata polovina na XIX v. (S. 46–65); Veselin Trajkov, Gjurgevo v istorijata na Bälgarskoto vāzraždane (S. 66–73); Ognjana Maždrakova-Čavdarova, Vestnik „Dunav“ – propagandator na vilaetskata sistema pred bälgarite (S. 74–88); Ljudmila Gorina, M. Drinov i Bolgarskoe naučnoe obščestvo v 1869–1876 godach (S. 89–101); Ljuben Berov, Promeni v obštija obem i tempovete na narastvane na selskostopanskata produkcija v Bälgarija prez XIX v. do 1912 g. (S. 102–119); Constantin Velichi, Ecoul rascoālei din aprilie 1876 din Bulgaria in ziarele romānilor din Transilvania (S. 120–124); Philip Shashko, Images of Nineteenth-Century Bulgaria in American Travel Accounts (S. 125–136); Ritta Grišina, K voprosu o formirovanii gosudarstvenno-monopolističeskogo kapitalizma v buržuaznoj Bolgarii (S. 137–150); Veličko Georgiev, Organizacionnata sistema na Demokratičeskata partija v Bälgarija (S. 151–166); Georges Castellan, Louis Léger et les Bulgares en 1917 d'après son livre: „Le Panslavisme et l'intéret français“ (S. 167–172); Panajot Panajotov, Misijata na Sāvetskija Červen krāst v Bälgarija (1922–1923) (S. 173–190); Bojan Grigorov, Bälgarskata socialdemokracija za lejbāristkitate pravitelstva v Anglija prez 1924 i 1929–1931 g. (S. 191–203); Emil Niederauser, Vasil N. Zlatarski und seine osteuropäischen Berufskollegen (S. 204–215); Richard J. Crampton, Joseph Swire and Bulgaria: Some Notes Towards a Redefinition (S. 216–228); Veselin Chadžinikolov, Njakoi problemi po učastieto na BZNS v Narodnija front v Bälgarija (S. 229–241); Zlatko Zlatev, „Vāzstanovjavane na stopanskite otnošenija meždū Bälgarija i Sāvetskija sājuz prez 1945 g.“ (S. 242–252); Vladimir Migevev, „Planāt za preobrazjavane na Dobrudža (1951–1956)“, (S. 253–263); Valerian Bystricky, „Konceptie politiky neutrality balkanskyh štatov v drugej polovici 30. rokov (S. 264–277); Michail Birman, Kiril G. Popov, vechi žižni i tvorčestva učenogo (S. 278–294).

den vor allem durch *Ljudmila Živkovas* ambivalentes Wirken historiographisch recht bewegten siebziger Jahren. Veselin Chadžinikolov, der langgediente dogmatische „Türhüter“ des Zentralorgans *Istoričeski pregled*, etwa sinniert in althergebrachter Weise „Über einige Probleme der Beteiligung des Bulgarischen Nationalen Bauernverbandes an der Volksfront in Bulgarien“ (S. 229–241), während der vor geraumer Zeit verstorbene Christo Gandev zwar „Die europäische Struktur der bulgarischen Wiedergeburt. Teil I“ (S. 32–45) auszumachen sucht, dazu jedoch kein einziges „europäisches“ Buch herangezogen hat. Und selbst der wohl beste bulgarische Spezialist für die Zwischenkriegsgeschichte, Veličko Georgiev⁶⁾, ist lediglich mit einem farblosen Beitrag über „Das Organisationssystem der Demokratischen Partei in Bulgarien“ 1899–1924 (S. 151–168) vertreten.

Aber offensichtlich hat der Nationalismusbedingte Niveauverlust der neueren bulgarischen Historiographieproduktion auch auf die Qualität der übrigen Beiträge abgefärbt, denn selbst Ritta P. Grišina, die etwa in der neuen sowjetischen „Kratkaja istorija Bolgarii“ die Geschichte Bulgariens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend unvoreingenommen behandelt und dabei kräftig gegen den „großbulgarischen“ Strich gebürstet hat⁷⁾, hat einen nicht eben originellen Aufsatz beige-steuert. Ihr Beitrag „Zur Frage der Formierung des Staatsmonopolistischen Kapitalismus im bourgeoisen Bulgarien“ (S. 137–150) macht zumindest in terminologischer Hinsicht einen ziemlich anachronistischen Eindruck, auch wenn ihre Hauptthese von der Dominanz des Staates über zentrale Wirtschaftszweige durchaus im Einklang mit der neueren westlichen Forschung steht. Mit deren Gepflogenheiten nicht in Einklang zu bringen ist jedoch die Tatsache, daß die Verf. in ihren Festschriftbeitrag schon einmal, nämlich zwei Jahre früher in ihrer Hauszeitschrift *Sovetskoe slavjanovedenie* (1986, H. 3, S. 21–33), veröffentlicht hat.

Sind also schon die bulgarischen und sowjetischen Beiträge zäh, so sind diejenigen von ost- und westeuropäischer Seite nicht minder hausbacken. Die beiden einzigen Ausnahmen sind Emil Niederhausers bio- und historiographischer Versuch über „Vasil N. Zlatarski und seine osteuropäischen Berufskollegen“ (S. 204–215) – dieser Beitrag ist im Inhaltsverzeichnis merkwürdigerweise nicht aufgeführt – und eine kritische Quellenpräsentation von Richard J. Crampton. E. Niederhauser versucht eine Wissenschafts-Biographie des bulgarischen Mediävisten *V. N. Zlatarski*, die er sodann mit denjenigen dessen annähernd gleichaltrigen Fachkollegen *Stanoje Stanojević*, *Ferdo Šišić*, *Nicolae Iorga*, *Michał Bobrzyński*, *Josef Pekař* und *Henrik Marczali* vergleicht. In diesem Zusammenhang kritisiert er zwar, daß sie allesamt die eigentlichen „Triebkräfte der Geschichte“, nämlich den „Klassenkampf“

⁶⁾ Vgl. seine neueste, in Anm. 3 genannte Monographie, sowie vor allem seine Untersuchung *Masonstvoto v Bălgarij. Pronikvane, organizacija, razvitiie i rolja do sredata na tridesette godina na XX vek*. Sofija 1986 (siehe meine ausführliche Rezension in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987), S. 615–619.)

⁷⁾ Vgl. hierzu meine Rezension in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 36 (1988), S. 461–465.

(S. 213), nicht erkannt hätten, hebt aber zugleich hervor, daß alle zumindest bemüht waren, „sich nicht durch die Politik, am wenigsten die Tagespolitik beeinflussen [zu] lassen“ (S. 212). In diesem Punkt unterschieden sich seine Untersuchungsobjekte also deutlich von einigen, möglicherweise der Mehrzahl, ihrer gegenwärtig wirkenden „Enkel“. Allerdings wollte auch diese frühe Plejade bereits „mit ihrer Tätigkeit als Geschichtsschreiber [...] der Entwicklung ihrer Nation dienen“, indem sie „die nationale Auffassung ihrer Zeit ohne Bedenken in die Vergangenheit zurückprojizierten“ (S. 213). Gerade dieser Erkenntnisse E. Niederhausers über V. Zlatarski und seine osteuropäischen Kollegen wegen kann die Schlußaussage, derzufolge „die neue marxistische Geschichtsschreibung [...] schon weit über ihren Standpunkt hinausgelangt“ ist (S. 215), nicht recht überzeugen, hatte doch diese frühe Mediävistengeneration an den Universitäten Rußlands und „Europas“ zumindest eine solide handwerkliche Ausbildung erworben.

Der von R. J. Crampton in seinem Beitrag „Joseph Swire and Bulgaria: Some Notes Toward a Redefinition“ (S. 216–228) porträtierte britische Journalist, bekannt vor allem wegen seiner bis heute mit Gewinn zu lesenden Albanien- und Bulgarien-Bücher⁸⁾, berichtete ab Oktober 1932 für *Reuters* sowie für verschiedene britische Zeitungen aus Sofija, wo er sich aufgrund seines politischen Engagements gegen bestimmte regierungsnahen Kräfte im Lande, vor allem gegen den *Mihajlov*-Flügel der terroristischen IMRO, bald unbeliebt machte. Auf das Mißfallen nicht nur bulgarischer Instanzen, sondern auch der britischen diplomatischen Vertreter in Bulgarien stieß darüberhinaus 1935 sein Einsatz für den von einem Todesurteil bedrohten *Zveno*-Führer *Damjan Velčev*⁹⁾, was am 24. Dezember 1935 zu *J. Swires* Ausweisung aus Bulgarien führte¹⁰⁾. So gut wie gar kein Interesse brachte man desgleichen im Foreign Office seinem späteren Vorschlag entgegen, Zypern an Griechenland abzutreten, um somit Bulgarien den Wiedererwerb der thrakischen Ägäisküste zu ermöglichen. Auf der Grundlage der Tagebücher, Briefe und Zeitungsausschnittsammlungen *J. Swires* hat R. J. Crampton zitatenreich und lebendig die drei Sofijoter Jahre seines biographischen Objektes rekonstruiert und darüberhinaus einen Blick auf die Zeit bis 1946 geworfen. Dabei hat er zusätzlich Archivmaterialien des Foreign Office herangezogen¹¹⁾. *J. Swire*, der nach dem Krieg in ein schottisches Internat retirierte, wo er unter ande-

⁸⁾ J[oseph] Swire, *Albania. The Rise of a Kingdom*. London 1929. Reprint New York, NY, 1971; idem, *King Zog's Albania*. London 1937; idem, *Bulgarian Conspiracy*. London 1939.

⁹⁾ Vgl. hierzu auch Aleksandăr G. Velickov, *Săbitijata okolo procesa sreštu grupata na D. Velčev v anglijskata dokumentacija* (januar 1935 – mart 1936 g.), *Istoričeski pregled* 37 (1981), H. 6, S. 58–68.

¹⁰⁾ *J. Swire, Bulgarian Conspiracy*, S. 324–325.

¹¹⁾ Lediglich das Bestreben des hochrangigen Ministerialbeamten in Whitehall, *Ingram, J. Swires Bulgarien-Buch* von 1939 seines negativen Effektes auf die britisch-bulgarischen Beziehungen wegen sogleich nach Erscheinen verbieten zu lassen, ist ihm dabei entgangen. Vgl. *Ingram, Minute*, 21. April 1939, in: Public Record Office. Foreign Office 371, vol. 23 887, R 3213/3213/7.

rem als Erzieher des Kronprinzen *Charles* tätig war, war zweifelsohne eine interessante Erscheinung unter den Bulgarien-Kennern des 20. Jahrhunderts, woran auch der Umstand nichts ändert, daß sich er in den Jahren 1930 und 1931 im Auftrag und Sold des „Duce“ als einziger europäischer Zeitungskorrespondent in Albanien niedergelassen hat – „per illuminare l'opinione pubblica internazionale in caso di complicazioni“¹²⁾.

Die Festschrift ist dankenswerterweise mit einer von Veselin Vălčev zusammengestellten „Bibliographie der Arbeiten von Akademiemitglied *Christo Angelov Christov* 1974–1985“ versehen, die die Personalbibliographie der Festschrift von 1976 fort schreibt¹³⁾. Allerdings spiegelt diese Fortführung aufgrund ihrer chronologischen Begrenzung nur unzureichend die Rolle wider, die der Jubilar in der Anfang 1985 einsetzenden Wissenschaftskampagne gespielt hat, mit der die Bulgarisierungspolitik von Staat und Partei gegenüber den bulgarischen Türken flankiert wurde. In einem hier unter Nr. 92 (S. 14) aufgeführten Aufsatz mit dem Titel „Wiedergeburt- und Rekonstruktionsprozesse in der Entwicklung des bulgarischen Volkstums und der bulgarischen Nation“ begrüßte *Chr. A. Christov* den mit administrativen, mitunter auch militärischen Zwangsmaßnahmen eingeleiteten und abgesicherten „Prozeß der Herstellung der nationalen Einheit und der Bereinigung der demographischen Szenerie“, und im Krisen- und Wendejahr 1989 fungierte er gar als Alleinherausgeber der in 100 000 Exemplaren verbreiteten Propagandaschrift „Seiten aus der bulgarischen Geschichte. Abriß über die islamisierten Bulgaren und über den nationalen Wiedergeburtprozeß“¹⁴⁾, mit der gleichfalls der „rein bulgarische“ ethnische Charakter der Türken im Lande „bewiesen“ werden sollte. Die Rückgabe des Akademiemitglied-Titels und das Niederlegen sämtlicher anderer wissenschaftspolitischer Funktionen wären eigentlich das mindeste, was von *Chr. A. Christov* zu erwarten gewesen wäre, doch stehen die Zeichen der Zeit in Bulgarien nicht so.

Des Beitrags von R. Crampton wegen hat es das Redaktionskomitee, dem auch die beiden makedonienpolitischen *diehards* Dobrin Mičev und Ljubomir Panajotov angehörten, in seinem „Vorwort“ (S. 5–7) für notwendig befunden daraufhinzuweisen, daß „einige der Schlüsse und Schlußfolgerungen der Autoren von der Redaktion nicht geteilt werden, doch [daß] das Prinzip des wirklich freien wissenschaftlichen Ausdrucks von unterschiedlichen Meinungen gewahrt worden ist.“ (S. 7). Trotz der seit Ende 1989 in Bulgarien vonstatten gehenden Umwälzungen dürfte es noch geraume Zeit dauern, bis

¹²⁾ Vgl. das Dossier „Swire Joseph – Inglese – Corrispondenza sulla situazione in Albania per alcuni giornali inglesi“, in: Ministero degli affari esteri. Servizio storico e documentazione. Archivio storico diplomatico. Serie affari politici 1919–1930: Albania 1930, pacco 786, fascicolo 1–22. Zitat aus: Telegramm des Gesandten in Tirana, *Ugo Sola*, an Außenminister *Dino Grandi*, Tirana, 9. März 1930 (ibidem).

¹³⁾ Emilija Kostova [et al.], Bibliografija na trudovete na akademik *Christo Angelov Christov* 1947–1973, in: [V čest na] akademik *Christo A. Christov* (wie Anm. 2), S. 19–133.

¹⁴⁾ S. die Anzeige in *Südost-Forschungen* 48 (1989), S. 423–425.

die bulgarische Geschichtswissenschaft in der Lage ist, ohne derartige *caveats* in einen Dialog mit der außerbulgarischen historischen Bulgarienforschung einzutreten.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

Ikonomika na Bălgarija do socialističeskata revoljucija. 2. izd. Sofjia: Nauka i izkustvo 1989. 536 pp. [Economy of Bulgaria to the socialist revolution.]

This volume is an update of the Natan-Berov text with the same title which was published in 1969; the present volume similarly provides coverage from antiquity to 1944.

Economic historians in Bulgaria have traditionally accorded their most intensive research effort to the period of the “Renaissance”, that is to say the last century of Ottoman rule. Rather surprisingly, the “capitalistic” period 1878–1944 has suffered from a distinct lack of research interest, despite its obvious analytical significance and the relatively high quality of the underlying research materials. This lack of research was most glaring for the interwar years, a period so thinly written up that the standard Bulgarian bibliographic serial did not (when last I checked it) even have a section for economic history, and one had to glean what there was under the heading of the “struggle against Monarchism and Fascism”.

The present edition of “Ikonomika na Bălgarija” was published primarily to open up coverage of the capitalist period, and it is carefully written so that “Bulgarian economic historians armed with Marxist-Leninist methodology” should provide an ideologically appropriate coverage, leading to “the correct scientific conclusions”. The relevant sections are also supposed to have drawn heavily on archival resources, though this is not evident from the text provided, which seems to rest on a number of well-loved published works, whose own archival content is in most cases slight. Indeed, as I know to my own cost, the Finance Ministry archive is, or was till recently, off-limits to foreign scholars, for the basic, if undeclared, reason that the Bulgarians themselves had not yet got round to organizing research on it.

So as ever, the Statistical Yearbooks continue to be the main source of quantitative data, and analysis of their contents continues to be presented in the old, turgid and intellectually fossilized mould. An opportunity wasted? Perhaps. So if we ask what impact Gorbachev’s five years of *glasnost* had on Bulgarian economic historiography the answer is, very little. But why? The work reflects in part the sclerosis of Mr. Živkov’s institutional setup, which allowed the Old Guard to remain deeply entrenched within the academies, and to force its own tunnel-vision of history without much fear of dissident challenge.

Of course, the care invested in laying down the lines for future research may well prove to have been wasted as a result of the recent political upheaval, but I rather doubt it. To break out of the Marxist-Leninist mould into which Bulgarian economic historiography has been frozen will require far more than a mere reassessment of the evidence on which the subject’s “scientific conclusions” rest, it will also need historians who are willing to pose entirely

neglected questions (for example on markets, management and money) which few are technically trained to handle. Those who can understand the problems of market economics and management will be writing and teaching in those fields for a long time before many will want to turn to the stagnant and unlucrative backwater of Economic History. So "Ikonomika na Bălgarija" may be assured of a long new lease of life, and will effectively discourage entry into the field it covers.

Edinburgh

Michael Palairat

Mečev, Konstantin: Srednevekovi Bălgari. Knížovnici, dăržavnici, borci.
Sofija: Izd. na Otečestvenija front 1989. 309 S. [Mittelalterliche Bulgaren. Literaten, Staatsmänner, Krieger.]

Unter den zahlreichen Publikationen, die dem Mittelalter in Bulgarien als Gesamterscheinung gewidmet sind, nimmt diese sicher eine Sonderstellung ein, insofern fast ausschließlich literarische Texte zum Ausgangspunkt der 27 Kapitel gewählt sind. Hinzu kommt, daß der Begriff „Mittelalter“ in einigen Beiträgen noch das 18. Jh. umfaßt, eine Abgrenzung, die einer Begründung bedürfte, welche der Autor nicht gibt. Auch der Untertitel (Literaten, Staatsmänner, Krieger) ist problematisch und klingt eher publikumswirksam als daß er vom Kontext her gestützt würde. Er läßt an einen diachronischen Aufbau denken, während tatsächlich eine chronologische Reihung gegeben ist.

Der Band beginnt (natürlich) mit *Kyryll* und *Method*, welche die ersten drei Kapitel einnehmen, in denen Viten und Lobreden allerdings nur nacherzählt werden. Das vierte Kapitel behandelt die „nationale Form“ der kyrillomethodianischen Sprache, ohne daß (wenigstens für den Rezensenten) einsichtig wird, was damit gemeint ist und welchen Wert diese Hinweise haben sollen. Ebenso wenig ist neu, was Mečev über *Kyryll* und *Method* am Beginn der russischen Annalistik (5. Kap.) und über den Bogomilentraktat des *Kosmas Presbyter* (6. Kap.) zu sagen weiß.

An dieser Stelle ist es nicht möglich, alle Kapitel gleichermaßen kritisch zu untersuchen. Der „Slovo von Kaiser Nikephoros Phokas und seiner Frau Theophano“ (Kap. 7) ist berechtigterweise ausführlich behandelt, doch ist dem Verf. die kommentierte Ausgabe von Turdeanu (Thessalonike 1976) und die damit verbundene Diskussion (dazu jetzt zusammenfassend E. Turdeanu, *Nouvelles considérations, Rivista di Studi Bizantini e Slavi* 5 (1985, ersch. 1989), S. 169–195) entgangen. Leider ist auch in anderen Fällen der Informationsstand des Autors nicht selten weit zurückliegend und beschränkt sich auf bulgarische und russische Literatur. So wird mehrfach *Niketas Choniates* nach einer russ. Übersetzung aus dem Jahr 1862 zitiert, im 8. Kapitel fehlen die Arbeiten von Malingoudis und Prinzing, im 9. Kap. auch die verschiedenen Aufsätze von Gjuzelev zur bulgarischen Kultur im 13. und 14. Jh. Es geht dabei nicht um bloße „bibliographische Ergänzungen“, vielmehr kommt durch ihr Fehlen auch ein wesentlich engerer Blickwinkel zustande. Eine gewisse nationale Begrenztheit ist in der Darstellung auch von der Titelgebung her („Verteidiger des Vaterlandes“, „Ruf nach der Einheit“)

unverkennbar. Die bulgarische Kultur des 14. und 15. Jh.s war nicht so eng und unabhängig, wie der Autor sie einschätzt.

Über jene Kapitel, die in die sog. „Neuzeit“ reichen, möchte sich der Rezensent kein Urteil erlauben. Nicht klar im Aufbau des Bandes ist die Rolle der „ergänzenden Studien“ (Kap. 22–27), die in recht heterogener Aufeinanderfolge stehen und m. E. in vorausgehende Kapitel hätten eingearbeitet werden müssen.

So bleibt ein ziemlich zwiespältiges Bild des Ganzen. Mag auch die Idee, die Literatur zur tragenden Komponente einer kulturhistorischen Darstellung zu machen, originell erscheinen, so zeigt das Buch (neben mangelnden Kenntnissen des Verf.s) auch deutlich die methodischen Grenzen, die einem solchen Unterfangen gesetzt sind. Für die Forschung ist das Buch schwerlich brauchbar und weitgehend überflüssig.

Köln

Peter Schreiner

300 godini Čiprovsko vāstanie. Prinos kām istorijata na bālgarite prez XVII v. Hrsg. von Bālgarska akademija na naukite. Institut po istorija. Red: V. Paskaleva u. a. Sofija: BAN 1988. 348 S. [300 Jahre Aufstand von Čiprovci. Ein Beitrag zur Geschichte der Bulgaren im 17. Jahrhundert.]

Ebenso wie in anderen nationalen Geschichtsschreibungen dienen auch in Bulgarien Jahres- und Gedenktage als Auslöser für eine Fülle von Veröffentlichungen. Die „Magie der runden Zahl“ lenkt die Aufmerksamkeit der Forschung auf Ereignisse, deren Bedeutung für die National-, Staats oder Parteilgeschichte durch die Vielzahl und den Inhalt der Publikationen betont werden soll. Eines der jüngsten Beispiele für diese „Jubiläumshistoriographie“ ist der vorliegende Sammelband, der dem 300. Jahrestag des Aufstandes von Čiprovci (1688) gewidmet ist. Er vereinigt neben einem kurzen Vorwort von Viržinija Paskaleva 24 Aufsätze höchst unterschiedlicher Länge und Qualität, die sieben, sich teilweise stark überlappende Themenkreise behandeln.

Die ersten vier Beiträge sind überwiegend demographischen und sozioökonomischen Fragen gewidmet. Antonina Željazkova (S. 13–24) stellt verschiedene Gruppen bewaffneter Hilfskräfte der osmanischen Armee (christliche Martolosen, *akıncı* etc.) vor, die sich ihrer Meinung nach in großer Zahl an den Heiduckenunruhen in Makedonien und im Gebiet Plovdiv/Tatar Pazardžik 1689 beteiligt haben. Des weiteren beleuchtet sie die demographischen Veränderungen in Serbien, Bosnien, der Hercegovina, Albanien, Nordgriechenland und Nordwestbulgarien infolge der militärischen Ereignisse der Jahre 1683 bis 1699. Auf der Grundlage eines bisher noch nicht veröffentlichten *cizye*-Registers aus dem Jahr 1693 rekonstruiert Stefka Pärveva (S. 25–40) die demographische Struktur der Stadt Nikopol, wobei ihr Hauptinteresse der Alters- und Berufsstruktur der erfaßten Bevölkerung gilt. Aus dem teilweisen Vergleich der Daten mit zeitlich früheren Quellen geht hervor, daß die Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts einen beachtlichen Bevölkerungs- und Wirtschaftszuwachs erlebte, den die Autorin in erster Linie auf die sich ausweitende *čiflik*-Wirtschaft zurückführt. Marija Josifova (S. 41–47) skizziert die ökonomischen und kulturellen Aktivitäten der Bevölkerung von Čiprovci

im 17. Jahrhundert, wobei sie die Bedeutung des Goldschmiedehandwerks und der Handelskontakte zu Dubrovnik, Venedig, Siebenbürgen und Rußland für die Prosperität dieses Gebietes betont. Speziell mit den Handelsaktivitäten der Kaufleute aus Čiprovci in der Walachei, der Moldau und Siebenbürgen befaßt sich Snežka Panova (S. 48–60). Das Kernstück ihrer Analyse bilden Zollregister der Städte Sibiu (Hermannstadt) und Cluj (Klausenburg) aus den Jahren 1673 bis 1692, die die Autorin in Auszügen veröffentlicht.

Einen weiteren wichtigen Themenkomplex bildet die Geschichte des bulgarischen Katholizismus. Georgi Nešev (S. 102–115) untersucht die Verbreitung des Katholizismus in Bulgarien vom 13. bis 17. Jahrhundert. Ivanka Gergova (S. 66–72) geht in ihrem mit 15 Photos illustrierten Beitrag über die Kirchenarchitektur im Gebiet von Čiprovci in der Zeit vor 1688 u. a. den Fragen nach der Chronologie der Kirchenbauten und der Entstehung architektonischer Mischformen durch die enge Nachbarschaft und Zusammenarbeit katholischer und orthodoxer Baumeister nach. Die Vor- und Familiennamen der bulgarischen Katholiken im 17. Jahrhundert nutzt Nikola Milev (S. 75–101) in seinem bereits 1921 erstmalig veröffentlichten Aufsatz als historische Quelle. Auf der Grundlage ausführlicher Orts- und Namenslisten aus dem Archiv der Congregatio de propaganda fide, die er in seinem Beitrag teilweise veröffentlicht, stellt Milev fest, daß die katholischen Paulianer überwiegend alte bulgarische Vor- und Familiennamen trugen, während die Katholiken aus Čiprovci unter dem Einfluß westlicher Strömungen Taufnamen katholischer Heiliger und Schutzpatrone bevorzugten. Teilweise geben die Namen auch Aufschluß über die Berufsstruktur der Paulianer sowie über türkische Einflüsse bei der Namensgestaltung. Ekaterina Večeva (S. 116–136) untersucht die soziale und regionale Herkunft, die Ausbildung, Tätigkeit und soziale Lage der bulgarischen katholischen Intelligenz im 17. Jahrhundert, wobei sie ebenfalls erhebliche Unterschiede zwischen den Paulianern und den Katholiken aus Čiprovci registriert.

Als Vergleichsfolie zur Geschichte des Katholizismus, die trotz der Tatsache, daß nur eine verschwindende Minderheit der Bulgaren diesem Glaubensbekenntnis angehörte, relativ gut untersucht ist, beleuchtet Olga Todorova (S. 137–151) Struktur und Funktion der orthodoxen Kirche in Bulgarien im 17. Jahrhundert. Im Mittelpunkt ihrer Darstellung stehen der Widerstand der orthodoxen Kirche gegen die sich zu jener Zeit verstärkenden Islamisierung- und Katholizierungstendenzen sowie die Demokratisierung der kirchlichen Selbstverwaltungsorgane durch die zunehmende Beteiligung von Laien. Pavel Stefanov (S. 152–160) stellt den Metropoliten von Tărnovo und späteren Patriarchen von Konstantinopel, *Gerasim II. Kakavelas* (1626–1689) vor.

Einer der bekanntesten Persönlichkeiten des bulgarischen Katholizismus, dem 1674 verstorbenen Erzbischof von Marcianopolis *Petăr Parčević* sind zwei Beiträge gewidmet. In einem bereits 1939 erstmalig publizierten Aufsatz stellt Ivan Dujčev (S. 161–174) die diplomatische und politische Tätigkeit *Parčevićs* vor, der auf seinen zwischen 1647 und 1674 unternommenen Reisen nach Warschau, Wien, Venedig, Rom und die Ukraine bemüht war, die Oberhäupter der katholischen Mächte zu einer antiosmanischen Koalition zusammenzuschließen. Neue Informationen über die Reisen *Parčevićs* nach War-

schau in den Jahren 1647, 1670 und 1673 steuert Svilen Stanimirov (S. 175–179) bei. Als Grundlage für seine Ausführungen dienen Auszüge aus vier in Bulgarien bisher unbekanntem Dokumenten aus polnischen Archiven und Bibliotheken, die Stanimirov in einem Anhang veröffentlicht.

Drei Beiträge des Sammelbandes beschäftigen sich mit der unmittelbaren Vorgeschichte, dem Verlauf und der Bewaffnung der Aufstandsbewegungen am Ende der 80er Jahre. Mit Hilfe bisher ungenutzten Archivmaterials und einer erneuten Auswertung der bereits publizierten Quellen stellt Joanna Spisarevska (S. 180–203) eine Chronik des Aufstandes von Čiprovcı zusammen. Božidar Dimitrov (S. 73–74) zeigt, daß die liturgischen Gefäße der katholischen Kirchen in den Bistümern Sofia und Nikopol vor dem Ausbruch des Aufstandes zum Schutz vor Plünderungen nach Siebenbürgen gebracht wurden. Hristo Dermendžiev (S. 204–237) befaßt sich in seinem mit 21 Photos, Zeichnungen und Illustrationen ausgestatteten Artikel mit der Bewaffnung der Aufständischen und Heiduckenscharen in Nordwestbulgarien und Makedonien. Da direkte Quellen zu diesem Thema nicht vorliegen, stellt der Autor Feuer-, Hieb- und Stichwaffen der osmanischen und habsburgischen Truppen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor, die seiner Meinung nach in die Hände der Aufständischen gelangt sein könnten.

Die Verflechtung der Aufstände und Unruhen mit den Interessen der europäischen Mächte steht im Mittelpunkt von fünf Beiträgen. Simeon Damjanov (S. 238–243) zeigt Interdependenzen zwischen dem Aufstand von Čiprovcı und der Politik der europäischen Staaten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf, wobei er die Rivalität zwischen Frankreich und der Habsburgermonarchie besonders herausstellt. Michail Jonov (S. 244–271) beschreibt den Krieg der Habsburgermonarchie und der Heiligen Liga gegen die Osmanen (1683–1699), ferner die Bedeutung und die Folgen dieses Krieges für die Beziehungen der europäischen Mächte untereinander sowie für ihr Verhältnis zum Osmanischen Reich. Einen zweiten Schwerpunkt bildet die Wechselwirkung zwischen den militärischen Ereignissen des Jahres 1688 und dem Aufstand von Čiprovcı. Speziell mit dem Beitritt Rußlands und seiner Rolle innerhalb der Hl. Liga befaßt sich Iskra Ilieva (S. 272–287). Die Autorin untersucht die diplomatischen Kontakte zwischen dem Zarenreich und den übrigen Mitgliedsstaaten des antiosmanischen Bündnisses sowie den Wandel der anfänglichen Interessengemeinschaft in eine immer stärker werdende Interessengegnerschaft, die schließlich zum Zerfall der Liga führte. Auf der Grundlage bisher nicht ausgewerteter Quellen aus polnischen Archiven zieht Tadeusz Vasilevski (S. 286–291) Verbindungslinien zwischen den militärischen Plänen des polnischen Königs *Jan III. Sobieski* und den Aufständen von Tärnovo (1686) und Čiprovcı (1688). Der Beitrag von Emilija Siljanova (S. 61–65) besteht aus einer kommentierten Zusammenstellung von 25 osmanischen Dokumenten aus der Nationalbibliothek in Sofia, die Informationen über die Ausstattung und Versorgung der osmanischen Armee in den Jahren 1682 bis 1717 enthalten.

Die letzten vier Aufsätze des Bandes sind dem wechselvollen Schicksal der bulgarischen Flüchtlinge nach der Niederschlagung des Aufstandes von Čiprovcı und der Beendigung des Krieges der Hl. Liga gegen das Osmanische Reich gewidmet. Veselin Trajkov (S. 292–302) untersucht die Flucht- und

Wanderwege der Katholiken aus Čiprovci bis zu ihrer dauerhaften Ansiedlung im Banat im Jahr 1738, wo bis heute Nachfahren dieser Bevölkerungsgruppe leben. Mihail Šipkov (S. 329–335) stellt die 1690 von orthodoxen Bulgaren in Szentendre nördlich von Budapest gegründete Gemeinde vor, die sich infolge des starken Assimilierungsdrucks durch ihre Umgebung im Lauf der Zeit aufgelöst hat. Sein besonderes Interesse gilt dabei dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichteten Kirchengebäude dieser Gemeinde. Den Spuren bulgarischer (und auch serbischer) Flüchtlinge in Ungarn vom 15. bis 18. Jahrhundert folgt Marta Bur (S. 303–328), wobei sie ihr Hauptaugenmerk auf die Migrationsbewegungen am Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts richtet. Bur untersucht die geographische Verteilung der Umsiedler, ihre politische, ökonomische und soziale Lage und die Entstehung intensiver Handelskontakte zwischen den Emigrationszentren und den osmanisch beherrschten Gebieten südlich der unteren Donau. Rumjana Radkova (S. 336–346) stellt schließlich auffällige Übereinstimmungen zwischen einer 1719 verfaßten Bittschrift bulgarischer Katholiken aus Oltenien an die österreichische Regierung und dem von *Sofronij Vračanski* 1811 in Bukarest dem Oberkommandierenden der russischen Donauarmee überreichten Forderungskatalog fest. Ob und auf welche Weise *Sofronij* der Inhalt der Bittschrift, die Radkova zusammen mit dem Text des Dokumentes von 1811 veröffentlicht, bekannt geworden sein könnte, ist eine wichtige Frage für künftige Forschungen.

Insgesamt deckt der Sammelband ein breites Spektrum von Themen ab, die teilweise nur indirekt mit dem Aufstand von Čiprovci in Verbindung stehen. Besonders erfreulich sind jene Ergebnisse, die dazu beitragen, das Klischee der für die Balkanvölker angeblich dunklen Jahrhunderte der osmanischen Herrschaft zu zerstören. Wie die Untersuchungen zum Teil zeigen, bildete die bulgarische Gesellschaft auch im 17. Jahrhundert keineswegs einen homogenen, von allen westlichen Strömungen abgeschlossenen Block, sondern wies bereits zu jener Zeit eine soziale und geistige Schichtung auf, deren Wurzeln u. a. in der Ausweitung der *čiflik*-Wirtschaft und des Fern- und Binnenhandels sowie in den auf Handelswegen und durch die (Reise-)Tätigkeit katholischer Geistlicher über die Grenzen des Osmanischen Reiches hinaus geknüpften Kontakten zu suchen sind.

Neben diesem positiven Befund sind jedoch auch kritische Bemerkungen anzubringen, die sich auf die Verwendung zahlreicher Topoi und eine nationalistisch verengte Geschichtsbetrachtung in den meisten Beiträgen beziehen. So ist z. B. zu fragen, ob die bulgarische Kultur in den ersten Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft wirklich ein „geschlossenes System“ bildete (S. 116), oder ob es nicht möglicherweise auch zu jener Zeit insbesondere in den polyethnisch und polykonfessionell strukturierten Städten eine Wechselwirkung mit anderen kulturellen Systemen und hierbei vor allem mit der osmanisch-islamischen Kultur gegeben hat. Ferner darf Zweifel daran geäußert werden, ob Ausdrücke wie „frühe“ oder „kulturelle Wiedergeburt“ (S. 119) glücklich gewählt sind. Während in der älteren Forschung der Beginn der *Väzraždane* je nach Ansatz im frühen 19. oder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesehen wurde, besteht nun eine Tendenz, diesen zeitlich immer weiter zurückzuverlegen. Wäre es, so ist an dieser Stelle zu fragen,

nicht überhaupt besser, diesen wissenschaftsgeschichtlich und ideologisch so stark belasteten Begriff fallenzulassen und damit zuzugeben, daß die Bulgaren auch in den ersten Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft keineswegs ein geschichts- und kulturloses Dasein geführt haben, das erst durch ihre „Wiedergeburt“ beendet wurde? Die Einschätzung der Heiduckenunruhen in Makedonien und im Gebiet Plovdiv/Pazardžik am Ende des 17. Jahrhunderts als „großen Volksaufstand“ und Teil des nationalen (!) Befreiungskampfes des bulgarischen Volkes gegen die osmanische Herrschaft (z. B. S. 237, 271, 278 u. a.) gehört zu den Mythen der bulgarischen Historiographie. Die soziale Zuordnung der an den Revolten beteiligten Gruppen (S. 14 ff.) spricht eindeutig gegen eine solche Bewertung. Soziale Unruhen, die von unzufriedenen (Hilfs-)Elementen der osmanischen Armee getragen wurden, hat es auch zu anderen Zeiten und in anderen Gebieten des Reiches gegeben, ohne daß diese in irgendeiner Weise mit „nationalen Befreiungsbewegungen“ in Verbindung gebracht werden können. Ebenfalls nicht akzeptabel ist der Paradigmenwechsel in der Bewertung des Čiprovci-Aufstandes. Während dieser in der älteren Forschung weitgehend als das Ergebnis westlicher Einwirkung gesehen wurde (S. 162), gilt er nun als eine rein bulgarische Angelegenheit, wobei sogar Kontinuitätslinien zum Aprilaufstand von 1876 gezogen werden (S. 329). Wie die meisten Beiträge des Sammelbandes zeigen, besteht in der bulgarischen Geschichtswissenschaft gegenwärtig eine starke Tendenz zur Überbewertung dieses Aufstandes, die sich weder in quantitativer noch in qualitativer Hinsicht rechtfertigen läßt. So übersehen die meisten Autoren, daß zu jener Zeit im Gebiet von Čiprovci nur wenige Tausend katholische und orthodoxe Christen lebten, die sich ohne das Vordringen der habsburgischen Truppen bis Belgrad, Niš und Vidin im Spätsommer 1688 wohl kaum zu diesem Aufstand, der bei genauerem Hinsehen nur wenig mehr als ein Aufstandsversuch war, entschlossen hätten. Diese aus einem nationalistischen Wunschdenken heraus erfolgte Überdimensionierung der Geschehnisse, die Damjanov sogar als „eines der größten politischen Ereignisse auf dem Balkan während der mehrhundertjährigen Zeit der osmanischen Herrschaft“ bezeichnet (S. 238), ist ebenso zu bedauern wie polemische Vorwürfe an die Adresse der Serben und der ungarischen Historiographie (S. 334).

Zusammenfassend läßt sich somit sagen, daß der Band zwar eine Vielzahl wichtiger und auch neuer Informationen in sich vereinigt, deren Interpretation jedoch an zahlreichen Stellen durch eine bulgarisch-nationalistische Sichtweise getrübt ist.

München

Monika Skowronski

Grozdanova, Elena: Bălgarskata narodnost prez XVII vek. Demografsko izsledvane. Sofija: Nauka i izkustvo 1989. 725 S. [Die bulgarische Bevölkerung im 17. Jahrhundert. Eine demographische Untersuchung.]

Ein wesentliches Merkmal der bulgarischen Historiographie seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist ihre starke Abhängigkeit von den bestehenden politischen Machtverhältnissen. Die enge Verflechtung mit Staat und Partei und den von diesen erlassenen Direktiven hat zur Schaffung zahlreicher My-

then geführt, deren Überprüfung und Beseitigung eine der dringlichsten Aufgaben künftiger Forschung sein sollte. Dabei waren es bedauerlicherweise keineswegs nur Politfunktionäre, Karrieristen und zweit- bis dritrangige Wissenschaftler, die den von oben gesteckten Erkenntnisleitlinien gefolgt sind, sondern auch Forscher, deren fachliche Kompetenz und Renommee eine ideologieunabhängigere Behandlung der vorgegebenen Themen hätten erwarten lassen.

Eines der jüngsten Beispiele für diese Feststellung ist die vorliegende, im Februar 1989 erschienene Arbeit der bulgarischen Osmanistin Elena Grozdanova, deren Hauptziel es ist, die seit Ende 1984 von der Regierung *Živkov* betriebene gewaltsame Assimilierungspolitik gegenüber der türkischen Minderheit in Bulgarien zu legitimieren. Dabei erhebt die Autorin den Anspruch, durch ihre methodisch nicht angreifbare Vorgehensweise (po neosporim način, Einband Rückseite) Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden und „neue überzeugende Argumente für die Beseitigung der [demographischen] Folgen“ der osmanischen Herrschaft zu liefern (S. 586), was im Klartext nichts anderes heißt, als daß Grozdanova nachzuweisen bestrebt ist, daß die überwältigende Mehrheit der in Bulgarien lebenden muslimischen Bevölkerung islamisierte Bulgaren gewesen seien (S. 585f.), deren „Rückführung“ in den Schoß ihres einstigen Ethnikums durch die administrativen Maßnahmen des *Živkov*-Regimes vollkommen gerechtfertigt war.

Wie aus Kap. I (S. 17–88), das der Erläuterung der Quellenbasis und des Forschungszieles sowie der Definierung und Konkretisierung des benutzten Begriffsapparates (*hane* etc.) gewidmet ist, hervorgeht, dienen als wichtigste Grundlage der Untersuchung etwa 120 kurze (*icmal cizye defter*) und ein Dutzend detaillierte (*mufassal cizye defter*) osmanische Steuerregister aus dem 17. Jahrhundert, die in der Orientalischen Abteilung der Nationalbibliothek in Sofia erhalten sind. In diesen *cizye*-Registern, deren zeitliche Obergrenze die große Steuerreform des Jahres 1691 bildet, ist die kopfsteuerpflichtige christliche Bevölkerung von mehr als 4500 Orten in Thrakien, Mösien, der Dobrudža und Makedonien erfaßt (S. 35–39). Als Ergänzung zu den *cizye*-Registern werden ferner bulgarische und osmanische Chroniken und Traktate, Kadiamtsregister, Rechnungsbücher, Relationen katholischer Missionare, Reise- und Gesandtschaftsberichte etc. sowie die Ergebnisse archäologischer, ethnographischer und anthropologischer Forschungen herangezogen (S. 41–45). Das Ziel der Untersuchung besteht darin, ein umfassendes demographisches Bild der bulgarischen Bevölkerung des 17. Jahrhunderts zu zeichnen, wobei neben den Fragen nach der geographischen und sozialen Verteilung, der Familien- und Haushaltsgröße, dem Heirats- und Reproduktionsverhalten, der Alters- und Berufsstruktur etc., die mehrheitlich in Kap. IV (S. 640–707) behandelt werden, vor allem die quantitative Entwicklung und die Konfessionszugehörigkeit der bulgarischen Bevölkerung im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Das für die Computerauswertung aufbereitete Material wird in dem mit 180 Tabellen, Graphiken und Karten ausgestatteten Kap. II (S. 89–531), welches das statistische Kernstück der gesamten Arbeit darstellt, präsentiert. Nach den dort verzeichneten Daten waren in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts 240 899 christliche *hane* in den *cizye* Registern des Untersuchungsraumes er-

faßt, was bei der von Grozdanova angenommenen Haushaltsgröße von fünf bis sechs Personen (S. 70) eine Gruppe von etwa 1 bis 1,5 Millionen Nichtmuslime ergibt (S. 39), die meisten von ihnen nach Ansicht der Autorin Bulgaren. In den letzten vier Jahrzehnten vor der Reform des Kopfsteuersystems (1691) ging dann die Zahl der registrierten Haushalte um 33,7% (= 81 123 *hane*) zurück (S. 526). Einige Vilayete verloren in dieser Zeit bis zu 80% ihrer nichtmuslimischen Bevölkerung, in Melnik ging ihre Zahl sogar um 86,5% zurück (S. 523).

Die Ursache für diesen drastischen Bevölkerungsschwund erläutert Grozdanova in Kap. III (S. 532–639). Nach ihrer Überzeugung waren weder Epidemien, Mißernten und ein intensiviertes Migrationsverhalten noch die gewaltsame Vernichtung bulgarischer Bevölkerungsteile während und nach den Aufständen und Aufstandsversuchen in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts für den Bevölkerungsrückgang verantwortlich, sondern großangelegte Islamisierungskampagnen, wobei die Autorin auch die relativ zahlreichen freiwilligen Glaubensübertritte, die den Konvertierten außer fiskalischen Erleichterungen ein beachtliches Geldgeschenk (*kisve pahası*) brachten, als indirekt erzwungene Konversion bezeichnet (S. 569–586). Aus diesem „Untersuchungsergebnis“ leitet Grozdanova dann die oben bereits erwähnte Handlungslegitimierung für die einstige *Živkov*-Regierung ab.

Zweifelsohne geht aus den von der Autorin ausgewerteten *cizye*-Registern hervor, daß es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einer spürbaren Verringerung der nichtmuslimischen Bevölkerung kam. Daß die erwähnten 81 123 *hane*, die bei dem von der Autorin gewählten Multiplikationsfaktor von fünf bis sechs Personen je *hane* einer Zahl von etwa 450–500 000 Nichtmuslime entsprechen, in der überwältigenden Mehrheit zum Islam übergetreten sind, läßt sich aus diesen Quellen jedoch nicht entnehmen, da in den *cizye*-Registern ausschließlich nichtmuslimische Haushalte verzeichnet sind. Um diesen Beweis anzutreten, hätte Grozdanova auch Zensusbücher, in denen die gesamte Bevölkerung des Osmanischen Reiches ohne Ansicht der Religionszugehörigkeit verzeichnet wurde, heranziehen müssen, vor allem die *mufassal avariz defters*, welche sowohl die christliche als auch die islamische Bevölkerung enthalten, sowie die *mufassal tahrir defters*. Von der ersten Quellengattung sind in Sofia jedoch gar keine, von der zweiten nur Bruchstücke vorhanden. Diese für die Untersuchung demographischer Wandlungsprozesse wesentlich aussagefähigeren Materialien lagern zuhauf in türkischen Archiven, welche für bulgarische Wissenschaftler aufgrund der politischen Verhältnisse nicht zugänglich sind. Aus ihnen hätte sich aber entnehmen lassen, daß ein Teil der bulgarischen Bevölkerung im 17. Jahrhundert zu *muaf reaya* geworden ist, die teilweise von der *cizye* befreit war, ein anderer Teil ist auf *vakif*-Güter umgezogen, was zur Folge hatte, daß ihre Registrierung von der *vakif*-Verwaltung übernommen wurde, wodurch die Betroffenen aus den normalen *cizye*-Registern verschwanden. Aus den *mufassal tahrir defters* des 16. Jahrhunderts wäre hervorgegangen, daß es zu jener Zeit eine stufenweise Kolonisation weiter Gebiete des europäischen Reichsteiles durch türkische Umsiedler aus Kleinasien gegeben hat, ein Faktum, das von den bulgarischen Wissenschaftlern gern bestritten wird. Obwohl *mufassal tahrirs* in späterer Zeit nicht mehr systematisch angelegt wur-

den, sind einige von ihnen auch aus dem 17. Jahrhundert erhalten und zwar gerade für das Gebiet Zentralbulgariens. Ebenso wie aus den *mufassal avariz defters* hätte sich aus ihnen entnehmen lassen, daß die muslimische Bevölkerung in dem von Seiten der bulgarischen Historiographie traditionell als bulgarisches Siedlungsgebiet bezeichneten Raum im 17. Jahrhundert keineswegs einen Zuwachs, sondern ebenfalls einen deutlichen Rückgang erlebte, der ebenso wie bei der christlichen *reaya* auf ein geändertes Heiratsverhalten, damit verbunden eine geringere Kinderzahl sowie eine erhöhte Sterblichkeit infolge von Kriegen, Krankheiten, Mißernten und Hungersnöten, deren Ursache eine in weiten Teilen Europas zu jener Zeit zu registrierende Klimaverschlechterung war („Kleine Eiszeit“), zurückzuführen ist. Wie durch zahlreiche insbesondere von der Historikergruppe um die Zeitschrift *Annales* seit dem Ende der 50er Jahre initiierte und durchgeführte Untersuchungen (erinnert sei hier nur an die Arbeiten von Le Roy Ladurie zur Klimageschichte) nachgewiesen wurde, war das 17. Jahrhundert in demographischer Hinsicht für weite Teile Europas und Kleinasiens eine Zeit des Niedergangs oder der Stagnation. Auch in den zentralgriechischen Gebieten gab es einen starken Bevölkerungsrückgang, ohne daß dieser mit einer gewaltsamen Islamisierung in Verbindung gebracht werden könnte, da es in jenen ländlichen Gebieten keinerlei muslimische Bevölkerungsgruppen gab. Zwar registriert auch Grozdanova für ihre Untersuchungsgebiete die oben erwähnten Phänomene (S. 532–549), doch mißt sie ihnen im Vergleich zu der aus politisch-ideologischen Gründen favorisierten Islamisierungsthese nur wenig Bedeutung zu.

Eine weitere von der Autorin zwar berücksichtigte, jedoch nicht genügend gewichtete Erklärung für den in den *cizye*-Registern festzustellenden Rückgang der christlichen Bevölkerung ist die Tatsache, daß zu jener Zeit eine wachsende Zahl von Nichtmuslimen versuchte, durch Binnenmigration der Zahlung der *cizye* (und anderer Steuern) zu entgehen, beispielsweise durch die Umsiedlung auf *vakif*- oder *çiftlik*-Güter, deren Besitzer oder Verwalter aufgrund des eklatanten Arbeitskräftemangels oft bereit waren, den Bauern als Anreiz für ihre Ansiedlung Schutz vor der Zahlung der *cizye* zu gewähren (S. 549–568). Vergleicht man die von Grozdanova ausgewerteten Quellen mit den *cizye*-Registern aus den Jahren nach 1691, so zeigt sich, daß letztere sehr viel höhere Zahlen an *cizye*-Besteuerten aufweisen, die sich nicht einfach durch das geänderte Erhebungssystem (Einbeziehung der Junggesellen) erklären lassen. Vielmehr ist davon auszugehen, daß nach der Änderung des Erhebungsverfahrens und der Einführung verschiedener Kontrollinstanzen weitaus zuverlässiger registriert wurde, was eine Umgehung der *cizye*-Zahlung erheblich erschwerte.

Ebenfalls in Frage zu stellen sind die von Grozdanova angegebenen hohen Bevölkerungszahlen, die sich aus dem ohne genügende Berücksichtigung räumlicher, zeitlicher oder sozialer Unterschiede gewählten Multiplikationsfaktor von fünf bis sechs Personen je *hane* ergeben. Geht man dagegen von einer durchschnittlichen Haushaltsgröße von weniger als vier Personen aus, was für den gewählten Untersuchungszeitraum weitaus realistischer ist, dann reduzieren sich auch die quantitativen Dimensionen des untersuchten demographischen Wandlungsprozesses.

Es ist für die Rezensenten höchst unverständlich, wie Elena Grozdanova zu ihren Untersuchungsergebnissen kommen konnte. Aufgrund ihrer in nunmehr fast drei Jahrzehnten wissenschaftlicher Arbeit erworbenen methodischen und faktographischen Kenntnisse hätte die Autorin die geringe Aussagekraft und Anfechtbarkeit ihrer Quellen und der daraus gezogenen Schlußfolgerungen erkennen müssen. Denn die im 17. Jahrhundert zu beobachtenden und auch von den Rezensenten in keinster Weise in Abrede gestellten Glaubensübertritte sind aus den *cizye*-Registern nicht zu belegen. Sie hatten auch nicht jene quantitativen Ausmaße, die die Autorin in ihrer Arbeit angibt, und sie waren auch nicht das Ergebnis von oben angeordneter, gewaltsam durchgeführter Islamisierungskampagnen, sondern das Resultat eines allmählichen, räumlich und zeitlich sehr unterschiedlich verlaufenen Assimilierungsprozesses. Die Monographie von Elena Grozdanova legt die Schlußfolgerung nahe, daß die Ergebnisse der Arbeit bereits vor Beendigung der Untersuchung feststanden. Des weiteren zeigt sie deutlich, welche gravierende Fehlinterpretationen historischer Phänomene von einer nationalistisch verengten Blickrichtung aus möglich sind. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Autorin, die ihre fachliche Kompetenz in der Vergangenheit mehrfach unter Beweis gestellt hat, in Zukunft unter veränderten politischen Verhältnissen in Bulgarien zu diesem Thema äußern wird. Zum Schluß sei nur noch erwähnt, daß die Monographie zwar ein kurzes Resümee in russischer und englischer Sprache (S. 712–721) beinhaltet, nicht jedoch ein Register oder eine separate Literaturliste, was sehr ärgerlich ist, da die Suche nach den nur in den Fußnoten zitierten Titeln eine äußerst zeitraubende und überflüssige Beschäftigung darstellt.

München, Bonn/München

Monika Skowronski, Machiel Kiel

Bälgarskata nacija prez Văzraždaniето. Sbornik ot izsledvanija. Tom 2.

[Nebent.:] Bolgarskaja nacija v epochu Vozroždениja. Sbornik issledovanij. T. 2. The Bulgarian Nation during the National Revival Period. A collection of studies. V.2. Red.: Chr. Christov u. a. Sofija: BAN 1989. 328 S.

Die vorliegende Sammlung von Beiträgen ist die zweite ihrer Art; der erste Band ist gemäß dem Vorwort 1980 erschienen, doch hat er weder der Redaktion der *Südost-Forschungen* vorgelegen, noch konnte er nachträglich beim Herausgeber beschafft werden. Diesmal handelt es sich jedenfalls um zehn Aufsätze, die zusammen mit einem Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen und dem erwähnten Vorwort abgedruckt wurden; ein gemeinsamer Index, wie er für solche Sammelbände heute oft angefertigt wird, fehlt leider. Die Autoren sind sämtlich bulgarische Kollegen, die Sprache der Aufsätze ist bulgarisch, doch sind jeweils am Schluß kurze Resümees in Russisch und Englisch beigegeben. Wie *bälgarskite zemi* und *bälgarskija narod* schließt auch *bälgarskata nacija* die Gebiete des heutigen jugoslawischen Bundeslandes Makedonien sowie Griechisch-Makedonien ein, und mehrere Beiträge sind ganz oder teilweise dieser Region gewidmet.

Der Band wird eingeleitet von dem Altmeister der Bulgaristik Chr. Christov über die Anfänge des Kapitalismus in Bulgarien im 19. Jahrhundert und die Bildung der bulgarischen Nation in der Epoche der nationalen Wiedergeburt: Eine neue populäre Ideologie kann nur entwickelt werden, wenn durch die Änderungen in den Lebensbedingungen und das Erscheinen neuer sozialer Kräfte ein Bedürfnis danach entsteht. M. Băcvarov und N. Băcvarova handeln über das Vordringen, die Aufnahme und die Entwicklung sozialwissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Ideen im 19. Jahrhundert in Bulgarien. Die Ausbildung einer gemeinsamen modernen bulgarischen Literatursprache war ein Anliegen aller sozial, kulturell, erzieherisch und politisch Tätigen in Nord- und Südbulgarien (Moesien und Thrakien) wie auch in Makedonien, stellt E. Georgieva in ihrem Beitrag fest.

O. Mazdrakova-Čavdarova beschäftigt sich dann auf mehr als 50 Seiten mit der „Bewegung zur Verteidigung der bulgarischen Sprache während der nationalen Wiedergeburt sowie kulturelle und nationale Selbstbestimmung“ im historischen Rahmen. Der Hauptgegner für eine Emanzipation mußten naturgemäß das griechische Patriarchat und der griechische Klerus sein; die osmanische Staatsmacht ließ insgesamt eine Verwendung des Bulgarischen in Wort und Schrift zu und übertraf damit trübe Entwicklungen im 20. Jahrhundert. Eine Forderung, das Bulgarische auch als Amtssprache anzuerkennen, mußte jedoch absurd sein; einer solchen Anerkennung konnte sich bekanntlich nicht einmal das Arabische in den arabischen Provinzen des Osmanischen Reiches und in seiner Eigenschaft als Sprache der islamischen Religion erfreuen. Allenfalls Zweisprachigkeit in einigen amtlichen Publikationen war möglich und wurde auch erreicht, im bulgarischen wie im arabischen Raum.

Eine gewisse Ergänzung zu dem vorausgegangenen Beitrag ist A. Dimitrov mit seiner Studie über das Aufkommen bulgarischer Zeitschriften und die Festigung der nationalen Idee bei den Bulgaren des Osmanischen Reiches gelungen. In jener Zeit definierte die im Entstehen begriffene bürgerliche Nation ihre unmittelbaren Ziele, und die Zeitschriften wurden zum Sprachrohr der nationalen Idee, heißt es bei ihm. V. Kojčeva steuert eine interessante Untersuchung zur kulturellen Entwicklung der Region von Stara Zagora bei, der Stadt, in der 1875 der erste bulgarische Aufstand ausbrach und die im Krieg 1877 weitgehend zerstört wurde, und ergänzt sie durch Anhänge über die Zahl und etliche Namen von Subskribenten aus Stara Zagora und den umliegenden Dörfern für das Erscheinen bulgarischer Bücher und Zeitschriften im Osmanischen Reich (vor allem in Istanbul) und im Ausland.

Zeitlich weiter zurückreichend ist die Arbeit von Ž. Koleva über die Rolle der Klöster und Kirchen in der geistlichen Kultur der Bulgaren in Makedonien vom 15. Jahrhundert bis 1878. Die nationale Wiedergeburt wurde dort gekennzeichnet durch den Kampf gegen den griechischen Einfluß auf Religion und Politik und für eine Verteidigung und Förderung der modernen bulgarischen Sprache und Erziehung. Beigefügt sind Listen der bulgarischen Klöster in „Südwestbulgarien“ bis 1878 (95 Namen), bulgarische Gemeindekirchen in Makedonien bis 1878 (149 Namen von Kirchen bzw. Dörfern) sowie 115 Namen von „Meistern“ der Wiedergeburt und der Kirchen und Klöster, für die sie tätig waren. Auch der folgende Beitrag von Z. Markova über die

Bewegungen in den umstrittenen Eparchien Drama, Seres, Melnik, Skopje, Strumica, Poljana (Kukuš und Dojran), Saloniki, Vodena, Kastoria, Moglen, Pelagonia (Monastir und Prilep), Ohrid und Debar in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts für den Anschluß an die neue bulgarische Kirche bezieht sich auf Makedonien. Am Ende kamen nur zwei (Skopje, Ohrid) von den 13 Eparchien 1874 an das bulgarische Exarchat, was auf die Unterstützung zurückzuführen ist, die die osmanischen Behörden der griechischen Seite zuteil werden ließen; bulgarische Anträge auf Einhaltung von Artikel 10 des Fermans über die Schaffung des bulgarischen Exarchats 1870, der eine Unterstellung unter das Exarchat in den Fällen vorsah, wo mindestens zwei Drittel der orthodoxen Bewohner sich dafür aussprachen, konnten meist nicht durchgesetzt werden¹⁾. Nach den Angaben einiger Bulgaren in Istanbul soll *Midhat Pascha* (im Herbst 1872 Großvezir, 1873 Justizminister, 1873–1874 Vali in Saloniki) Bulgaren aus Makedonien erklärt haben, sie seien keine Bulgaren, sondern Makedonier und sollten deshalb einer gesonderten Kirche angehören; dadurch seien in der Folgezeit die Begriffe „Makedonismus“, „Makedonische Bewegung“ und „Makedonische Frage“ entstanden. N. Žečev behandelt die Rolle des makedonischen Literaten und Volksgutsammlers *Kuzman Šapkarev* (1834–1909) in der bulgarischen nationalen Wiedergeburt; *Šapkarev* suchte anhand zahlreicher Beispiele zu beweisen, daß die slawischen Bewohner vieler Orte Makedoniens Bulgaren seien.

Schließlich versucht M. Koeva noch eine Typologie der Entwicklung der Baukunst während der bulgarischen Wiedergeburt, ihre Beziehungen zu den Kulturen der vorosmanischen Zeit, der osmanischen Kultur sowie den balkanischen und westlichen Kulturen und verbindet dies mit einer neuen Periodisierung; Illustrationen wurden dem Beitrag nicht beigegeben.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

Gocev, Slave: Nacionalno-revolucionni borbi v Maleševo i Pijanec 1860–1912. Sofija: Izd. na Otečestvenija front 1988. 272 S. [Nationalrevolutionäre Kämpfe in Maleševo und Pijanec 1860–1912.]

Der Streit zwischen bulgarischen und jugoslawischen Historikern über die makedonische Frage bildet seit langem eine höchst unerfreuliche Konstante innerhalb der Südosteuropaforschung. Grundverschiedene ethnographische Prämissen, entgegengesetzte Interpretationsweisen beidseitig akzeptierter Fakten und der selektive Umgang mit Quellen haben auf beiden Seiten zu einer Form der Auseinandersetzung geführt, die man in vielen Fällen kaum noch als wissenschaftlich bezeichnen kann. Eines der jüngsten Beispiele für diese unerfreuliche Entwicklung ist die vorliegende Arbeit von Slave Gocev über die Befreiungsbewegung in Maleševo und Pijanec zwischen 1860 und 1912, die, eingeleitet und durchsetzt mit polemischen Äußerungen über die

¹⁾ Man vgl. hierzu allgemein auch die Texte in: Macedonia. Sofia 1978, vor allem S. 266–329, und F. Adanır, Die Makedonische Frage. Wiesbaden 1978, S. 71 f.

Historiker in der Volksrepublik Makedonien (z. B. S. 6f., 32f., 57f., 72, 89, 124, 171, 176), genau jene Mängel aufweist, die ihr Autor den Werken seiner Skopjoter Kollegen zum Vorwurf macht. Sie enthält eine Vielzahl unbewiesener Behauptungen, Verdrehungen und Auslassungen, die allesamt nur ein Ziel haben: zu zeigen, daß die antiosmanischen Emanzipationsbestrebungen der slawischen Bevölkerung Makedoniens untrennbarer Bestandteil der bulgarischen nationalen Bewegung gewesen seien.

Das Buch besteht aus zwei chronologisch aufgebauten Kapiteln und einem Quellenanhang, der gänzlich auf die Argumentationsbedürfnisse des Autors abgestimmt ist. Kap. I (S. 9–118) umfaßt den Zeitraum vom offiziellen Beginn des Kampfes um eine eigenständige bulgarische Kirchenorganisation 1860 bis zum Ende des russisch-türkischen Krieges 1877/78, Kap. II (S. 119–217) behandelt die Zeit zwischen dem Berliner Kongreß und dem Ausbruch des ersten Balkankrieges (1912). Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die von Gocev als nationalrevolutionär eingestuften Aktivitäten der christlichen Bevölkerung in Maleševo und Pijanec, einem kleinen Gebiet zwischen Kjustendil und Strumica, das, abgesehen von einem nördlichen, seit 1878 zum Fürstentum Bulgarien gehörenden Zipfel, bis zu den Balkankriegen osmanisches Territorium war. Danach gehörte es mehrheitlich zum Königreich Serbien, seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist es zu 90% Teil der Volksrepublik Makedonien. Eingebettet wird die Darstellung in eine Skizze der demographischen und sozioökonomischen Verhältnisse.

Abhängig von den schwankenden osmanischen Verwaltungsgrenzen lebten in Maleševo und Pijanec, die 1892 zu einer *kaza* mit dem Hauptort Pehčevo zusammengefaßt wurden, etwa 15–20000 Christen und 9000 Muslime (S. 13, 138f.). Kirchenadministrativ gehörte Maleševo zur Diözese Strumica, Pijanec unterstand dem Bischof von Skopje. Da sich bis 1892 alle christlichen Bewohner zum Exarchat bekannten (S. 137), stuft Gocev sie als Bulgaren ein, was zwar nicht ganz unproblematisch, gleichzeitig aber auch nicht ungerechtfertigt ist. Wie wenig gefestigt das bulgarische Bewußtsein jedoch war, zeigt die Tatsache, daß sich nach 1893 ein Teil der Bevölkerung vorübergehend zum Serbentum bekannte (S. 160f.), was Gocev mit dem Hinweis auf niedrigste menschliche Instinkte erklärt. Seiner Meinung nach habe es weder in dem Untersuchungsgebiet noch in anderen Teilen Makedoniens Serben gegeben. Die sich als solche bezeichnenden Personen seien arme, geldgierige oder übelbeleumdete Bulgaren gewesen, die von der serbischen Propaganda bestochen worden seien (S. 159f.). Auch bei der muslimischen Bevölkerung des Untersuchungsgebietes habe es sich fast ausschließlich um Bulgaren gehandelt, die im 17. Jahrhundert zwangsislamisiert worden seien (S. 13f.).

Nachdem Gocev auf diese Weise die demographische Seite abgehandelt hat, wendet er sich den sozioökonomischen Verhältnissen zu. Der Haupterwerbszweig des Untersuchungsgebietes war die Viehzucht, in den Tälern wurde Gemüse-, Obst- und Tabakanbau betrieben, dessen Erzeugnisse in Strumica, Seres und Thessaloniki vermarktet wurden. Im Gegensatz zu anderen Teilen Makedoniens war die Zahl der *čifliks* in Maleševo und Pijanec verschwindend gering. Eine weitere, vielgenutzte Verdienstquelle war die saisonabhängige Wanderarbeit (*pečalba*) der Zimmerleute, Fuhrmänner und Erntearbei-

ter (S. 15–17). Trotz dieser auf den ersten Blick recht positiv anmutenden wirtschaftlichen Aktivitäten, die u. a. die Herausbildung einer Schicht vermöglicher *čorbadžii* (S. 15, 79, 140, 142) und den Aufbau des Schulwesens (S. 27f., 134) in diesem Gebiet ermöglichten, aber behauptet der Autor wiederholt, daß die soziale Lage der Bevölkerung in Maleševo und Pijanec extrem schlecht gewesen sei (z. B. S. 17, 43f., 79, 122, 133, 140, 144). Gestützt auf Zitate von *Vasil Kolarov* und *Dimităr Blagoev* redet Gocev vom „Terror der türkischen Feudalklasse“ und von der „Klassenunterdrückung der Bauern“, die die Voraussetzung für die Entstehung einer „massenhaften revolutionären Bewegung“ gebildet habe (S. 119, 140). Als Beweis dienen ihm außer einigen Angaben über Steuererhöhungen (S. 17, 43f., 120, 141) vor allem politisch-programmatische Äußerungen revolutionär gesonnener Personen und Organisationen, beispielsweise *Christo Botevs* (S. 20f.) oder der VMORO (S. 140f.). Daß es sich bei diesen Äußerungen nicht um das Ergebnis sorgfältiger Analysen, sondern um zweckrational formulierte Ideologeme und Kampfparolen gehandelt haben könnte, wird von Gocev nicht in Erwägung gezogen.

Zu den nationalrevolutionären Aktivitäten rechnet Gocev alle Formen kollektiver Äußerungen und Handlungen, die eine Protesthaltung gegen die bestehenden sozialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse erkennen lassen. Im einzelnen sind dies die Gründung kultureller und politischer Organisationen und Institutionen, Bittschriften, Unruhen und Aufstände sowie das Heiduckenwesen. Dabei übersieht Gocev jedoch, daß nicht jede Form kollektiver sozialer Aktivität auch eine nationale Komponente enthält oder von einem nationalen Bewußtsein getragen wird. Besonders deutlich wird dies bei der Betrachtung des Heiduckenwesens, das Gocev als organisierte antif feudale Volksbewegung und Teil des bulgarischen nationalen Befreiungskampfes sieht (S. 29f.). So behauptet er mehrfach, einer der legendärsten Heiduckenführer Makedoniens, der um 1805 in Berovo (Maleševo) geborene *Iljo Markov*, sei stets ein Beschützer der bulgarischen Bevölkerung gegen die Türken gewesen und habe die Gründung eines freien bulgarischen Staates als Ziel gehabt (S. 30–41). Unverständlich bleibt dann jedoch, wieso *Markov* nicht nur muslimische Würdenträger und Grundbesitzer, sondern auch Christen und Juden unterschiedlichster sozialer Schichten überfallen und ausgeraubt hat. Auch die Tatsache, daß einige Mitglieder der von *Markov* geführten Heiduckenscharen muslimische Namen trugen¹⁾, paßt nicht so recht in das Bild einer selbsternannten nationalen Befreiungstruppe²⁾. Die osmanischen Behörden

¹⁾ Risto Poplazarov, *Osloboditelnite vooruženi borbi na makedonskiot narod vo periodot 1850–1878*. Skopje 1978, S. 116–118. Rezensiert von Fikret Adanir in: *Südost-Forschungen* 39 (1980), S. 325–327. Die von Gocev (S. 33) zitierte Behauptung Poplazarovs, *Iljo Markov* habe für einen unabhängigen makedonischen Staat gekämpft, erscheint im übrigen ebenso unhaltbar.

²⁾ Zur Fehleinschätzung des Heiduckentums als soziale oder nationale Institution siehe F. Adanir, *Heiduckentum und osmanische Herrschaft. Sozialgeschichtliche Aspekte der Diskussion um das frühneuzeitliche Räuberwesen in Südosteuropa*, *Südost-Forschungen* 41 (1982), S. 43–116.

sahen in den Heiducken Räuber und Banditen, Bezeichnungen, die Gocev nur für die türkischen und serbischen Brigantentruppen gelten läßt (S. 30, 122, 142, 201).

Ein von Gocev in diesem Zusammenhang vielgebrauchtes Wort ist ‚massenhaft‘: die Bevölkerung in Maleševo und Pijanec habe sich massenhaft am Aufstand von Razlovci im Mai 1876 beteiligt (S. 53, 75), während des serbisch-bulgarischen Krieges von 1885 sei es zu einer massenhaften patriotischen Bewegung gekommen (S. 134), *Dimităr Popgeorgiev*, ein bekannter *četen*-Führer aus Berovo, sei ein Vertreter der breitesten Volksmassen gewesen (S. 61), etc. Aus anderen Passagen läßt sich jedoch entnehmen, daß die Mehrheit der Bevölkerung dem Razlovci-Aufstand völlig indifferent gegenüberstand (S. 69f.) und daß der Versuch einzelner *četen*-Führer, während des serbisch-bulgarischen Krieges eine Volkserhebung zu initiieren, an der fehlenden Teilnahmebereitschaft der Angesprochenen scheiterte (S. 41). Etwas merkwürdig mutet auch die Behauptung an, *Dimităr Popgeorgiev* sei ein erbitterter Gegner der serbischen Propaganda gewesen (S. 59), war dieser doch jahrzehntelang eng mit *Stefan Verković*, dem serbischen Hauptagenten in Makedonien, verbunden, von dem er nicht nur Geld, sondern offenbar auch den Auftrag zur Vorbereitung und Durchführung des Razlovci-Aufstandes erhalten hat³).

Ein letzter Punkt, auf den an dieser Stelle noch hingewiesen werden soll, umfaßt Gründung, Mitgliederstruktur und Programm der VMORO, die ab 1895 auch Zweigstellen in Maleševo und Pijanec unterhielt. Sie wurde nicht, wie der Autor auf S. 146 angibt, am 23. November, sondern bereits am 23. Oktober 1893 in Thessaloniki gegründet, und ihre Mitglieder waren auch keineswegs alle „flammende bulgarische Patrioten“ (S. 6). Zwar ist es richtig, daß gemäß Art. 3 der Satzung von 1896 zunächst nur Bulgaren Mitglieder werden konnten (S. 147), doch wurde dieser Passus in der revidierten Fassung von 1902, deren Existenz Gocev einfach verschweigt, dahingehend geändert, daß nun „alle unzufriedenen Elemente in Makedonien und dem Gebiet von Adrianopel ohne Unterschied der Nationalität“ in die Organisation eintreten konnten⁴). So hatte denn die VMORO auch einige aromunische, armenische, russische, australische und griechische Mitglieder, ferner ist davon auszugehen, daß ein nicht unerheblicher Teil der dem slawischen Ethnikum zuzurechnenden Personen kein bulgarisches, sondern ein makedonisches Bewußtsein hatte⁵). Die Ansicht, die Forderung der VMORO nach „voller politischer Autonomie für Makedonien und das Gebiet von Adrianopel“ sei nur ein aus taktischen Gründen formuliertes Zwischenziel gewesen (S. 147), dürfte kaum für alle Organisationsmitglieder zutreffend sein. Die Liste der Merkwürdigkeiten in der Arbeit von Slave Gocev ließe sich beliebig verlängern,

³) Poplazarov, *Osloboditelnite*, S. 255f.; Rezension Adanir, S. 326f.

⁴) Jutta de Jong, *Der nationale Kern des makedonischen Problems. Ansätze und Grundlagen einer makedonischen Nationalbewegung (1890–1903)*. Ein Beitrag zur komparativen Nationalismusforschung. Frankfurt/Bern 1982, S. 353.

⁵) Nach den Angaben bei de Jong (S. 247, 382) hatten 23% der Mitglieder ein slawisch-makedonisches Bewußtsein.

doch sollen die vorgestellten Punkte genügen. Ihnen gegenüber erscheinen die vielen kleinen Mängel fast nicht erwähnenswert. So gibt es beispielsweise widersprüchliche Angaben bei der Aufzählung der Dörfer in Maleševo (S. 11, 138); im Anhang (S. 219–262), der neben Briefen und Auszügen aus den Erinnerungen von Zeitgenossen auch zwei gegen die Historiker in Skopje gerichtete Zeitungsartikel aus dem Jahr 1981 enthält, fehlen teilweise die Herkunftsnachweise der Quellen (S. 226, 238); im Literaturverzeichnis (S. 263–265) ist das Alphabet durcheinandergeraten; die Kapitelüberschrift auf S. 200 stimmt nicht mit jener im Inhaltsverzeichnis (S. 271) überein, etc. Ein Register gibt es nicht, wohl aber ein kurzes Resume in französischer Sprache (S. 267–269).

Gocev schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung, die bulgarische Bevölkerung in Maleševo und Pijanec sei nach den Balkankriegen erneut unter ein „grausames nationales und politisches Joch“ gefallen (S. 217). Solche Töne tragen nicht dazu bei, die Auseinandersetzung um die makedonische Frage zu versachlichen.

München

Monika Skowronski

Nikolov, Toma: Spomeni iz moeto minalo. Säst., predgovor i beleški Aleksandăr Peltekov. Sofija: Izd.na Otečestvenija front 1989. 418 S. (Poredica: Dnevnic i spomeni za bălgarskata istorija.) [Erinnerungen aus meiner Vergangenheit.]

Unter den bulgarischen Publikationen zur Makedonischen Frage, die seit 100 Jahren mit schöner Regelmäßigkeit erscheinen und häufig über die Wiederholung bekannter Standpunkte hinaus wenig vermitteln, sticht neuerdings ein Werk ab, das Aufmerksamkeit verdient. Zunächst handelt es sich um bisher nicht veröffentlichte Lebenserinnerungen, was angesichts der Fülle der bereits vorhandenen Memoirenliteratur¹⁾ wohl noch nicht viel besagen würde, doch zugleich wurde der Band in einer nicht aufwendigen, doch wissenschaftlichen Bedürfnissen weitgehend Rechnung tragenden Edition herausgebracht. A. Peltekov hat die altertümliche Sprache des Originals beibehalten und nur die Orthographie modernisiert, ein Glossar der veralteten und aus Dialekten stammenden Wörter – fast ausschließlich handelt es sich um türkisches Wortgut – zusammengestellt und schließlich Indices der Personennamen (mit kürzeren oder längeren biographischen Angaben) sowie der geographischen und ethnischen Begriffe beigefügt; gelegentlich hätte man sich im Text die Einfügung von Jahreszahlen gewünscht.

Toma Nikolov Christov, besser bekannt als *Pop Toma* bzw. *Diakon Toma*, gehörte zu den streitbaren Kirchenmännern, wie sie in der Orthodoxie des europäischen Südostens im 19. und 20. Jahrhundert so charakteristisch sind. Um 1863 in Vraneštica südöstlich von Kičevo geboren, wuchs er in ärmlichen

¹⁾ Zu den wenigen türkischen Lebenserinnerungen gehören T. Uzer, *Makedonya Eşkiyalık Tarihi ve Son Osmanlı Yönetimi*. Ankara 1979, und auch K.N. Duru, *Arnavutluk ve Makedonya Hatıralarım*. Istanbul 1959.

Verhältnissen auf, da sein Vater nach Rumänien gegangen war. Indessen konnte er das Gymnasium in Saloniki besuchen und wurde zuerst 1885 Lehrer in Kičevo. Ende 1886 erging ein *faliläk* (*valilik*) des Vali von Manastir/Bitola und späteren Grossvezirs *Halil Rifat* Pascha über die Bildung von Dorf-milizen zur Bandenbekämpfung²); *Toma* fertigte umgehend mehrere hundert Kopien in bulgarischer und türkischer Sprache an und verteilte sie in den Dörfern (S. 35). Seit 1888 Diakon in Manastir, wo er seine revolutionäre Tätigkeit aufnahm, wurde er 1896 als Vertreter des Exarchats nach Debar geschickt, danach hielt er sich kurze Zeit auf Einladung des bulgarischen Exarchen in Istanbul auf. 1899 kehrte er wieder nach Kičevo als Vikar des Erzbischofs von Ohrid zurück. In weiteren Kapiteln berichtet er dann u. a. über seine Aktivitäten in Kičevo und Umgebung und seinen Aufenthalt in Smilevo, dem Heimatort des Revolutionärs *Dame* (*Damjan*) *Gruev* und auch des Woiwoden *Cvetkov* (des Großvaters der 1982 verstorbenen bulgarischen Historikerin *Bistra A. Cvetkova*), der Ende Mai 1903 mit 17 Mitstreitern von osmanischen Truppen getötet wurde. In Smilevo fand Anfang Mai 1903 der Kongress des Revolutionsbezirks Monastir/Bitola statt, auf dem ein baldiger Aufstand beschlossen wurde³).

Nach dem Kongreß reiste *Toma* nach Bulgarien und kehrte erst im folgenden Jahr nach Makedonien zurück. Die folgenden Kapitel behandeln u. a. seine Begegnung mit *Gruev*, die Vernichtung der Četa von *Uzunov*, die Durchführung der Beschlüsse des Kongresses von Prilep im Mai 1904 (s. hierzu Anmerkung 18 auf S. 367f.) und Einzelheiten über die weiteren Ereignisse in Makedonien bis zu seiner Verhaftung Ende 1907. Durch die Wiedereinführung der osmanischen Verfassung („*huriyet*“) freigekommen, war *Toma* zunächst wieder in Kičevo tätig, wurde dann nach Yenice-i Vardar (Giannitsa) versetzt und Ende 1909 nach Vodena (Edessa). Danach berichtet er noch über die jungtürkische Epoche, darunter den Besuch *Mehmeds V. Reşad* in Makedonien, und die osmanischen Parlamentswahlen.

1912 wurde im Ersten Balkankrieg das südliche Makedonien von Griechenland erobert und in Besitz genommen. *Toma* wurde nunmehr von den Griechen verhaftet und in Saloniki inhaftiert; erst im Mai 1914 kam er wieder frei.

Seine Erinnerungen enden mit Notizen über einige bulgarische Revolutionäre: *Dame Gruev*, *Pere Tošov* und *Gjorče Petrov*. Wie der Herausgeber mitteilt, ging *Toma* nach Sofia, wo er noch jahrzehntelang in kirchlichen Diensten stand; seine Erinnerungen schrieb er 1940 nieder und starb am 8. August 1946.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

²) Französischer Text bei A. Schopoff, *Les réformes et la protection des chrétiens en Turquie 1673–1904*. Paris 1904, Nr. 56, S. 467–471 unter 1887.

³) F. Adanır, *Die Makedonische Frage. Ihre Entstehung und Entwicklung bis 1908*. Wiesbaden 1979, S. 179f.

Mišev, Radoslav: Avstro-Ungarija i Bălgarija, 1879–1894; političeski otnošenija. Sofija: Izd. na Otečestven front 1988. 335 pp. [Political relations between Austria-Hungary and Bulgaria, 1879–1894.]

This is an outmoded book. It is steeped in that worn-out jargon of Marxist historiography which is now about as fashionable in Eastern Europe as a bikini in a nudist colony. And like that garment it highlights as much as it conceals. It is also a naive book. Even in the latter days of the *Živkov* era in Bulgaria, did anyone really have to be so simple-minded as to describe the *Neue Freie Presse* as 'the organ of the Austrian bourgeoisie' (p. 226)? And are we supposed to be shocked to learn that Austrian support for Bulgaria over the Macedonian bishoprics in 1890 was 'based not on genuine sentiments but on strategic objectives' (p. 307); admittedly, this publishing house produces works for the general public rather than the professional scholar, but even so the Bulgarian interested public is not going to be stupid enough to think that any great power, or any small one, ever bases its foreign policy on anything but strategic considerations. It would be culpable not to do so. A more disturbing fault is that the author assumes throughout the narrative that Austria-Hungary was intent on expansion into the Balkans and had Salonika as an ultimate objective. This is questionable to say the least, and Mišev never really debates this very important issue. He gives no indication of the complexities which lay behind it, not least the constant friction between the Hungarian kingdom and the rest of the Monarchy, friction perfectly illustrated in the suspicions between Budapest and Vienna generated over Bosnia and the Hercegovina. Mišev makes much play of the visit to Sofia of the Archduke *Rudolf* in 1884, but as the author himself admits *Rudolf* had serious policy differences with the Emperor, and the heir to the throne never succeeded in having his ideas accepted in official, policy-making circles.

The book does, however, have some merits. It has good, detailed passages on such little-known issues as the Bregovo dispute between Bulgaria and Serbia, on Austro-Hungarian pressure on Bulgaria to dismantle Ottoman fortresses, and on Austro-Bulgarian military contacts and contracts. There is also a sensible and well-informed discussion of the all-important Ottoman decision in 1890 to grant two Macedonian bishoprics to the Bulgarian exarchate rather than the Greek patriarchate.

This is a book intended for the intelligent lay reader rather than the scholar, but it cannot be whole-heartedly recommended even for that purpose. The political climate has changed since the book went to press, and for that the author cannot be held responsible, but his naivety and his unquestioning assumption of some of the old myths of Balkan history are less easy to condone.

Canterbury

Richard Crampton

Stojanov, Ivan: Liberalnata partija văv Knjažestvo Bălgarija, 1879–1886. Sofija: Nauka i izkustvo 1989. 240 pp. [Engl. Res.: The Liberal Party in the Bulgarian Principality, 1879–1886.]

This book, which has resumés in Russian and English, is intriguing both for what it says and for what it does not say. The theme of the work is the devel-

opment of the Bulgarian Liberal Party from its foundation in 1879 to its dissolution in 1886. In fact it was split into two unofficial wings by 1884 and, as the author shows, already in 1886 two further divisions were clearly in the making. The factors which divided what had been a united party and the strongest force in Bulgarian internal affairs included the dislike of prominent Liberals such as *Cankov*, originally the spiritual father of the party, for the radicalism of *Karavelov* and his associates: in 1884, shortly after the defeat of his candidate by a Karavelist in the elections for the President of the Assembly, *Cankov* wrote, 'Constitutional liberalism to which we remain deeply devoted has nothing in common with the radicalism which recently triumphed at Turnovo under the leadership of Mr. Karavelov'. (p. 184) The other main dividing factor was an increasing discomfort among some Liberals at the behaviour of the Russians, particularly after the death of Tsar *Alexander II* and more especially after Russia had refused to condone the union of Bulgaria and Eastern Rumania and then withdrawn its officers from the Bulgarian army after the Serbian invasion of 1885.

The main outlines of this story are already well-known but Ivan Stojanov has added a great deal of interesting detail, much of it taken from sources which had previously been unknown or little used. Amongst these are official and private collections in Bulgaria, including, for example, the diaries of *Stambolov*, and similar documents in a variety of Russian archives. What is refreshing in Bulgarian historiography is that the author does not fear to point the finger of blame to where it frequently should be pointed: at the Russians. A previous generation would not have dared to be so critical of Russian conduct and of the over-bearing and often patronising attitudes of Russian officials in Bulgaria. Nor does Stojanov hold back from showing, with archival evidence, that the Russians did intervene in Bulgarian politics for their own purposes, and that in 1886 they did set as their prime objective in Bulgaria the removal of *Alexander Battenberg*.

All this makes for interesting and lively reading. Also important and indicative of a Bulgarian *glasnost* which might already have passed into history, is this book's lack of ideological stodge. *Lenin's* name does not appear until page 85 and thereafter we hear nothing more of the monster. Furthermore, the dreadful Marxist contortions which disfigured Bulgarian historiography from the 1940s to the mid-1980s; there is no attempt to maintain that one political faction represented the commercial bourgeoisie and another the industrial bourgeoisie, and so forth. Let us hope that that particular form of garbage is forever consigned to the oblivion it has long deserved.

In short this book gives a fresh image to the first years of the modern Bulgarian state. It is also an encouraging example of history to some degree released from the straight-jacket in which it has so long been confined in Bulgaria. Let us hope that this is the first of many such books.

Canterbury

Richard Crampton

Semerdziev, Petăr: Bălgarskata komunističeska partija, makedonskijat vāpros i V[ătreshnata] M[akedonska] R[evoljucionna] O[rganizacija]. [Nebent.:] The Bulgarian Communist Party, the Macedonian Question and the I[nternal] M[acedonian] R[evolutionary] O[rganization]. Detroit, MI: Makedono-Bulgarian Scientific Institute „St. Clement of Ochrid“ o.J. [ca. 1989]. 165 S., 1 Abb.

In einer Zeit, in der in Bulgarien Veteranen der terroristischen Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation (IMRO) Rehabilitation und Haftentschädigung fordern¹⁾ und in der der 93jährige Italien-Emigrant *Ivan Michajlov*, 1925 bis 1934 Mitglied des ZK der IMRO und 1928 bis 1946 *de facto* ihr Chef, im Sofijoter Staatsfernsehen auftritt – nicht etwa, um dort selbstkritisch Rechenschaft abzulegen, sondern um sich in nostalgischen Reminiszenzen zu ergehen²⁾ –, kann es kaum verwundern, wenn der Sohn eines seinerzeit besonders gefürchteten IMRO-Paladins ein dem Andenken seines Vaters gewidmetes „wissenschaftliches Institut“ mit dem frommen Namen des Hl. Kliment von Ochrid schmückt. Die Freigabe des schon 1967 gelockerten Makedonien-Tabus treibt derzeit aber nicht nur in Bulgarien selbst die mannigfaltigsten Sumpflüthen, sondern verschafft eben auch der jahrzehntelang weitgehend unbeachteten bulgarischen Emigrationsliteratur neue Leser. So gesehen hat der in Detroit beheimatete Arzt *Ivan I. Gadjev* sein „Makedono-Bulgarian Scientific Institute „St. Clement of Ochrid““ durchaus zur rechten Zeit gegründet³⁾.

Als einen der ersten Autoren für die Schriftenreihe dieser Neugründung konnte der in Israel ansässige Mitarbeiter renommierter exilbulgarischer Radioprogramme Petăr Semerdžiev gewonnen werden, der etliche publizistische Beiträge zur bulgarischen Zeitgeschichte verfaßt hat⁴⁾. Das anzuzeigende schmale Bändchen besteht aus drei disparaten Teilen. Den ersten bildet

¹⁾ So z. B. Stojan Vardarski, *Krajat na dve bălgarski nacionalo-osvoboditelni organizacii. Likvidiraneto na „Vārtop“ i VRMO sled 9. IX. 1944 g., Svoboden narod. Organ na Bălgarskata socialdemokratičeska partija*, 28. Jg., Nr. 32 vom 1. Juni 1990.

²⁾ Vgl. auch Christofor Tzavella, *Zašto živeeš, nasledniko? Za Vanče Michajlov, negovoto vreme i sāvremieto, Otečestven vestnik. Vsekidnevnik na Otečestvennija sājuz*, 47. Jg., Nr. 13464 vom 3. Juli 1990, S. 6.

³⁾ Zwar geht aus einer anderen Publikation dieses „Instituts“ hervor, die Gründung sei bereits am 6. Oktober 1976 erfolgt, doch hat es bis 1989 offensichtlich keine publizistische Aktivität entfaltet. Vgl. *V zaštita na pravata na čoveka v Bălgarija*. Detroit, MI, 1989, S. 1.

⁴⁾ Petăr Semerdžiev, *Dimitrov i Komintern: Mif i dejstvitel'nost'*. Jerusalem 1976 (Soviet Institutions Series, 7); idem *Sudebnyj process Trajčo Kostova v Bolgarii (7–12 dekabrja 1949)*. Jerusalem 1980; idem, *Bălgarija na Balkanite sled Vtorata svetovna vojna*. Paris 1985; idem, *Ništožestvo v dospehite na veličie. Beležki kām knigata „Todor Živkov. Biografičen očerk“*. Sofija, Partizdat 1981, Paris 1985. Vgl. auch das von ihm eingeleitete Memoirenfragment des Reichstagsbrand-Angeklagten Blagoj Popov, *Za da ne se povtori nikoga veče*. Paris 1981.

ein hagiographisch-legendenartiger Abschnitt, betitelt mit „Der Lebensweg und der tragische Tod des Ilija Todorov Gadžev“ (S. 13–24). Aus ihm erfahren wir, daß der Namenspatron *I. Gadžev* (1902–1944) gleich der Mehrheit der hauptberuflichen IMRO-Funktionäre vorher Lehrer gewesen und 1927–1934 in IMRO-Diensten eine Tätigkeit ausgeübt hat, die der Verf. euphemistisch als diejenige eines „Sekretär-Kassierer des Kreiskomitee“ Nevrokop umschreibt (S. 14). Anders als die meisten ehemaligen leitenden IMRO-Funktionäre konnte sich *I. Gadžev* nach dem 9. September 1944, dem Tag der Einsetzung einer neuen Regierung durch die Rote Armee, nicht noch bis 1946 frei bewegen, sondern wurde den Angaben des Verf.s zufolge schon an besagtem 9. September von der neuen Volksmiliz verhaftet und am 4. Oktober 1944 zusammen mit einer Reihe weiterer lokaler IMRO-Größen ohne Gerichtsverfahren hingerichtet. Die Annahme, daß der Grund für dieses Vorgehen in einer Beteiligung *I. Gadževs* an etlichen Massakern der IMRO im Zeitraum 1923–1934, unter anderem unter Mitgliedern der damals illegalen Bulgarischen Kommunistischen Partei (BKP), zu suchen ist, hält der Verf. ohne nähere Begründung für abwegig.

Der zweite, mit „Die Bulgarische Kommunistische Partei, die Makedonische Frage und die IMRO“ überschriebene Teil der Broschüre (S. 25–101) gliedert sich seinerseits in drei Abschnitte, von denen nur der letzte von Interesse ist. Der erste, „Die Bulgarische Kommunistische Partei und die Makedonische Frage“ (S. 27–44), enthält ausschließlich „großbulgarische“ Gemeinplätze, und der zweite, „Die Bulgarische Kommunistische Partei und die IMRO“ (S. 45–79), ist weit davon entfernt, auf der Höhe selbst der bulgarischen historischen Forschung zu sein. Einzig der dritte, „Der Gerichtsprozeß gegen die IMRO 1946“ (S. 80–101), kann gewisse Originalität für sich beanspruchen, ist doch über diesen Prozeß bislang nur sehr wenig bekannt⁵⁾. Der Prozeß fand im Sofijoter Gerichtspalast vom 17. bis zum 24. August 1946 statt. Angeklagt von Staatsanwalt *Boris Minkovski* waren 19 IMRO-Funktionäre⁶⁾, denen die Wiederbelebung dieser Organisation und Verschwörungspläne gegen die neue „Volksmacht“ vorgeworfen wurden. Unter den 35 Zeugen waren die prominentesten die beiden ehemaligen Führer des durch das Schisma von 1928 entstandenen, als Protogerovisten bzw. Šandanovisten bekannten IMRO-Flügels um *Pero Šandanov* und *Lev Glavinčev*. Auf der Anklagebank fehlten, wie der Verf. hervorhebt, die beiden wichtigsten in Bulgarien befind-

⁵⁾ Vgl. bislang lediglich Magarditsch A. Hatschikjan, Tradition und Neuorientierung in der bulgarischen Außenpolitik 1944–1948. Die „nationale Außenpolitik“ der Bulgarischen Arbeiterpartei (Kommunisten). München 1988, S. 206–207. – Der Rezensent hat im Skopjoter *Arhiv na Institutot za nacionalna istorija* unter dem Titel „Proces sreštu V.M.R.O.“ und der Signatur „Sl. IV 106“ einen 222 Blatt umfassenden maschinenschriftlichen Durchschlag dieses Prozeßprotokolls ermittelt („Protokol na südebnoto delo N° 55/1946 god. na V.M.R.O. – krilo Ivan Mihajlov [predsedatel na süda Nikola Stojkov, sekretar Mančeva]“). Eine Kopie ist unter der Signatur „ZG: Ty 0115/9“ in der Bibliothek des Osteuropa-Instituts der Freien Universität (Sigel B 865) – auch der Fernleihe – zugänglich.

⁶⁾ Der Verf. nennt 22 (S. 81), doch geht dies aus dem Protokoll nicht hervor.

lichen Aktivisten des *Michajlov*-Flügels der IMRO, nämlich die ehemaligen ZK-Mitglieder *Georgi Nastev* und *Vladimir Kurtev*. *G. Nastev* war zu diesem Zeitpunkt bereits von unbekannter, vermutlich aber staatlicher Hand ermordet, während *V. Kurtev* der Aussage eines Angeklagten zufolge mit dem neuen Regime kollaborierte. Der Verf. hält dies trotz seiner Sympathie für die IMRO zwar für plausibel, nimmt aber zu diesem Fall von organisationsinternem „Hochverrat“ keine Stellung.

Im dritten Teil, dem umfangreichen Anhang (S. 103–164), finden sich unter anderem fünf zeitgenössische Artikel zum Makedonien-Problem aus dem kommunistischen Parteiorgan *Rabotničko delo* der Jahre 1945–1948 samt Kommentar (S. 111–125) sowie zwölf Artikel zum selben Thema aus den Zentralorganen der (noch) legalen Oppositionsparteien im Bulgarien der Jahre 1944 bis 1947, *Narodno zemedelsko zname* (Bauernpartei Nikola Petkov), *Svoboden narod* (Sozialdemokratie) und *Zname* (Demokratische Partei), alle ebenfalls samt Kommentar (S. 126–164). Mit ihnen möchte der Verf. die patriotische Haltung der Opposition dem „landesverrätischen“ Kompromißler-tum der regierenden Kommunisten in der Frage der nationalen und politischen Zugehörigkeit der Bevölkerung des seit 1912 zu Bulgarien gehörenden Pirin-Gebietes kontrastierend gegenüberstellen⁷⁾.

Die einzelnen Teile des Buches sind ursprünglich als selbständige Texte verfaßt worden, so daß zahlreiche Wiederholungen auftreten. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt, doch enthält der Anhang sporadisch bibliographische Angaben. Gleich den neuesten Publikationen zum Thema aus dem bulgarischen Inland⁸⁾ ist auch diese Veröffentlichung aus der bulgarischen Emigration ob ihrer außerwissenschaftlichen ideologischen und ethnopolitischen Grundprämissen nur sehr bedingt geeignet, den Kenntnisstand zur sich 1944 noch einmal stark verkomplizierenden Makedonischen Frage zu erweitern. Daß – ungeachtet aller bulgarischen Archivblockaden – mittels gründlicher Auswertung der greifbaren Quellen, darunter auch und gerade „graue Literatur“ wie die anzuzeigende Broschüre, breite Schneisen in dieses, auf den ersten Blick hoffnungslos dornige Dickicht geschlagen werden können, hat Magarditsch A. Hatschikjan in seiner zitierten Arbeit (Anm. 5) eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Grundlegende Untersuchungen dieser Art führen indes den deprimierend großen Niveauunterschied zum Schriften-

⁷⁾ Unter umgekehrtem ethnopolitischem Vorzeichen ist dasselbe Verfahren angewandt worden in: *Istoriska vistina. Progresivnata opšttestvena javnost vo Bugarija i Pirinska Makedonija za makedonskoto nacionalno prašanje. Dokumenti, studii, rezolucii, apeli i publicistički prilozi 1896–1956*. Red. Pero Korobar und Orde Ivanovski. Skopje 1981, hier S. 207–475. Vgl. aus Skopjoter Sicht zum selben Thema auch die Darstellung von Nikola Čingo, *Politikata na BRP (k) sprema makedonskoto prašanje vo periodot 1944–1948*. Skopje 1976.

⁸⁾ Vgl. etwa die unverständlicherweise „Nur zum Dienstgebrauch“ bestimmte Broschüre von Ljubomir Panajotov – Kostadin Palešutski – Dobrin Mičev, *Makedonskijat vāpros v bālgaro-jugoslavskite otnošenija*. Sofija 1987, oder die handwerklich solidere Untersuchung von Georgi Daskalov, *Bālgaro-jugoslavski političeski otnošenija 1944–1945*. Sofija 1989.

ausstoß der bulgarischen historisierenden Partei- und Emigrationspublizistik sowie ihres siamesischen Zwillings in Skopje erst in aller Schärfe vor Augen. Dennoch zu mutmaßen, daß sich daran in absehbarer Zeit etwas ändert, wäre angesichts der gegenwärtigen, gerade die Geschichtswissenschaft in Südosteuropa traditionell stark beeinflussenden politischen Großwetterlage wohl unverbesserlicher Zweckoptimismus.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

Mateeva, Marija – Christo Tepavičarov: Diplomatičeski otnošenija na Bălgarija 1878–1988. [Nebent.:] Bulgaria's Diplomatic Relations. 1878–1988; Les Relations diplomatiques de la Bulgarie 1878–1988. Hrsg. von Nikolaj Todorov. Sofija: BAN 1989. 420 S.

Kurze Zeit nachdem die Diplomatiehistorikerin Marija Mateeva eine chronologisch-prosopographische Übersicht der *Konsularbeziehungen* des bulgarischen Staates im Zeitraum 1879–1986 vorgelegt hat¹⁾, veröffentlicht sie nun ein umfangreicheres Handbuch zur Geschichte der *diplomatischen Beziehungen* Bulgariens, zu dem der Jurist Christo Tepavičarov ein – aus historischer Sicht durchaus entbehrliches – Kapitel über „Diplomatisches Recht und diplomatische Praxis in der VR Bulgarien“ (S. 9–43) beigesteuert hat. Ob seiner Disparatheit ebenfalls nicht unbedingt notwendig wäre das zweite Kapitel „Allgemeine Übersicht über die diplomatischen Beziehungen Bulgariens“ (S. 44–59) gewesen. Den inhaltlichen wie mengenmäßigen Hauptteil des Buches macht das dritte Kapitel „Artikel über die diplomatischen Beziehungen Bulgariens – nach Staaten [geordnet]“ (S. 60–336) aus. Auch das kurze vierte Kapitel „Ständige Vertretungen Bulgariens bei den internationalen Organisationen“ (S. 337–344) enthält andernorts kaum bringbare Informationen, desgleichen sind mehrere, als fünftes Kapitel bezeichnete Anhänge (S. 345–411) von Nutzen.

Die Länderabschnitte des eigentlichen Hauptteils bestehen zum einen aus einer Beschreibung der diplomatisch-völkerrechtlichen Verträge und Schritte, die die bulgarische Regierung mit dem jeweiligen Staat vor- bzw. gegen ihn unternommen hat, zum anderen aus je zwei Listen der bulgarischen diplomatischen Vertreter in dem entsprechenden Land sowie der diplomatischen Vertreter dieses Landes in Bulgarien, jeweils unter Angabe von Rang, Amtszeit und Ort. Da sich die Kompilatorin hierbei offensichtlich ausschließlich auf bulgarische Quellen gestützt hat, sind ihr relativ viele orthographische und andere Fehler unterlaufen. So muß es etwa *Rowland Arthur Charles Sperling* statt „Rojland Operling“ (S. 104) heißen, *Josef Mertens* statt „Jozef Martenes“ (S. 118), *Ivan Bagrjanov* statt „Părvan Bagrjanov“ (S. 119), *Gustav Michahelles* statt „Miha Heles“ (S. 121), *Sándor Kiss* [Kiš] statt „Sandor de Kis“ (S. 294), *Lajos Rudnay* statt „Luis de Rudnej“ (ibidem), *Gunnar Jarring*

¹⁾ Marija Mateeva, *Konsulskite otnošenija na Bălgarija 1879–1986 g.* Spravočnik. Sofija 1988.

statt „Gunar Jering“ (S. 323–324), *Vladimir Židovec* statt „Vladimir Židovič“ (S. 329 und 332), und *Aleksandar Vukčević* statt „Aleksandär Bukčević“ (S. 332).

Eine „Liste der Staatsoberhäupter, Ministerpräsidenten und Außenminister Bulgariens“ (S. 345–350) im Anhang stellt eine nützliche Ergänzung zu den bereits vorliegenden Übersichten²⁾ dar, wie auch die dort befindliche Liste „Bulgarische diplomatische Vertreter“ (S. 377–410) zwar das dringend benötigte Namensregister nicht ersetzen, aber dennoch von Nutzen sein kann.

M. Mateevas *spravočnik* ist – neben einigen Bibliographien, mehreren Archivführern und einem höchst fragmentarischen historischen Handwörterbuch³⁾ – das erste ernstzunehmende Hilfsmittel zur modernen Geschichte Bulgariens, das die bulgarische Historiographie jemals zustande gebracht hat. Trotz seiner nicht unbeträchtlichen Schwächen ist dieses Handbuch daher eine hochwillkommene Arbeitshilfe.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

Săedinenieto na Severna i Južna Bălgarija i srăbsko-bălgarskata vojna.

Diplomatičeski dokumenti 1885–1886. Red. Kol.: Christo A. Christov [u. a.]. Săst.: Cvetana G. Todorova [u. a.]. Sofija: Nauka i Izkustvo 1989. 633 S. [Die Vereinigung von Nord- und Südbulgarien und der serbisch-bulgarische Krieg.]

Die politischen Ereignisse der Jahre 1885–1886, die für Bulgarien durch den militärischen Erfolg über Serbien und durch den faktischen Anschluß Ostrumeliens so erfolgreich verlaufen waren, haben, als sie sich zum hundertsten Male jährten, naturgemäß in der wissenschaftlichen Literatur wieder reichen Niederschlag gefunden. Besonders erfreulich ist die etwas verspätet erschienene Sammlung von Dokumenten aus deutschen, österreichischen, britischen, französischen und sowjetischen Archiven (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn, Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Public Record Office beim Foreign Office, Archives du Ministère des Affaires Étrangères, Central’nyj Gosudarstvennyj Archiv Oktjabr’skoj Revoljucii und Central’nyj Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv), die in Form von Mikrofilmen jetzt auch im Archiv des Historischen Instituts und des Staatlichen Historischen Zentralarchivs in Sofia zu finden sind. Man hat sich der großen Mühe unterzogen, insgesamt 583 Dokumente für den Zeitraum vom 6. Januar 1885 bis zum 27. April 1886 auszuwählen und in bulgarischer Übersetzung wiederzugeben; die Namen der Übersetzer werden nicht mitgeteilt, und man

²⁾ „Bulgarien“, in: Karl Kaser, Handbuch der Regierungen Südosteuropas (1833–1980), Bd. I, Graz 1981, S. 79–229; „Bulgarskite pravitelstva (1879–1986)“, in: J. Angelova [et al.], Bălgarskite dăržavni institucii 1879–1986. Enciklopedičen spravočnik. Red. Andrej Pantev. Sofija 1987, S. 309–342.

³⁾ Veska Nikolova – Milen Kumanov, Kratak istoričeski spravočnik. T. 3: Bălgarija. Sofija 1983.

darf wohl annehmen, daß sie mit den sieben Kolleginnen identisch sind, die neben C. Todorova als Kompilatoren genannt werden. Dazu kommen eine kurze historische Einführung von Ch. Christov und, was besonders hervorgehoben werden soll, sowohl ein Personenregister, das oft durch biographische Notizen ergänzt wird, wie auch ein Verzeichnis der geographischen Namen, die gelegentlich etwas unangemessen kommentiert werden. So ist Cetinje „eine Stadt in der SFR Jugoslawien“, und es fehlt jeder Hinweis auf ihre damalige historische Bedeutung. Der spätere Thronkandidat *Waldemar von Dänemark* erscheint bereits in Dokument Nr. 268 (Botschafter *Calice* am 27. X. 1885 nach Wien; die Nummern in den Registern beziehen sich auf die jeweiligen Dokumente und sind keine Seitenzahlen), obwohl Fürst *Alexander (von Battenberg)* bekanntlich erst im August 1886 gestürzt wurde. Für jedes Dokument werden sowohl der Fundort wie auch der betreffende Mikrofilm in Sofia angeführt, so daß der dort lebende bulgarische Kollege, der sich mit diesem Zeitraum und den damit zusammenhängenden politischen Vorgängen beschäftigt und auch den Mikrofilm einsehen will, wunschlos glücklich sein darf.

Aber eben nur der! Jeder andere Wissenschaftler, der außerhalb von Sofia wohnt, selbst wenn er das Bulgarische mehr oder weniger beherrscht, steht totunglücklich vor dieser schönen Sammlung und möchte die Zeiten von *Nikola Michov* herbeiträumen, als dieser viele Bände veröffentlichte, die neben den bibliographischen Angaben auch Auszüge in der Originalsprache enthielten¹). Damals handelte es sich nicht einmal um Dokumente, die gewöhnlich nur in einem einzigen Archiv auf der Welt aufbewahrt werden, sondern „nur“ um Druckwerke, die meist in mehreren oder gar vielen Bibliotheken einzusehen waren. Man könnte aber auch z. B. die Reihe „Izvori za bŭlgarskata istorija“ erwähnen, deren auf das Osmanische Reich bezogene Bände dem Rez. vorliegen und die gewöhnlich mit den Quellentexten zusammen oder wenigstens teilweise mit (freilich nicht immer sehr brauchbaren) Faksimilewiedergaben publiziert worden sind. Wie zum Hohn, möchte man fast sagen, gibt jetzt lediglich der Einband des vorliegenden Sammelwerkes den Teil eines Dokuments in Faksimile wieder.

Heute wird oft der Eindruck vermittelt, daß, je vollendeter und einfacher die Kopiertechnik wird, es umso schwieriger zu sein scheint, wissenschaftliche Werke auf unserem historischen Bereich mit brauchbaren Illustrationen oder Faksimiles auszustatten. Fremdsprachige Texte zu setzen, bedeutet oft eine Unzahl von möglichen Fehlerquellen und hohe Kosten. Dennoch möchte ich an die bulgarischen Kollegen und amtlichen Stellen appellieren, wenn irgend möglich, über den Sofioter Horizont hinauszudenken und solche wertvollen Quellensammlungen, die neben der bulgarischen Geschichte auch jene der Balkanländer, des Osmanischen Reichs und der Großmächte tangieren, wenigstens durch Faksimilewiedergaben einem größeren Kreis zugänglich zu machen – wie es ohnehin einmal war und bei derartigem Archivmaterial

¹) U. a. N. V. Michov, *Naselenieto na Turcija i Bălgarija prez XVIII i XIX v.* 5 Bände. Sofija 1915–1968; idem, *Prinos kăm istorijata na tărgovijata na Turcija i Bălgarija.* 6 Bände. Sofija 1941–1970.

dringend erwünscht ist. Selbstredend gilt dieser Appell in abgewandelter Form auch für die zuständigen Institutionen in anderen Ländern.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf

Kabakčiev, Christo: Izbrani proizvedenija. Tom p̄arvi, juni 1895–septemvri 1917. Red. Tatjana Koleva. S̄ast. Valentina Koleva, Tatjana Kirjakova. Sofija: Partizdat 1988. 607 pp. [Selected works. Vol. I, June 1895–September 1917.]

This is the first of two planned volumes of the writings of *Christo Kabakčiev*. Born in Galati in 1878 *Kabakčiev* was a life-long activist in the Bulgarian socialist movement, and from 1905 to 1927 served as a member of the Central Committee of the faction which in 1919 became the Bulgarian Communist Party, whose first manifesto he drafted. In 1923 he became political secretary of the Party but was arrested after the farcical communist rising of that September. After his release in 1926 he went to Vienna and then on to the Soviet Union. Here he joined *Dimitrov* for a while in the Comintern *apparat* but then went on to teach at the Communist University and the Marx-Engels-Lenin Institute. From 1935 he was attached to the Institute of History at the USSR Academy of Sciences. It is, however, as a journalist rather than an apparatchik or a teacher that he lays claim to our attention. Between 1895 and 1917 he was editor in chief of the Party newspaper, *Rabotničeski Vestnik*, and later in his life he published a number of reminiscences and analyses of Bulgarian Party history. In all he published some two thousand articles and thirty books. This first volume of his selected works contains items from the period 1895 to 1917. The very first is an interesting piece from his early years as a pupil in Varna and deals with the importance of the intelligentsia. Later items become more dogmatic and less interesting. *Kabakčiev* was a fierce proponent of the 'Narrow' Socialist arguments against collaboration with bourgeois parties and in favour of trade unions strictly subordinated to the Party and its political needs. He was equally hot on Party discipline. He was therefore a natural and passionate supporter of *Lenin's* odious ideas of 'democratic centralism'. Professor T. Koleva's introduction to this volume is of interest. She says little of *Kabakčiev's* experiences in the Soviet Union or of the fact that he survived the purges only because of *Dimitrov's* protection. Of his three brain haemorrhages we are told that the third was fatal but not when they occurred or if there were any 'unusual' circumstances surrounding them. She also ends here essay thus: 'These items give an impression, albeit incomplete, of *Kabakčiev's* ceaseless activity in raising the class consciousness of the Bulgarian proletariat, and in preparing it for the fulfilment of its historic rôle as the gravedigger of capitalism. They will be of value in the propaganda work of the Party cadres, they will be a source for the study of the past of the BCP, and they will be of interest to the wide circle of readers who study the development of Marxism and the theory and revolutionary practice of our Party.' (p. 43) This clearly marks the book as a pre-1989 publication. The real questions it now poses are: is the circle of assiduous students of Marxism as wide as Professor Koleva believed in 1988? Does anyone still believe in the historic

role of the Party as the gravedigger of capitalism? Given the present paper shortages in Bulgaria, aggravated as a recent report noted by the publication in large tirages of books no-one wanted, is it likely that the second of the planned two volumes will ever see the light of day? Will the Party have a printing press of its own in two years time? I rather think that the answer to all these questions will be *ne* (no).

Canterbury

Richard Crampton

Objavjavane na nezavisimostta na Bălgarija prez 1908 g. Sofija: BAN 1989. 455 p. [Declaration of Bulgarian Independence in 1908.]

The *ancien régime* in Bulgaria, as in the other former socialist states of Eastern Europe, was much given to festivals and celebrations. There was nothing like an anniversary for splashing out and spending a few thousand precious leva or even dollars to mark some step in the glorious march of Bulgarian history. Most of such occasions were massive wastes of money; a few eventually produced something of scholarly worth. One of the latter was the large, celebratory conference organised in Veliko Tărnovo in 1983 to mark the seventy-fifth anniversary of the full declaration of Bulgarian independence in 1908. That declaration was the first step in the development of the Balkan crisis which lasted until April 1909 when Russia and the Ottoman empire accepted full Bulgarian independence, the Austro-Hungarian annexation of Bosnia-Hercegovina and the enosis of Crete with Greece. The declaration of October 1908 ended Bulgaria's vassal status and separated it completely from the Ottoman empire; in real terms this meant the country was no longer theoretically obliged to pay an annual tribute to the Sultan, that its obligations with regard to the Ottoman Public Debt were eased, that the Oriental Railway Company based in Constantinople no longer controlled the railways in southern Bulgaria, that the Capitulations were no longer applicable in Bulgaria, and that *Ferdinand* was now to be entitled King (*tsar*) rather than Prince (*knyaz*). This helped *Ferdinand* who, since the January 1907 demonstrations outside the National Theatre, had lost much of the little popular support he previously enjoyed.

This publication concentrates on both the internal and the external aspects of the events of 1908. The latter are covered in 336 documents from the German Foreign Office archives in Bonn, some of which are also reproduced photographically. Most of these documents have never been published before and naturally are to be welcomed on that account alone. There is also a useful summary of the each document and in his introduction Professor Isusov promises further publication of documents from other foreign holdings. The present collection and those to come will provide an excellent complement to Cvetana Todorova's collection of documents from *Ferdinand's* private office published in 1968 under the title "Dokumenty po objavjavane na nezavisimostta na Bălgarija 1908 godina". Cvetana Todorova is, as one would expect, amongst the list of contributors of the twelve papers which make up the remainder of the volume. Her essay deals with the general diplomatic response

to the declaration. Worthy of mention amongst the other contributors are Veska Nikolova who deals with the attempted declaration of independence in 1897; Vesela Traikova who examines the impact of the events of 1908 on the Bulgarian cause in Macedonia and Thrace; and Ivan Stojanov who looks at the Bulgarian press in the same year. Ančo Ančev studies historians who have written upon the declaration of independence in the period 1908 to 1944, and Metodi Petrov writes on its treatment in Bulgarian historiography in general. There is also a short fascinating entry by Biserka Gramatikova on a little known piece on the declaration of 1908 composed by Georgi Šagunov, the manuscript original of which is kept in the Burgas regional state archives.

These varied essays add to our knowledge of 1908, but the most important contribution this volume makes to scholarship lies in the German documents.

Canterbury

Richard Crampton

Markov, Georgi: Bălgarija văv Balkanskija sājuz sreštu Osmanskata imperija, 1912–1913. Sofija: Nauka i izkustvo 1989. 457 pp. [Engl. Res.: Bulgaria in the Balkan alliance against the Ottoman empire, 1912–1913.]

This is a long, detailed and readable account of the first Balkan war in which Bulgaria and her allies astounded Europe with the rapidity and extent of their defeat of the Ottoman armies. The subject has been well treated by previous historians, Bulgarian and non-Bulgarian, with E. C. Helmreich's "The Diplomacy of the Balkan Wars" remaining the standard work on the political aspects of the war. Markov, however, does not confine himself to the diplomatic story. Though he does not ignore it, diplomacy has to vie for his attention with the military saga and the internal, Bulgarian political intrigues. The author relies overwhelmingly on primary sources. Most of these are Bulgarian but he also makes reference to files in the Viennese archives; much of the material quoted is from official papers but Markov has used private collections too. Not surprisingly, with over four hundred pages devoted to eight months, albeit climacteric ones, there is wealth of detail. Much time is taken in defining military dispositions and movements but these do not pall; before the reader can become bored the author switches to diplomatic or political developments and interest is thereby maintained.

The main outline of the story is of course well-known, but Markov has interesting detail and anecdote to add. There is an excellent discussion of *Ferdinand* and his desire to enter Constantinople in triumph and the dangers to which that would have given rise. There is also a fascinating description of the confidential talks held in the Ottoman capital in November 1912 on the possibility of a peace treaty, and again on 25 December when General *Savov* and Colonel *Nerezov* met secretly with *Noradungian* Effendi and *Nazim* Pasha on a bridge near Bakhchekoy. Of one of the negotiators involved in the first round of talks we are told: (p. 208) "True to his miserly nature, Hadjikalchov 'forgot' to pay his bill at the Pera Palace Hotel – he excused himself by saying that he had not been given any expenses and left for the return trip to Lozen-

grad". (The diplomatic sections of Markov's narrative show once again how important international trains were as a venue for conducting negotiations. One wonders how many diplomatic questions have been settled in sealed compartments of the Orient Express. Is there not a thesis to be written on this?)

The critical juncture for Bulgaria was, of course, May–June 1913 and the fateful decision to attack its former allies who were already ganging up against her. Markov gives a splendid account of this tragic turn events, with general *Savov* threatening to disobey orders 'even at the risk of being court-martialled' (p. 427). *Ferdinand*, predictably, threw a tantrum. Markov also traces the tensions leading up to the breach with the allies, and if he pleads the Bulgarian case he does so in restrained and scholarly fashion rather than in chauvinistic terms, and he does not pull his punches when criticising Bulgarian or other, including Russian, diplomatists and policy makers. In effect this is a mature, and sophisticated treatment of a sensitive and seminal incident. One must hope that Markov will take the story on and deal with the second or 'inter-allied' Balkan war, and given that the final section of the text is entitled 'End with a Continuation' this would seem a reasonable expectation.

There are two summaries, one in Russian and one in what is said to be English. It is at least in the Latin script but there are few further resemblances to modern standard English. Bulgarian publishers are considerate in providing foreign-language summaries but if they do not exercise more control over their quality they are simply wasting their time and money. On the other hand, the map of the military operations reproduced in both end-covers is excellent.

Canterbury

Richard Crampton

Jovkov, Ivan: Chronika na edno caruvane. Pŭrva čast. Sofija: Izd. na Otečestvenija front 1989. 424 S. [Chronik eines Zartums. Erster Teil.]

Der bulgarische Schriftsteller Ivan Jovkov gilt seit längerem als ebenso parteitreuer wie gut informierter Verfasser historischer Sachbücher. Bereits anhand seiner belletristischen Broschüre „Kavaliere des Todes“ (Kavaleri na smärtta, Sofija 1969), in der der „Weiße Terror“ im Bulgarien der zwanziger Jahre ebenso anschaulich wie einseitig beschrieben wurde, war unschwer zu erkennen, daß dem Verf. Archivbestände des Innenministeriums, der Polizeidirektion, nationalrevolutionärer Organisationen u. a. zugänglich gewesen waren, die der professionellen Forschung bis heute verschlossen sind. Ähnlich verhält es sich mit dem hier anzuzeigenden ersten, die Zeit 1918–1930 abdeckenden Band einer auf zwei Bände angelegten politischen Biographie des (vorläufig) vorletzten bulgarischen Zaren *Boris III.* (1918–1943) – allerdings mit dem Unterschied, daß der Verf. die von ihm eingesehenen Quellen diesmal zumindest summarisch aufführt (S. 417–418).

Gegenstand des anzuzeigenden, vom Verf. selbst dem Genre der Chronik zugeordneten Buches, ist weniger die Person des Zaren als vielmehr das von ihm maßgeblich geprägte politische Milieu, wobei die Periodisierungsgrenzen Inthronisation und Verheiratung bilden. Insofern unterscheidet sich die

Intention des Verf.s, nämlich ein Zeitpanorama Bulgariens in den zwanziger Jahren zu entwerfen, sowohl von denjenigen der bisherigen *Boris*-Biographien¹⁾ als auch von denen der einschlägigen, mit wesentlich engeren Themenstellungen arbeitenden Zeitgeschichtsforschung in Bulgarien. Einzig die sowjetische Bulgarien-Historiographie hat, ausgehend von ähnlichen Prämissen, für die nähere Zukunft eine solche Synthese ins Auge gefaßt²⁾.

Auf eine Vorstellung der Fülle an Detailinformationen dieses Buches muß hier verzichtet werden, vor allem auch, weil es – trotz der genannten Ambitionen des Verf.s – tatsächlich eine Aneinanderreihung von Einzelheiten darstellt. Viele von ihnen sind für sich genommen von beträchtlichem Informationswert, auch wenn, wie gesagt, ihre Nachprüfbarkeit stark eingeschränkt ist, doch fügen sich die einzelnen Mosaiksteinchen zu keinem neuen Bild zusammen. Dies findet seinen Grund in erster Linie darin, daß sich der Verf. ganz unverkennbar mit einer vorgefaßten bzw. vorgegebenen Meinung ans Werk gemacht hat. *Boris III.* wird gemäß dieser, aus der Zeit des sog. Volksgerichts im Bulgarien der Jahreswende 1944/45 herrührenden Sicht als böser Geist der politischen Szene des Landes dämonisiert, welcher bis 1935 aus dem Hintergrund die Fäden zog, um danach sein wahres diktatorisches Gesicht offen zu zeigen. Hinsichtlich der ersten, klandestinen Phase dieses Wirkens werden dabei keinerlei zeitliche Zäsuren gesetzt: Einfluß und Einflußnahme des Monarchen werden vom Tage seiner Thronbesteigung als ausschlaggebend gewertet. Ob indes von einem solchen entscheidenden Einfluß vor der Mitte der zwanziger Jahre überhaupt gesprochen werden kann, muß auch nach der Lektüre dieses Buches fraglich bleiben. Immerhin bringt der Verf. weitere Hinweise auf diejenigen Personen, Gruppen, Faktoren und Mechanismen, mit Hilfe derer der Zar Einfluß auf die Tagespolitik zu nehmen trachtete. Wie bereits in seiner Broschüre von 1969 hält er auch hier den Obersten und späteren General *Ivan Vălkov*, maßgeblicher Mann in der geheimen Militärliga und ab 1926 Kriegsminister, für den zarischen Hauptverbindungsman und damit für die Schlüsselfigur. Er geht damit konform mit den Forschungsergebnissen der sowjetischen Historikerin Ritta P. Grišina, die sich

¹⁾ Nikolai P. Nikolaev, *La Destinée tragique d'un roi: la vie et le règne de Boris III, roi des bulgares*. Uppsala 1952; Pashanko Dimitroff, *Boris III of Bulgaria: Toiler, Citizen, King 1894–1943*. Lewes, Sussex 1986; Stephane Groueff, *The Crown of Thorns. The Reign of King Boris III of Bulgaria, 1918–1943*. Lanham, MD, New York, NY, London 1987 (vgl. zum letztgenannten Buch meine Besprechung in *Südost-Forschungen* 47 (1988), S. 419–420.)

²⁾ Vgl. zum ambitionierten sowjetischen „Perspektivplan“ zur Erforschung der Geschichte Bulgariens in der Zwischenkriegszeit Ritta P. Grišina – Vladimir F. Kadackij – Tatjana F. Makoveckaja, *Izučenie mežvoennoj istorii Bolgarii v sovetskoj istoriografii*, in: *Sovetskaja Bolgaristika. Itogi i perspektivy. Materialy konferencii posvjaščennoj 1300-letiju Bolgarskogo gosudarstva*. Moskva 1983, S. 69–77, hier S. 76–77, sowie ein Zwischenergebnis in: *Političeskie sistemy v stranach Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evropy 1917–1929 gg.* Red. R.P. Grišina, Moskva 1988, hier die beiden Bulgarien-Kapitel von T.F. Makoveckaja, S. 14–50, und R.P. Grišina, S. 262–306.

vor allem auf die Akten des 1954 in Sofija abgehaltenen nichtöffentlichen Prozesses gegen *I. Vălkov* gestützt hat³⁾). Angesichts der spezifischen Problematik dieser Quellengattung sowie der Tatsache, daß Hauptangeklagte in Prozessen naturgemäß eine Hauptrolle spielen, ist dies nicht eben die solideste archivarische Grundlage, wie darüberhinaus neuere bulgarische Forschungen keine Hinweise auf eine allzu aktive politische Rolle des Zaren bis zur Mitte der zwanziger Jahre erbracht haben⁴⁾). Mit Blick auf den Zeitraum 1926–1929, in dem *I. Vălkov* sein Ministeramt ausübte, dürfte der Verf. allerdings im Recht sein, obgleich gerade diese Periode der bulgarischen Zwischenkriegsgeschichte weitgehend unerforscht geblieben ist.

Der Band verfügt über ein unzeitgemäß dogmatisch-polemisiertes Vorwort von Kiril Vasilev (S. 5–15) mit dem plumpen Titel „Die Feigheit der Monarchie“ sowie über eine Archivbestände miteinschließende „Bibliographie“ (S. 417–422), nicht jedoch über Register oder Belegstellen. Vor allem dieser letzte Punkt drückt den Wert des Buches unter die Schwelle der Wissenschaftlichkeit und läßt es zu einem bloßen Dokument politischer Publizistik werden. Für eine solche Kategorisierung sprechen auch die Angaben des Impressumblattes: Demzufolge ist das Buch auf Initiative des früheren Politbüromitgliedes *Jordan Jotov* – zugleich Verfasser eines der beiden Publikationsgutachten – im Juni 1989 in Satz gegangen. Trotz der zwischenzeitig erfolgten Wende und der Absetzung *J. Jotovs* konnte es dann im Februar 1990 in der gewaltigen Auflage von 60 000 Exemplaren in der Staatsdruckerei gedruckt und ab März vom Verlag der mittlerweile als *Vaterländischer Bund* firmierenden ehemaligen *Vaterländischen Front* zum überaus leserfreundlichen Preis von 4,60 Leva vertrieben werden (S. 2). Mit Fug und Recht kann daher angenommen werden, daß die an Boden verlierenden Ideologen der ehemaligen Bulgarischen Kommunistischen Partei dem unter dem Einfluß zahlreicher, auch monarchistischer Parteineugründungen sich in politischer Nostalgie ergehendem bulgarischen Lesepublikum dieses Buch als republikanisch-klassenkämpferisches Antidot verabreichen wollten. Ob diese Rechnung jedoch aufgeht, muß – nicht zuletzt der republikanisch-marktwirtschaftlichen Gesinnung des im Madrider Exil bereitstehenden *Boris*-Sohnes *Simeon II.* – fraglich bleiben. Dennoch wird der noch nicht in Sichtweite geratene Verfasser einer definitiven *Boris*-Biographie diesem Buch ungeachtet allen belletristischen Agitprops etliche nützliche Hinweise entnehmen können.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

³⁾ Ritta P. Grišina, *Vozniknovenie fašizma v Bolgarii 1919–1925 gg.* Sofija 1976, S. 29 und passim.

⁴⁾ Vgl. das unten S. 549–556 besprochene Buch von Veličko Georgiev, *Narodnijat sgovor 1921–1923.* Sofija 1989.

Kuzmanova, Antonina: Ot N'oj do Krajova. Văprosăt za Južna Dobrudža v meždunarodnite otnošenija (1919–1940). Sofija: Nauka i izkustvo 1989. 308 S. [Von Neuilly nach Craiova. Die Süddobrudža-Frage in den internationalen Beziehungen (1919–1940).]

Ein bilaterales Territorialproblem in Südosteuropa aus der Perspektive einer der beiden beteiligten Nationalhistoriographien behandelt – das gleitet nur allzu häufig in eine wissenschaftlich wenig ergiebige patriotische Pflichtübung ab. Und in der Tat ist die bulgarische Rumänien-Historikerin Antonina Kuzmanova, deren Publikationen unlängst auch politische Wellen geschlagen haben¹⁾, dieser Gefahr voll und ganz erlegen. Schon im „Vorwort“ (S. 7–15) heißt es daher, „die Vergangenheit der Dobrudža-Bulgaren [sei] ein untrennbarer Bestandteil der Geschichte Bulgariens“ (S. 7), was „der überwiegend bulgarische ethnische Charakter der Süddobrudža“ beweise (S. 8). Beide Behauptungen sind zum einen in ihrer Absolutheit fragwürdig, zum anderen im Zusammenhang mit der im Titel genannten Fragestellung irrelevant. Bedauerlicherweise hat sich die Verf.in aber weniger auf die internationalen Beziehungen als vielmehr auf die bulgarischen Revisionsbestrebungen in der Zwischenkriegszeit konzentriert. In Übereinstimmung mit der vorherrschenden national-beschränkten Geschichtsauffassung sieht sie in diesen Bestrebungen in erster Linie den Versuch, Bulgarien zugefügtes „historisches Unrecht“ wiedergutzumachen. Daß diese Wiedergutmachung im Zuge der nationalsozialistischen Balkanpolitik von *Adolf Hitler* dekretiert wurde, wird dabei ebensowenig thematisiert wie die Entscheidung der Pariser Friedenskonferenz von 1947, Bulgarien die Süddobrudža trotz des an der Seite des Dritten Reiches verlorenen Krieges zu belassen.

Z. T. wörtlich wiederholt werden die zitierten einstimmenden Floskeln in der „Einführung“ (S. 17–28), in der die Verf.in mittels wertender Etiketten zentrale Fakten exemplarisch zurechtinterpretiert. So unternimmt beispielsweise „die rumänische chauvinistische Bourgeoisie und Großgrundbesitzerschicht“ 1913 einen „Einfall“ nach Bulgarien (S. 23), wohingegen die bulgarische Armee 1916 gegen Rumänien „heldenhafte Angriffsoperationen“ vorträgt (S. 25) usw.

Das teleologisch-nationalistische Geschichtsbild spiegeln bereits die Überschriften zu den fünf Kapiteln des Hauptteils wider: Auf „Neuilly 1919. Der neuerliche Verlust“ (Kap. 1, S. 29–52) folgt nach „Jahren der ‚Befriedung durch Gewalt‘ (1920–1923)“ (Kap. 2, S. 53–91), einem „Jahrzehnt ohne Perspektive (1923–1934)“ (Kap. 3, S. 92–146) und „Vorkriegsjahren“ (Kap. 4, S. 147–222) endlich das großbulgarische *happy end*, nämlich „Die Rückgabe“ (Kap. 5, S. 223–283). Dennoch ist dieser Teil nicht gänzlich wertlos, da die Verf.in einige Ergebnisse der bulgarischen historischen Forschung hier in übersichtlicher Form kolportiert. Dies trifft besonders auf Arbeiten über die von *Petăr Vičev* geleitete „Dobrudžanische Revolutionäre Organisation“, eine Schwesterformation zur prokommunistischen Vereinigten IMRO, zu. Auch an Archivquellen zur bulgarischen Diplomatie kann die Verf.in einiges Neues

¹⁾ Vgl. die Dokumentation von *Dionisie Ghermani*, Rumänisch-bulgarische Zwistigkeiten, *Südosteuropa* 35 (1986), S. 127–131.

anführen, doch muß die Frage nach der Repräsentativität der von ihr angeführten Quellen angesichts ihres vornehmsten Auswahlprinzips offen bleiben. Im „Schluß“ (S. 284–288) unterstreicht die Verf.in dieses fragwürdige Prinzip noch einmal: „Ich habe mein Buch ‚Von Neuilly nach Craiova‘ genannt, weil dies der Leidensweg war, den das Vaterland gehen mußte, bis es die gequälte Süddobrudža wieder in seinem Schoß wiegen konnte“ (S. 284). Der nicht minder gequälte Leser der Produkte bulgarischer Nationalgeschichtsschreibung hingegen fragt sich, welcher Leidensweg ihm bevorsteht, zumal jetzt, da auch der letzte dämpfende Einfluß „internationalistisch“ ausgerichteter ideologischer Kontrollinstanzen auf die bulgarische Historikerschaft weggefallen ist. Publikationen wie das anzuzeigende Buch, verfaßt von einer leitenden Mitarbeiterin des Instituts für Balkanistik an der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften und veröffentlicht im Verlag derselben Akademie, lassen weder für die Historiographie noch für die bilateralen Beziehungen der Zukunft Gutes ahnen.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

Kacarkova, Vera: Ikonomičeskite otnošenija na Bălgarija s balkanskite dăržavi perioda meždū dvete svetovni vojni 1919–1941. Sofija: BAN 1989. 279 S. [Die Wirtschaftsbeziehungen Bulgariens mit den Balkanstaaten zwischen den beiden Weltkriegen 1919–1941.]

Während die politischen Beziehungen der Balkanstaaten in der Zwischenkriegszeit in der historischen Forschung schon frühzeitig ein breites Interesse gefunden haben, sind Untersuchungen über ihre Wirtschaftsbeziehungen noch ziemlich rar. Dies hat zum einen damit zu tun, daß die Erschließung des hierfür geeigneten Quellenmaterials nach wie vor Schwierigkeiten bereitet und es bisher in diesen Ländern nicht genug wirklich kompetente Fachleute gab, die diese Arbeit auch unter Berücksichtigung der Wirtschaftsprobleme Südosteuropas insgesamt hätten leisten können. Zum anderen war die Handelsverknüpfung gerade der Balkanstaaten – bedingt durch die weitgehend gleiche agrarische Produktionsgrundlage und einen allgemein niedrigen Stand von Wirtschaft und Technik – relativ gering. Hemmend wirkten aber auch geographische und historisch-politische sowie mentalitätsmäßige Faktoren, die außerdem in engem Zusammenhang mit der langen Zugehörigkeit zur Habsburger Monarchie oder zum Osmanischen Reich standen. Die Folge war eine ökonomische Desintegration, durch die dem Balkanraum auf dem europäischen Markt nur eine marginale Rolle als Rohstoff- und Nahrungsmittellieferanten zukam.

Diese Umstände sind in Betracht zu ziehen, will man den Stellenwert der Arbeit von Vera Kacarkova beurteilen, die schon seit Jahren mit kleineren Einzeluntersuchungen zum Thema hervorgetreten ist und nun eine Gesamtdarstellung über den Warenverkehr speziell zwischen Bulgarien und seinen Nachbarn in der Zeit zwischen den Kriegen versucht hat, die über die rein ökonomischen Implikationen hinausgeht. In Anbetracht der unter den Historikern dieser Länder nicht sonderlich entwickelten Analyseinstrumente und Quantifizierungsmethoden zur Erfassung ökonomischer Zusammenhänge

stellt sie durchaus einen Forschungsfortschritt dar, zumal auch wichtige Aspekte der komplizierten Beziehungen der Balkanländer untereinander und zu den Großmächten berücksichtigt und in die Überlegungen einbezogen werden. Dabei versteht Kacarkova Wirtschaftsbeziehungen als Oberbegriff für das ganze Spektrum der Austauschrelationen und der damit verbundenen politischen Zuordnungen. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung stehen die Handelsbeziehungen als wichtigste Form der wirtschaftlichen Zusammenarbeit sowie die Bemühungen um den Abschluß von Handelsverträgen als Grundlage hierfür. Die Arbeit basiert ausschließlich auf bulgarischem Archivmaterial, auf den Statistiken der beteiligten Länder sowie auf zeitgenössischen Publikationen zu Wirtschaftsfragen und rezipiert unterschiedliche Ansätze in der wissenschaftlichen Literatur.

Einleitend gibt Kacarkova einen Überblick über die Wirtschaftsentwicklung in den Balkanländern (neben Bulgarien sind dies Albanien, Griechenland, Jugoslawien, Rumänien und die Türkei) und charakterisiert ihre Außenhandelsstruktur, die durch den Export von landwirtschaftlichen Grundprodukten, mineralischen und petrochemischen Rohstoffen und den Import von Investitionsgütern, vor allem aber industriellen Fertigwaren gekennzeichnet war. Daß diese ausschließlich aus den entwickelten Ländern West- und Mitteleuropas kamen, ist die einfache Erklärung für das geringe Ausmaß der innerbalkanischen Wirtschaftsbeziehungen. Hinzu kamen binnenwirtschaftliche Maßnahmen und – wie im Falle der Türkei für Bulgarien – die Wiederbelebung der traditionellen Handelsverbindungen. Nach der staatlichen Neuordnung Südosteuropas erhöhte sich jedoch zunächst der bulgarische Warenaustausch mit den anderen Nachbarländern im Vergleich zur Vorkriegszeit um ein Vielfaches. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß bei den neuen Einzelstaaten eine oft sehr engstirnige nationale Interessenverfolgung im Vordergrund stand, die nicht zuletzt durch einen ausgeprägten Wirtschaftsnationalismus gekennzeichnet war und insgesamt die Selbstbehauptungskräfte im Gesamttraum schwächte. Bulgarien hatte als Verlierer der Nachkriegsordnung unter diesem Zustand besonders zu leiden und war deshalb bemüht, die Anrainerstaaten nicht zu provozieren und die Basis für eine Normalisierung der Beziehungen sowie eine einvernehmliche Regelung der strittigen Fragen nicht zu gefährden. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß auch die Außenhandelspolitik Bulgariens auf die Überwindung der politischen Isolierung gerichtet war.

Im Mittelpunkt des ersten Untersuchungsteils steht deshalb die Entwicklung der bulgarischen Handelsbeziehungen mit den einzelnen Balkanstaaten mitsamt ihren unterschiedlichen Begleiterscheinungen. Obwohl das wirtschaftliche Wachstum gering war, der Lebensmittelexport nur langsam in Gang kam und der Friedensvertrag diskriminierende Bestimmungen enthielt, nahmen sie anfangs einen günstigen Verlauf, so daß 1928 etwa ein Fünftel des bulgarischen Exports in die Nachbarländer ging. Gab es von Anfang an zahlreiche traditionelle und aktuelle Hindernisse für eine sinnvolle Ausnutzung der vorhandenen Möglichkeiten, so führte die Weltwirtschaftskrise zu einem irreparablen Bruch in den innerbalkanischen Handelsbeziehungen und infolge der katastrophalen Lage der südosteuropäischen Landwirtschaft zu einer außenhandelspolitischen Umorientierung auf Deutschland.

Letztlich waren weder die Ergebnisse der Bemühungen um eine Aktivierung der Handelsbeziehungen zwischen Bulgarien und den Nachbarstaaten noch derjenigen um eine politische Entspannung sonderlich erfolgreich. Handelsverträge konnten nur mit Jugoslawien und der Türkei abgeschlossen werden, und der Rückgang des Warenaustauschs in den 30er Jahren war allein wegen des Verfalls der Agrarpreise nicht aufzuhalten. Kacarkova belegt in diesem Zusammenhang die politischen Ursachen der unbefriedigenden Handelsentwicklung – umstrittene Grenzregelungen, Minderheitenprobleme und ungeklärte Finanzfragen – und den Druck, den die Nachbarn auf die bulgarische Regierung durch Verweigerung von Zoll- und Handelskonzessionen ausübten, um Zugeständnisse zu erwirken. Vor allem am Beispiel Griechenlands läßt sich die Rolle des „politischen Faktors“ aufzeigen, wie auf diese Weise die bulgarischen Kaufleute fast völlig verdrängt wurden. Athen gab deutlich zu verstehen, daß man andererseits sofort einen Handelsvertrag abschließen könne, wenn Sofia seine Zustimmung zur Regelung der noch offenen Fragen geben würde (S. 105–108). Aber auch Rumänien und Jugoslawien versuchten Druck auf Bulgarien auszuüben, als sie 1933 alle Handelsvorteile in Aussicht stellten, falls Bulgarien dem geplanten Balkanpakt beitreten sollte (S. 143, 155). Der Hinweis auf die deutsche Handelsexpansion nach Südosten, die mit Präferenz- und Clearingverträgen die balkanischen Exporte nach Deutschland abzog und dadurch den regionalen Warenaustausch weiter einschränkte, ist zwar vollkommen berechtigt, die Behandlung dieses folgenreichen Phänomens entspricht aber kaum dem heutigen Diskussionsstand.

Breiten Raum widmet die Verfasserin dann im zweiten Untersuchungsteil dem Warenaustausch im einzelnen, der Struktur der Ein- und Ausfuhr, der genauen wert- und mengenmäßigen Aufgliederung sowie dem speziellen bulgarischen Anteil am innerbalkanischen Handel. In den hierfür erstellten Statistiken spiegelt sich die Aufwärtsbewegung der 20er Jahre und der Niedergang seit 1930 mit den charakteristischen Schwankungen eindrucksvoll wider. Leider wurde dabei versäumt, einen Vergleich mit den Anteilen der west- und mitteleuropäischen Länder anzustellen. Dagegen bemüht sich die Verfasserin um ökonomische Erklärungen für die schwache Stellung Bulgariens im Balkanhandel und die starke Unausgeglichenheit der bulgarischen Handelsbilanz. Danach gab es wegen der dort besonders ausgeprägten wirtschaftlichen Rückständigkeit und der einseitigen Struktur des bulgarischen Regionalhandels – Bulgariens Ausfuhrprodukte waren oftmals auch in anderen Balkanländern zu haben, während es selbst von der Einfuhr vieler wichtiger Produkte abhängig – war nur wenig Ergänzungsmöglichkeiten (S. 255 f.). Es bleibt allerdings fraglich, ob eine Intensivierung des innerbalkanischen Handels zur Lösung der Wirtschaftsprobleme dieser Länder hätte beitragen, sondern lediglich eine Vorstufe zur besseren Abstimmung ihrer Außenhandelsinteressen und zur Herausbildung einer einheitlichen Wirtschaftspolitik gegenüber dem übrigen Europa sein können. Trotz der Bemühungen auf den Balkankonferenzen seit 1930 blieben die Widersprüche unüberwindbar, so daß ein gemeinsames Handeln nicht zu erreichen war.

Diese Zusammenhänge hat Kacarkova zwar in ihren umfassenden Ansatz einbezogen, sie aber doch nicht zu einer überzeugenden Synthese verarbeiten können. Ebenso wenig kann sie aus dem erschlossenen empirischen Ma-

terial eindeutige Konsequenzen der Verhältnisse im innerbalkanischen Handel für die bulgarische Volkswirtschaft ableiten. Zur Demonstration der Beschränktheit der hier liegenden Möglichkeiten ist der Forschungsaufwand ihrer Arbeit eigentlich zu hoch, und in ihren Schlußfolgerungen greift sie bei den weiterreichenden wirtschaftspolitischen Aspekten zu kurz. Gleichwohl stellt diese gründliche Untersuchung eine Pionierleistung der empirischen Analyse einer bislang vernachlässigten Beziehungsebene zwischen den Balkanstaaten dar. Mit der besonderen Berücksichtigung des „politischen Faktors“ bei diesen Wirtschaftsbeziehungen hat sie einen ganz zentralen Kontext aufgezeigt und damit wesentlich zur Erhellung der komplizierten politischen und ökonomischen Situation des Balkanraumes in der Zwischenkriegszeit beigetragen. Hierin liegt neben der reinen Fakten- und Datenerschließung die eigentliche Stärke der Arbeit.

Hamburg

Karl-Heinz Schlarp

Georgiev, Veličko: Narodnijat sgovor 1921–1923. [Nebent.:] The Popular Alliance 1921–1923. To the Initial History of Facism in Bulgaria. Sofija: Universitetsko izd. „Kliment Ohridski“ 1989. 328 S.

Was für die internationale Zeitgeschichtsforschung im allgemeinen gilt, gilt für die Faschismusforschung erst recht: Weder figuriert Bulgarien „gleichberechtigt“ in übergreifenden Darstellungen und Sammelbänden, noch sind diesem Land einschlägige Fallstudien gewidmet.¹⁾ Ein nicht-bulgarisches Gegengewicht zur relativ regen bulgarischen Forschung über den heimischen Faschismus, über autoritäre Regime dort sowie über rechtsextreme Bewegungen ist aber um so dringender erforderlich, als die bulgarischen Historiker mehrheitlich von ideologischen Prämissen, also nicht immer von historischen Befunden allein, ausgingen und noch -gehen²⁾. Als nur mäßig effiziente Korrektive wirken hier bislang lediglich die sowjetische Forschung in Gestalt der Moskauer Bulgarien-Historikerin Ritta P. Grišina, die sich seit zwei Jahrzehnten kritisch mit Genese und organisatorischer Entwicklung derjenigen Organisationen und Parteien befaßt, welche sie unter dem Begriff „bul-

¹⁾ Vgl. allerdings die kurzen Bemerkungen zu Bulgarien bei Ernst Nolte, *Die faschistischen Bewegungen. Die Krise des liberalen Systems und die Entwicklung der Faschismen*. München 1966, S. 194–196 und 308 (dtv-Geschichte des 20. Jahrhunderts, 4). Die mangelnde Berücksichtigung Bulgariens in der westlichen Faschismushistoriographie stößt in Bulgarien neuerdings auf Kritik. Vgl. Nikolaj Poppetrov, *Die Geschichtsschreibung in der BRD über den Faschismus auf der Balkanhalbinsel*, *Bulgarian Historical Review* 16 (1988), H. 3, S. 91–101, hier S. 97.

²⁾ Vgl. hierzu die kritische Übersicht von Nikolaj Poppetrov, *Faschismus in Bulgarien. Geschichte und Geschichtsschreibung*, *Südost-Forschungen* 41 (1982), S. 199–218.

garischer Faschismus“ subsumiert³⁾, sowie einzelne bulgarische Fachvertreter, die die genannten ideologischen Prämissen nur teilweise oder aber gar nicht respektieren. Am wenigsten dogmatisch, da „freischaffend“, ist dabei der Sofijoter Historiker Nikolaj Poppetrov, dessen einschlägige Publikationen zum Teil nur außerhalb Bulgariens erscheinen konnten⁴⁾, während der Spielraum seines in Parteidiensten stehenden Kollegen Stefan Radulov⁵⁾ enger ist. Eine Mittelposition innerhalb dieses seriösen Flügels der bulgarischen Zeithistoriker nimmt der an der Sofijoter Universität lehrende Veličko Georgiev ein, der in zwei Monographien⁶⁾ und mehreren Dutzend Aufsätzen sowohl die sichtbaren, parteipolitisch getrennten Kommunikationskanäle der bulgarischen Machtelite in der Zwischenkriegszeit als auch die unsichtbaren, partei- und interessenübergreifenden Bindeelemente dieser kleinen Gruppe analysiert hat. Bereits seit 1972 hat er sich eine politische Organisation zum Gegenstand genommen, die zeitgleich auch seine beiden genannten Kollegen R. P. Grišina und S. Radulov als Keimzelle dessen ausgemacht haben, was sie – mit unterschiedlichen und gelegentlich variierenden Präfixen

³⁾ Ritta P. Grišina, *Vozniknovenie fašizma v Bolgarii 1919–1925 gg.* Sofija 1976 (vgl. hierzu meine Besprechung in *Southeastern Europe* 7 (1980), S. 215–217), sowie zuletzt eadem, *Evoljucija političeskich sistem stran Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evropy posle otliva revoljucionnoj volny. 1. Bolgarija*, in: *Političeskie sistemy v stranach Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evropy 1917–1929 gg.* Red. R. P. Grišina. Moskva 1988, S. 262–306.

⁴⁾ Nikolaj Poppetrov, *Faschismus in Bulgarien* (wie Anm. 2); idem, *Die bulgarische Geschichtswissenschaft über die Probleme des bulgarischen Faschismus*, *Bulgarian Historical Review* 14 (1986), H. 3, S. 78–93; idem, *Organizaciite „Otec Paisij“ i „Bälgarska orda“ prez Vtorata svetovna vojna*, *Istoričeski pregled* 42 (1987), H. 9, S. 32–50; idem, *Der Übergang vom System der bürgerlichen Demokratie zum parteilosen autoritären Regime in Bulgarien nach dem 19. Mai 1934*, *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 36 (1988), S. 530–551; Nikolaj Poppetrov – Plamen Cvetkov, *Käm tipologijata na političeskoto razvitie na Bälgarija prez 30-te godini*, *Istoričeski pregled* 45 (1990), H. 2, S. 63–78. Vgl. zum letztgenannten Aufsatz jetzt die kritische Stellungnahme von Vladimir Migev, *Političeskata sistema na Bälgarija ot 9 juni 1923 g. do 9 septemvri 1944 g.*, *Istoričeski pregled* 46 (1990) H. 9, S. 77–90.

⁵⁾ Stefan Radulov, *Verfasser der grundlegenden Studie Upravlenieto na BZNS i bälgarskata buržoazija*. Sofija 1981, hat neben zahlreichen Fallstudien – vgl. zuletzt idem, *Käm istorijata na bälgarskija fašizum. Säjuzät „Bälgarska Rodna Zaštita“ 1925–1935 g.*, *Naučni trudove na akademijata za obštestveni nauki i socialno upravljenie. Serija istorija* 1983, H. 1, S. 7–74 – auch ein Resümee der bulgarischen Faschismusforschung versucht: Idem, *Osnovi tendenci na bälgarskija fašizam*, *Izvestija na instituta po istorija na BKP* 63 (1989), S. 5–67.

⁶⁾ Veličko Georgiev, *Buržoaznite i drebnoburžoaznite partii v Bälgarija 1934–1939*. Sofija 1971, und idem, *Masonstvoto v Bälgarija. Pronikvane, organizacija, razvitie i rolja do sredata na tridesette godini na XX vek*. Sofija 1986 (vgl. hierzu meine Besprechung in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987), S. 615–619).

wie Proto-, Prä-, Militär-, Monarcho- u. a. versehen – als „bulgarischen Faschismus“ bezeichnen. Nach der Veröffentlichung z. T. umfangreicher Vorstudien zur Geschichte sowie zentraler interner Dokumente⁷⁾ des *Naroden sgovor* (Nationale Eintracht, Volksallianz) hat der Verf. seine Forschungsergebnisse unter Einbeziehung derjenigen der übrigen bulgarischen und der genannten sowjetischen Forschung nun zu einem Buch, bestehend aus zwölf teils chronologischen, teils thematischen Kapiteln, zusammengefaßt. Vorgeschichte, Genese, organisatorische Entwicklung, personelle Zusammensetzung, Ideologie und politische Aktionen dieser am 14. Oktober 1921 gegründeten, zahlenmäßig kleinen und nach außen hin nur wenig in Erscheinung tretenden Organisation sind sein Gegenstand. Dabei ist es dem Verf. in erster Linie um Erklärungen für die zentrale politische Stellung dieses exklusiven Zusammenschlusses zu tun, der die Spitzen von Industrie, Banken, Wirtschaftsverbänden und -unternehmensgruppen, Beamtentum, Berufsverbänden, Armee, Presse, Kultur und Wissenschaft, legalen Frontorganisationen nationalrevolutionärer Bewegungen, Freimaurerlogen, sich am italienischen Faschismus orientierender Grüppchen sowie vor allem sämtlicher bürgerlicher Oppositionsparteien vereinte. Im Organisationsgeflecht derjenigen Faktoren, die die Ablösung, ggf. auch den Sturz der seit 1920 im Amt befindlichen und von dem charismatisch-autoritären *Aleksandăr Stambolijski* geprägten Alleinregierung des Bauernbundes anstrebten, war der *Naroden sgovor*, dies macht die Untersuchung des Verf.s deutlicher als alle vorangegangenen Darstellungen⁸⁾, Nervenzentrum und Schaltstelle, in der alle Fäden zusammenliefen. Hier wurde die legale politische Arbeit, ausgeführt vom *Naroden sgovor* selbst sowie vom im Sommer 1922 gegründeten Parteienbündnis *Konstytucionien blok* (Verfassungsblock), mit der teils legalen, teils illegalen, in jedem Fall aber subversiven Tätigkeit der beiden militärischen Oppositionsformationen *Voenen sąjuz* (Militärliga) und *Sąjuz na zapasnite oficieri* (Verband der Reserveoffiziere) sowie mit den Aktionen der Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation (IMRO) und denen der von *A. Stambolijski* ins italienische, österreichische und deutsche Exil gezwungenen konservativen Emigrantenzirkel koordiniert. Der *Naroden sgovor* war somit nicht nur der politische Kopf des Offiziersputsches gegen die Bauernbundregierung am 9. Juni 1923, sondern zugleich der entscheidende politische

⁷⁾ Veličko Georgiev, Učreditelni dokumenti na Narodnijat sgovor, *Vekove* 14 (1985), H. 2, S. 50–70; idem, Organizacionni dokumenti na Narodnija sgovor, *Izvestija na dăržavnite archivi* 55 (1988), S. 55–93. Die Vorstudien des Verf.s werden im *opus recensum*, S. 11, genannt.

⁸⁾ Ritta P. Grišina, Narodnijat sgovor i Konstitucionnijat blok prez 1922 g., in: [V čest na] Akademik Christo A. Christov. Izsledvanija po slučaj 60 godini ot roždenieto mu. Red. Dimităr Kosev [et al.]. Sofija 1976, S. 295–312; eadem, Ot „Narodnogo sgovora“ k „Cankovščine“ v Bolgarii 1922–1934 gg., in: Problemy istorii krizisa buržuaznogo političeskogo stroja. Strany Central’noj i Jugo-Vostočnoj Evropy v mežvoennyj period. Red. A. Ch. Klevanskij. Moskva 1984, S. 160–185 + 286–287; Stefan Radulov, Narodnijat sgovor i genezisăt na bălgarskija fašizăm (1921–1923 g.), *Izvestija na instituta po istorija na Bălgarskata komunističeska partija* 33 (1975), S. 373–408.

Machtfaktor der Jahre bis 1931: Seine Führungsmitglieder dominierten das erste Kabinett *Cankov* vom 10. Juni 1923 und waren die Architekten der neuen bürgerlichen Einheitspartei *Demokratičeski sgovor* (Demokratische Eintracht), in Gestalt derer sich das bulgarische Ancien régime der Vorkriegs- und Kriegszeit den veränderten internationalen und inneren Bedingungen anpaßte.

Die prominentesten Teilnehmer an der Gründungsversammlung des *Naroden sgovor* vom Oktober 1921 in Sofija waren die Intellektuellen *Aleksandăr Cankov*, *Janaki Mollov*, *Todor Kulev*, *Dimităr Mišajkov* und *Nikola Milev*, die Parteipolitiker *Janko Stoenčev*, *Grigor Vasilev* und *Andrej Ljapčev*, die Bankiers *Petăr G. Petrovič*⁹⁾ und *Atanas Burov* sowie die Militärs *Velizar Lazarov*, *Ivan Rusev*, *Kimion Georgiev*, *Nikola Račev* u. a.; zum Vorsitzenden wurde der Jurist *Aleksandăr Grekov* bestimmt, der jedoch im Mai 1922 einem Attentat zum Opfer fiel und durch *A. Cankov* ersetzt wurde. Obwohl die neue Organisation nur eine geringe Zahl an Mitgliedern aufwies – Schätzungen schwanken zwischen 50 und 200–300 (S. 46) –, deckte sie ein breites politisches Spektrum ab. Dies brachte natürlich eine erhebliche Interessendivergenz mit sich, welche auf dem Kompromißwege ausgeglichen werden mußte und auch konnte. Die Frage, warum die politische Kohärenz im *Naroden sgovor* so hoch war, wird durch einen Blick auf die organisatorisch-personelle Verflechtung der Führungsspitze vor der Gründung der Organisation deutlich: Ausnahmslos alle Führungsmitglieder stammten aus dem Umfeld des bis 1924 allgewaltigen Generals *Aleksandăr Protogerov*, der in Personalunion Leiter der bis 1921 existenten kriegswirtschaftlichen Erfassungsbehörde DSGOP, Präsident der revisionistischen Schaltstelle inoffizieller bulgarischer Außenpolitik, nämlich des 1918 gegründeten „Instituts zur Verteidigung der bulgarischen Interessen“, weiter unumschränkter Spitzenmann des bulgarischen Freimaurertums und schließlich ZK-Mitglied der IMRO und als solcher für „Außenpolitik“ und Propaganda dieser Formation zuständig war. *A. Protogerov* konnte sich bei seiner ausgleichenden Tätigkeit hinter den politischen Kulissen zum einen auf sein persönliches Prestige, auf seinen Rückhalt in der Armee, auf seine engen Verbindungen zum bulgarischen Königshaus sowie *last but not least* auf die verbreitete Furcht vor der sich betont martialisch gebenden IMRO stützen. Seine intellektuellen Defizite wurden dabei durch das symbiotische Verhältnis zu seinem engen Mitarbeiter und politischen Berater, dem *Sombart*-Schüler und ehemaligen Sozialisten *A. Cankov*, zum Großteil wett gemacht. Ein weiterer Grund für die innere Geschlossenheit des *Naroden sgovor* war, wie der Verf. überzeugend belegen kann, die Verflechtung mit, ja die Abhängigkeit von Banken und Wirtschaftsverbänden des Landes. Dies demonstriert der Verf. anhand der „Aktiengesellschaft ‚Wirtschaftliche Entwicklung‘“ (*AD „Stopansko razvítie“*), die das wirtschaftliche Gegenstück zum *Naroden sgovor* darstellte sowie zugleich dessen nie versiegende Finanzquelle bildete. Die Zuwendungen dieser Gesellschaft ermöglichten dem *Naroden sgovor* auch die Herausgabe der überregionalen,

⁹⁾ Vgl. zu *P. Petrovič* jetzt auch Veselin Tepavičarov, *Za roljata na edin banker v upravlenieto na Bălgarija po vreme na Devetojunskija režim, Istori-ja i obšttestvoznanie* 1988, H. 4, S. 50–60.

auflagenstarken und nach außen hin „unabhängigen“ neuen Tageszeitung *Slovo* sowie des Organisationsorgans mit dem Titel *Sgovor* samt einer ganzen Reihe von Provinzorganen.

Die Tätigkeit des *Naroden sgovor* auf den verschiedenen politischen Ebenen, wie sie der Verf. *en detail* rekonstruiert hat, kann hier nicht nachgezeichnet werden; es sei lediglich gesagt, daß sich diese Tätigkeit vom Sommer 1922 an zunehmend in den Bereich des Klandestinen verlagerte: Zum einen übernahm nun der *Konstitucionen blok* die Hauptarbeit der legalen Opposition gegen den Bauernbund, und zum anderen wurde die IMRO offen als Rammbock eingesetzt, um die Bauernregierung in ihren Grundfesten zu erschüttern. Der *Naroden sgovor* figurierte nun in noch stärkerem Maße als Schaltstelle oppositioneller Tagespolitik sowie als Planungsinstanz für das mittelfristige politische Ziel des Machterwerbs. Besonders eindrucksvoll kann der Verf. die vom *Naroden sgovor* umsichtig betriebene Koordination und Feinabstimmung der regierungsfeindlichen Aktivitäten der IMRO mit der Tätigkeit der bürgerlichen Parteien vor Augen führen. Gleichzeitig jedoch wartet er mit bislang unbekanntem Fakten darüber auf, wie diese terroristische Organisation nach erfolgtem Staatsstreich Einfluß auf die Politik der neuen, vom *Naroden sgovor* gestellten und dirigierten Regierung zu nehmen versuchte und nahm. ZK-Mitglied *Todor Aleksandrov* forderte energisch die Einstellung von IMRO-Mitgliedern auf allen Ebenen von Verwaltung, Justiz, Armee, Bildungswesen usw., und drohte offen mit Repressalien für den Fall, daß seine Wünsche nicht berücksichtigt würden. Allerdings kam dem *Naroden sgovor* gerade nach erfolgtem Umsturz der Umstand gut zu paß, daß der Name IMRO allseits Angst und Schrecken hervorrief. Denn nach Übernahme der politischen Geschäfte betrachtete er es als sein vornehmstes Anliegen, die Eintracht, die in den Jahren der Opposition gegen die Bauernregierung im rechts der Mitte stehenden politischen Lager selbst sowie zwischen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessengruppen geherrscht hatte, durch Institutionalisierung zu perpetuieren. Zu diesem Zweck wurde die Schaffung einer konservativen Einheitspartei ins Auge gefaßt, zu deren Beitritt jedoch etliche Parteiführer nur mit Drohungen zu bewegen waren. Diesen Part übernahm erfolgreich die makedonische Organisation. Am 10. August 1923 schon konnte durch Verschmelzung der zum *Konstitucionen blok* gehörenden Demokratischen, Radikalen und Vereinigten Nationalprogressiven Parteien mit dem *Naroden sgovor* der *Demokratičeski sgovor* gegründet werden, dessen kollektive Führung wiederum zusammen mit der Nationalliberalen Partei und Teilen der Sozialdemokratie eine vom letzten *Naroden sgovor*-Vorsitzenden *A. Cankov* geleitete Koalitionsregierung auf breiter politischer Grundlage bildete. Formell hörte der *Naroden sgovor* damit auf zu existieren, *de facto* blieb er aber weiterhin als informeller Kreis von Offizieren und Professoren bestehen. Die politische Konstruktion des *Demokratičeski sgovor* hielt trotz etlicher außen- und innenpolitischer sowie vor allem zahlreicher parteiinterner Krisen acht Jahre lang. Schon ab 1928 aber brachen die entlang den ehemaligen parteipolitischen Nahtstellen verlaufenden Gegensätze beständig auf, so daß die unter großen Erwartungs- und physischem Druck von IMRO, Armee und Monarch stehende Parteiführung den Interessenproporz nur noch mit Mühe wahren konnte. Dennoch traf die

Wahlniederlage vom Juni 1931 gegen ein nicht minder heterogenes bürgerliches Parteienbündnis der Mitte (*Naroden blok*) den *Demokratičeski sgovor* unvorbereitet. In der Opposition zerfiel er dann rasch in seine ehemaligen Bestandteile bzw. seine Fragmente mutierten zu neuen politischen Organisationen wie der zahlenmäßig starken, klar faschistischen „Nationalsozialen Bewegung“ A. Cankovs. Das eigentliche Machtzentrum des Landes hatte sich nun bereits aus Kabinett, Parteibüros, Vorstandsetagen, Kasernen und makedonischen Guerillacamps in den Zarenpalast verlagert. Der neuerliche Staatsstreich vom 19. Mai 1934, an dem führende Mitglieder des *Naroden sgovor* der Jahre 1921–1923 beteiligt waren, unterstrich dies trotz kurzzeitigen Erfolges nur noch: Nach einem dreiviertel Jahr hatte Zar *Boris III.* die Lage fester im Griff denn je zuvor. Diesen Griff lockerte er bis zu seinem Tod Ende August 1943 nicht mehr. In den darauffolgenden zwölfmonatigen Monaten standen sich ehemalige Aktivisten des *Naroden sgovor* nicht nur in der faschistischen Opposition und den rechten Regierungsparteien als erbitterte Gegner gegenüber; auch die Organisatoren des den Einmarsch der Roten Armee ausnutzenden neuerlichen Staatsstreich vom 9. September 1944 waren *Naroden sgovor*-Veteranen. Das politische Erbe dieser Organisation wirkte daher auch in die unter sowjetischem Einfluß entstehende bulgarische Volksdemokratie hinein. Der erste Nachkriegsministerpräsident *K. Georgiev* war 1921–1923 Führungsmitglied des *Naroden sgovor* gewesen wie auch ein weiteres Dutzend Minister, stellvertretende Minister und andere Spitzen des Staatsapparates. Ob dabei alle von ihnen, wie der Verf. altruistisch annimmt, „eine geistige und politische Evolution“ hinter sich hatten (S. 314), mag dahingestellt bleiben, wiesen doch sämtliche autoritären Regime in Bulgarien im 20. Jh., also sowohl das der Jahre 1923–1931 als auch die 1934 und 1944 errichteten, nicht nur personelle Identitäten, sondern gerade auch zahlreiche Parallelen in der Regierungspraxis – Staatsterror, Pressezensur, Einparteiensystem, politische Justiz usw. – auf. In der bewegten zweiten Hälfte des kurzen Bestehens der bulgarischen „parlamentarischen Monarchie“ 1878–1944 spielte der *Naroden sgovor* also eine wichtige, wenn nicht gar eine Schlüsselrolle. In seine Geschichte das nötige Licht gebracht zu haben, ist das bleibende Verdienst des Verf.s.

Der Band verfügt über ein äußerst hilfreiches „Verzeichnis der Aufsichtsräte der kapitalistischen Organisationen, die die Aktiengesellschaft „Wirtschaftliche Entwicklung“ gegründet haben, einschließlich der in der Folgezeit gewonnenen neuen Aktionäre“ (S. 315–317), welches die weitreichende personelle Überlappung der Führungsgremien aller wichtigen bulgarischen Großunternehmen, Wirtschaftsverbände und Banken belegt, wohingegen ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie die dringend benötigten Register fehlen. Die beiden russischen und englischen Resümes (S. 320–326) sind viel zu kurz und zu hölzern, als daß sie auch nur eine annähernde Vorstellung vom Inhaltsreichtum dieses Buches vermitteln. Eine Übersetzung der zwar gleichfalls kurzen, aber prägnanten und pointiert formulierten bulgarischen „Zusammenfassung“ (S. 309–314) wäre um ein Vielfaches sinnvoller gewesen.

Aufschlußreich an diesem Buch ist aber nicht nur sein Inhalt, sondern auch seine Terminologie. Denn wie aus dem hier Gesagten unschwer zu erkennen

ist, schließt sich der Verf. weder inhaltlich noch begrifflich der bis 1989 in Bulgarien vorherrschenden Sprachregelung an, derzufolge nicht nur die rechts-extremistischen Organisationen und Parteien der Zeit von 1918 bis 1944 als „faschistisch“ zu charakterisieren, sondern zugleich auch sämtliche Regierungen der Jahre 1923–1931 und 1934–1944 als „faschistische Regime“ zu bezeichnen sind. Sowohl die an der Macht wie die in der Opposition befindlichen „faschistischen“ Gruppierungen einschließlich der Staatsbürokratie, des Militärs sowie des Monarchen hätten diesem Modell zufolge eine an den italienischen und deutschen Prototypen orientierte, aufgrund ihres Facettenreichtums aber genuin bulgarische Faschismus-Variante hervorgebracht. Urzelle dabei sei der *Naroden sgovor* gewesen. Der Verf. vermag im *Naroden sgovor* indes lediglich den Nucleus einer neuen, parteiübergreifenden Organisationsform des oppositionellen, bis dahin zerissenen bürgerlichen Lagers erkennen. Dieser Nucleus trug ihm zufolge konservativ-nationalistischen Charakter mit etlichen ausgeprägt demokratiefeindlichen, autoritären Zügen, wie er auch mit anderen oppositionellen Organisationen eng kooperierte, die vom Vorbild des italienischen Faschismus klar beeinflusst waren. Der bulgarische Faschismus hingegen war in seiner Sicht eine politische Bewegung, die den rechten Rand von bürgerlicher Opposition, Militär, Beamtentum, Arbeiterschaft, nationalrevolutionären und Flüchtlingsorganisationen, aktivem und demobilisiertem Offizierskorps sowie vor allem der Akademikerschaft erfaßte. Der Einfluß dieser neuen politischen Kraft auf die Machtzentren Regierung, Regierungsparteien, Armeeführung und Monarch war dem Verf. zufolge jedoch erst in den dreißiger Jahren spürbar und auch dann nur periodisch von Bedeutung. Dabei betont er, daß ein auffallend großer Teil des ehemaligen Führungspersonals des *Naroden sgovor* später an der Spitze von mehr oder weniger eindeutig faschistischen Formationen stand (S. 9). Einen rückwirkenden Kausalschluß weist er indes als unwissenschaftlich zurück. Das Epitheton Faschismus samt Derivaten reserviert er also für den besagten rechtsextremen Rand der bürgerlichen Opposition gegen die Bauernregierung 1920–1923 – gebildet vor allem durch den „Bulgarischen Volksbund ‚Kubrat‘“ – sowie für die rechte Opposition gegen die Regierungen der Jahre 1923–1944. Dennoch wird an etlichen Stellen in dieser Untersuchung auch der *Naroden sgovor* dem bulgarischen Faschismus zugeordnet – eine Merkwürdigkeit, auf die Nikolaj Poppetrov in einer Rezension desselben Buches im Zentralorgan der bulgarischen Historiker¹⁰⁾ aufmerksam gemacht hat: Während der Buchtitel auf Einband, Titelseite und Impressumblatt (S. 328) „*Narodnijat sgovor* 1921–1923“ lautet, findet sich auf dem Vorsatzblatt (S. 1) sowie in den russischen und englischen Nebentiteln der in Klammern gesetzte Untertitel „Zur Frühgeschichte des Faschismus in Bulgarien“. Mit einiger Berechtigung darf angenommen werden, daß dieser Untertitel dem Verf. von der Zensur vorgeschrieben und von ihm erst kurz vor Drucklegung zumindest teilweise wieder getilgt werden konnte. Und auch in einem anderen Punkt konnte er sich durchsetzen: Obwohl die Publikationsgutachten von den Nachwuchshistorikern Stajko Trifonov und Dimităr G. Gocev verfaßt wurden (S. 328), zwei in Sachen *Naroden sgovor* gänzlich unausgewiesene

¹⁰⁾ In: *Istoričeski pregled* 46 (1990), H. 4, S. 87–90, hier S. 89–90.

Fachvertreter, die jedoch entschiedene Parteigänger der erwähnten national-revolutionären Organisationen der Zwischenkriegszeit sind, wurden die zahlreichen Abschnitte über die enge Verflechtung der makedonischen Bewegung mit dem bulgarischen Bürgertum sowie über das parteipolitische Engagement der IMRO-Führung nicht gestrichen. Beide Themen gelten in der IMRO-eigenen Hagiographie wie in den mit dieser Organisation sympathisierenden Teilen der bulgarischen Historikerschaft als tabu: Die IMRO, so die einschlägige Legende, sei die militärisch-politische Selbstschutzorganisation der unterdrückten Bevölkerung Makedoniens gewesen und habe von dieser – und nur von dieser – politische, moralische, materielle und finanzielle Unterstützung erhalten; im übrigen sei die Organisation nicht nur auf den Territorien Griechenlands und Jugoslawiens, sondern auch in Bulgarien eine „revolutionäre“ (sprich: illegale) gewesen, was an sich schon Kontakte und Kooperation mit politischen Instanzen Sofias ausgeschlossen hätte. Daß V. Georgiev auf patriotisch-verklärendes Sentiment dieser Art keine Rücksicht nimmt, liegt nicht nur daran, daß er ein gewissenhaft und quellenkritisch arbeitender Zeithistoriker, sondern unter seinen Kollegen zweifelsohne auch derjenige mit der größten Zivilcourage ist. Dies hat er 1986 in einem für bulgarische Maßstäbe singulären Frontalangriff auf Person und „Werk“ des notorisch plagiierenden Blagoevgrader Partei- und Makedonienhistorikers Georgi V. Dimitrov unter Beweis gestellt.¹¹⁾ Nationalromantisches Zurechtretouschieren ist seine Sache also nicht. Um so befremdlicher muß daher die Tatsache stimmen, daß eine gegen die türkische Minderheit im Lande gerichtete nationalistische Deklaration, die das Büro des Zentralrats der Bulgarischen Historischen Gesellschaft am 10. Januar 1990 veröffentlichte, auch V. Georgievs Unterschrift trägt.¹²⁾ Die historische Aufarbeitung des politischen Erbes des *Naroden sgovor* und seiner Nachfolgeorganisationen autoritärer, nationalistischer und rassistischer Observanz ist also noch längst nicht beendet, ja wird möglicherweise unter den neuen politischen Vorzeichen in Bulgarien erneut aktuell.

Berlin-Schöneberg

Stefan Troebst

¹¹⁾ Vgl. hierzu Veličko Georgiev, *Za profesionalizma na istorika i za naučnata mu etika*, *Vekove* 15 (1986), H. 5, S. 52–62. S. auch eine deutsche Teilübersetzung in meiner Dokumentation: *Plagiat, „Omertà“ und Berufsethos in der bulgarischen Geschichtswissenschaft*, *Südosteuropa* 36 (1987), S. 209–215, hier S. 213–215.

¹²⁾ Dimităr Kosev [et al.], *Deklaracija na Bjuroto na Centralnija sävet na Bălgarskoto istoričesko družestvo* (Sofija, 10. 01. 1990 g.), *Vekove* 19 (1990), H. 2, S. 40–41, hier S. 41. Vgl. auch die Dokumentation von Wolfgang Höpken in einem der nächsten Hefte von *Südosteuropa*.

Krestev, Kiril: Anfänge der Renaissance im mittelalterlichen Bulgarien.

Dresden: VEB Verlag der Kunst 1987. 258 S., 52 Abb. (Fundus-Bücher 111/112).

Der Begriff „Renaissance“ hat seit der Einführung des Wortes durch *Voltaire* im Jahre 1756 und der Erweiterung auf die Kulturgeschichte durch *Jakob Burckhardt* unterschiedlichste Deutungen erfahren. Die Problematik ist wohl darin zu suchen, daß weder die reine Formanalyse, noch die Berücksichtigung der gesellschaftlichen und sozialökonomischen Zusammenhänge allein zu befriedigenden Ergebnissen führt. Man wird darüberhinaus lokale Besonderheiten ebenso einzubeziehen haben wie zeitliche Verschiebungen in den einzelnen Ländern. Dabei ist nicht minder an Vorläufererscheinungen zu denken wie an Nachwirkungen, die sorgfältig abgetrennt werden müssen, wenn es nicht zu weiterer Begriffsverwirrung kommen soll.

Diese Problematik wird deutlich an einer Veröffentlichung von Kiril Krestev, die im Verlag der Kunst in Dresden unter dem Titel „Anfänge der Renaissance im mittelalterlichen Bulgarien“ erschienen ist. Der Autor versucht dort zunächst unter Einbeziehung der verschiedensten Gesichtspunkte in einem einleitenden Kapitel das Wesen der Renaissance zu klären. Doch zeigt z. B. der Hinweis auf die „Karolingische Renaissance“ des 8. Jahrhunderts in Deutschland ebenso wie die Bezugnahme auf die antike Architektur der Säulenordnungen, die nach ihrer Wiederbelebung in der Renaissance bis zur Gegenwart weiterentwickelt und immer wieder abgewandelt verwendet wurde, welch schwankenden Boden man bei der Einbeziehung äußerlich ähnlicher Erscheinungen als Vorformen und späte Nachwirkungen betritt. Ähnlich verhält es sich auch mit dem zweiten Teil des Buches, in dem die Kultur- und Geistesgeschichte des mittelalterlichen Bulgarien mit den spezifischen Ausdrucksformen in der Kunst behandelt werden.

Dennoch bleibt bei aller vorsichtigen Gesamteinschätzung – insbesondere im Vergleich mit der westeuropäischen Kunst –, daß beispielsweise in den Stifterbildnissen von Bojana lange vor *Giotto* mittelalterliche Vorstellungen zugunsten neuzeitlicher Individualisierung überwunden wurden. Gleiches gilt für die Malereien in Mileševo oder für Mistra, dessen Philosophenschule und ihre Auswirkungen auf Italien sicher mit zu bedenken wären. Immerhin werden mit der vorliegenden Arbeit wertvolle Anregungen gegeben, die geeignet sind, die nationalen Besonderheiten der mittelalterlichen bulgarischen Kunst besser zu verstehen und objektiver einzuschätzen, als dies in der Vergangenheit oft der Fall war.

München

Friedbert Ficker

Kiel, Machiel: Art and Society of Bulgaria in the Turkish Period. Assen/
Maastricht: Van Gorcum 1985. 400 S., 56 Abb., 43 Pläne, 12 Kt., 7 Faks.

Eine „neue Interpretation“ kündigt Machiel Kiel mit seiner „Skizze der ökonomischen, rechtlichen und künstlerischen Voraussetzungen der bulgarischen postbyzantinischen Kunst und deren Stellung in der Entwicklung der

Kunst des christlichen Balkan zwischen 1360/1370 und 1700“ an¹⁾). Sie ist unter dem Titel „Kunst und Gesellschaft Bulgariens in der türkischen Periode“ im Verlag Van Gorcum in Assen/Maastricht erschienen. Damit hat der Verfasser zweifellos ein Thema aufgegriffen, dessen objektive Betrachtung in der Vergangenheit unter der dogmatischen Gegenüberstellung von festgelegten einseitigen Meinungen gelitten hat. Allein wegen der Schwierigkeiten, die bisher mit dem Quellenstudium in türkischen Archiven verbunden waren, aber auch auf Grund einer noch längst nicht erschöpfenden Feldforschung harren hier noch viele Details einer sachlichen Klärung. So schreibt z.B. auch Pejo Berbenliev in seiner Einleitung zu dem Band „Kunstdenkmäler in Bulgarien“ zu diesem Problem: „Wenn auch die Besonderheiten der türkischen und bulgarischen Baukunst wegen der unterschiedlichen Grundlagen – Religion, Lebensweise und politische Verhältnisse – relativ leicht zu unterscheiden sind, harren die Fragen bezüglich der Priorität und der Zugehörigkeit im Prozeß der Entwicklung der Wohnhausarchitektur zum größten Teil noch einer Antwort.“²⁾

Machiel Kiel, der hier einen begrüßenswerten Beitrag zur Klärung strittiger Sachfragen sowie zur Beurteilung des Gesamtbildes beisteuert und damit der einschlägigen Forschung neue Impulse gibt, bringt für dieses Unternehmen nicht nur durch die erforderlichen Sprachkenntnisse wichtige Voraussetzungen mit, sondern ebenso durch die Möglichkeit des Quellenstudiums in türkischen Archiven und durch das sorgfältige Erwandern der postbyzantinischen Kunstdenkmäler auf bulgarischem Boden. Das wird auch deutlich an der breit angelegten Konzeption des Buches. Sie reicht von einführenden allgemeinen historischen Bemerkungen und der Frage nach dem Einfluß des balkanischen Nationalismus auf die Ausbildung des Bildes von der mittelalterlichen und postbyzantinischen bulgarischen Kunst oder der Frage nach dem Wesen der türkischen Eroberung und ihrem Einfluß auf die Balkanländer als Zerstörer oder als Kulturträger über Untersuchungen zur Struktur der bulgarischen Gesellschaft in der osmanischen Periode samt der materiellen Basis für die Entwicklung der bulgarischen christlichen Kunst und dem wichtigen Abschnitt über die Entfaltung der christlichen Kunst innerhalb des Rahmens der islamischen Gesetze bis zu den speziellen künstlerischen Fragen nach Einfluß, Thematik und Stilproblemen, um die Grundlage und Zielstellung der Arbeit wenigstens kurz anzudeuten. Eine knappe Zusammenfassung trägt ebenso zur Abrundung bei wie die im Anhang als Faksimiles und

¹⁾ Anm. der Red.: Aus technischen Gründen konnte diese Publikation erst mit einiger Verspätung hier rezensiert werden. Inzwischen wurde sie aus osmanistischer Sicht eingehend besprochen von N. Beldiceanu in *Byzantion*, Bruxelles 1986, S. 516–518, Nejat Göyünç in *The Journal of Ottoman Studies* VI (Istanbul 1986), S. 248–249, Jacob M. Landau in *Erdem*, Ankara 1986, 2/4, S. 281–285, Marija Todorova in *Vekove* 1986, 4, S. 81–85, Godfrey Goodwin in *Royal Asiatic Society Journal* 1987, 1, S. 130 und Christo Christov in *Istoričeski pregled* 1990, 8, S. 110–116 sowie angezeigt in *Beseda, Tijdschrift van de Vereniging Nederland-Bulgarye* 1985, 3, S. 24–25.

²⁾ *Kunstdenkmäler in Bulgarien*. Hrsg. von Reinhardt Hootz, Einleitung von Pejo Berbenliev. München/Berlin 1983, S. XLVI/XLVII.

in Transliteration wiedergegebenen osmanischen Dokumente, die im Text verwendet wurden, sowie die Bibliographie, das Schlagwortverzeichnis und die leider nicht besonders gut wiedergegebenen Abbildungen.

Gleichsam wie ein roter Faden ziehen sich zwei Anliegen durch die Veröffentlichung, denen der Autor nachgeht und deren kritische Analyse sicher in der künftigen Forschung über die mittelalterliche und postbyzantinische bulgarische Kunst zum Setzen neuer Akzente beitragen wird. Zum einen handelt es sich um die als „Katastrophen-Theorie“ bezeichnete Auffassung, daß mit der osmanischen Eroberung Bulgariens (und der übrigen südosteuropäischen Länder, der Rez.) starke Behinderungen und Einschränkungen verbunden waren, die auch in Architektur und Kunst die eigenständige Entwicklung und Entfaltung hemmten. Zum anderen ist es eine Überbewertung der bulgarischen Kunstdenkmäler im eigenen Lande, die – damals durchaus verständlich – auf die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Gebiet im 19. Jahrhundert zurückgeht und nach dem Zweiten Weltkrieg eine neuerliche Auflage erlebte. Für beide Probleme zieht Kiel ebenso reichliches Beweismaterial heran, wie er sie mit Gegenargumenten zu widerlegen versucht.

Dennoch ist dazu festzustellen, daß es sich bei der Auseinandersetzung mit diesen Fragen nicht nur um die Berücksichtigung von Fakten handelt, sondern ebenso sehr um deren Einordnung und Bewertung je nach dem persönlichen Standpunkt. Ein Osmanist wird deshalb sicherlich zu einer anderen Sichtweise gelangen als ein Balkanologe.

Zur konkreten Situation in der Auseinandersetzung mit der „Katastrophen-Theorie“ ist es keineswegs so, daß diese die bulgarische Kunstgeschichtsforschung als alleinseligmachendes Dogma beherrscht und ausschließlich für die Situation in der postbyzantinischen Architektur und Kunst unter der osmanischen Herrschaft verantwortlich gemacht wird. Namhafte, über Bulgarien hinaus geschätzte Forscher gehen sehr wohl von dem Stand im Zweiten Bulgarischen Reich aus. So zitiert auf S. 213 der Autor selbst mit Ivan Dujčev und Krastju Mijatev, zwei anerkannte Wissenschaftler, die mit der wesentlich schwächeren politischen und wirtschaftlichen Stellung des Zweiten Bulgarischen Reiches die weniger entwickelte Architektur in Bezug auf Bautechnik und Ausmaße in Verbindung bringen. Auch Pejo Berbenliev weist auf den Unterschied zum Ersten Bulgarenreich in der Architektur mit ihren Niedergangstendenzen hin³⁾ und Atanas Boškov schreibt dazu: „Bulgarien erlebt im 14. Jahrhundert neue Momente des Aufschwungs und des Verfalls, ohne die frühere militärische und politische Macht wieder herzustellen.“⁴⁾ Endlich lesen wir bei Assen Tschilingirov: „Große Kirchenräume entstanden nicht, da kein Bedarf für kirchliche Bauten bestand, die Massen von Gläubigen aufnehmen konnten. Sogar die Patriarchenkathedrale auf dem Gipfel des Hügels Zarevez und die Große Lawra der Heiligen Vierzig Märtyrer in Veliko Tirnovo waren erheblich kleiner als die durchschnittlichen Kirchen des Ersten Bulgarenreichs, ganz abgesehen von der Erzbi-

³⁾ Pejo Berbenliev, *ibidem*, S. XXXVII.

⁴⁾ Atanas Boškov, *Die bulgarische Malerei von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert*. Recklinghausen 1969, S. 72.

schofsbasilika in Pliska oder den frühchristlichen Monumentalbauten auf dem Balkan.“⁵⁾

Bei aller Würdigung der Argumente Kiels bleibt es dennoch eine Tatsache, daß kriegerische Eroberungen immer Zerstörungen und Rückschläge in der Entwicklung mit sich bringen – so auch in Bulgarien in osmanischer Zeit. So wurden allein im Jahre 1393 das Drjanovo-Kloster, das Kapinovo- und das nahegelegene Plakovo-Kloster sowie das Kilifarevo-Kloster zerstört, das Ivanovo-Felsenkloster um dieselbe Zeit verlassen und selbst das durch Privilegien der türkischen Sultane bestätigte Rila-Kloster wurde 1466 verwüstet, um nur einige wenige Beispiele anzuführen. Endlich darf allein mit dem Hinweis auf die Hagia Sofia in Konstantinopel an die Umwandlung zahlreicher christlicher Kirchen in Moscheen erinnert werden, deren Schicksal auch die Georgsrotunde in Sofia unter Sultan *Selim I.* (1512–20) teilen mußte⁶⁾.

Andererseits ist freilich auch daran zu erinnern, daß die bedeutenden Kirchen in dem privilegierten Arbanassi im 16./17. Jahrhundert, die Theodorenkirche in Dobarsko laut Inschrift im Jahre 1614 oder das Alino-Kloster westlich von Samokov im 17. Jahrhundert errichtet wurden, um auch hierzu einige Beispiele zu nennen. Man kann also weder von einer generellen Unterdrückung des Christentums, noch von einer durchgängig praktizierten Toleranz der Osmanen sprechen. Abgesehen davon, daß die Sultans-Erlasse auf dem Papier vielfach anders aussahen als deren praktische Verwirklichung draußen in den besetzten Provinzen, war die Einstellung der einzelnen türkischen Herrscher gegenüber dem Christentum beachtlichen Schwankungen unterworfen, die sich durchaus an der bulgarischen Architektur und Kunst dieser Jahrhunderte ablesen lassen⁷⁾.

Ähnliche differenzierende Bemerkungen sind angebracht zur Frage der Überbewertung der von Kiel behandelten Epoche durch die bulgarische Kunstgeschichtsforschung. Eine solche Überschätzung ist zweifellos vorhanden. Doch sollte dennoch nicht übersehen werden, daß letztlich jedes Werturteil subjektive Züge in sich trägt – die allerdings um der vertretbaren wissenschaftlichen Aussagefähigkeit willen gewisse Toleranzgrenzen nicht überschreiten dürfen. Ebenso ist daran zu erinnern, daß mit André Grabar ein international angesehener Forscher auf die Bedeutung der altbulgarischen Malerei hingewiesen hat. Allein die von ihm, von Philipp Schweinfurth u. a. gewürdigten Wandmalereien in Bojana gehören unbestritten zum Be-

⁵⁾ Assen Tschilingirov, *Die Kunst des christlichen Mittelalters in Bulgarien*. München 1979, S. 55.

⁶⁾ Zu dieser grundsätzlichen Frage vergleiche man das Standardwerk des souveränen Kenners der Materie, Manolis Chatzidakis, „*Ellēnes zographoi meta tēn alosē, 1450–1830*“. Athen 1987 (siehe meine Rezension unten, S. 619–621), in welchem er u. a. zum Ergebnis kommt, daß im Gegensatz zu den von den Venezianern beherrschten Griechen diejenigen in den osmanisch besetzten Gebieten in ihrer kulturellen Entwicklung behindert wurden (S. 74).

⁷⁾ S. hierzu Nenad Moačanin, *Some Remarks on the Supposed Muslim Tolerance Towards dhimis*, *Südost-Forschungen* 48 (1989), S. 209–215, ferner Franz Reitingner, *Muslim oder Christ, Anmerkungen zum Streit der Religionen*, in: *Europa und der Orient, Lesebuch*. Gütersloh 1989, S. 56–63.

stand der bedeutenden europäischen Kunstwerke. In diesem Zusammenhang ist zu der keineswegs überzeugenden Annahme des Autors, daß die Schule von Tärnovo nicht existiert hat, auf die letzten Veröffentlichungen von Dora Piguet-Panayotova hinzuweisen⁸⁾. Ihnen kommt deswegen besonderer Wert zu, weil infolge des durch die historischen Umstände bedingten Fehlens von künstlerischen Werken des 14. Jahrhunderts in Tärnovo die von ihr behandelten Wandmalereien in den Kirchen „Hl. Jungfrau“ bei Červen und „Hl. Marina“ bei Karlukovo mit den Darstellungen des Ivanovo-Höhlenklosters verglichen und mit der offiziellen Kunst Tärnovos in Verbindung gebracht werden. Ebenso zählt sie die Bildwerke in der Kirche „Hl. Jungfrau“ bei Dolna Kamenica zu der höfischen Gruppe und nimmt dort Einflüsse von Konstantinopel in der Tradition von Bojana an.

Überhaupt ist gegenüber dem Urteil des Autors zur bulgarischen Malerei des Mittelalters und der osmanischen Zeit Zurückhaltung angebracht, da er die für eine Gesamtbeurteilung wichtige Ikonenmalerei unberücksichtigt läßt, andererseits der zeitgenössischen Buchmalerei durchaus zu Recht hohen künstlerischen Wert zuspricht und damit in Widersprüche gerät. So ist im Blick auf die von ihm angezweifelte Tärnovoer Schule an die Christus-Ikone „La Sainte Face de Laon“ zu erinnern, die im Jahre 1249 von der bulgarischen Hauptstadt über Rom nach der Stadt Laon in Frankreich gelangte. Ebenso ist unbestritten, daß eines der Hauptwerke der Buchmalerei, das Evangeliar des Zaren *Ivan Alexandăr*, der Widmungsinschrift zufolge auf den Auftrag des Herrschers hin 1355/1356 von dem Mönch *Simeon* im Hofskriptorium in Tärnovo ausgeführt worden ist. Es widerspricht logischer Einsicht, daß einerseits derartige Leistungen zwar anerkannt, andererseits aber aus dem Gesamtzusammenhang künstlerischer Betätigung – zu der mit Sicherheit eben auch eine Hofwerkstatt für Wandmalerei zählte – herausgerissen werden, um damit die fragwürdige These von der nicht vorhanden gewesenen höfischen Schule in Tärnovo zu stützen.

Das bedauerliche Fehlen des künstlerischen Gesamtbildes infolge mangelnder Berücksichtigung aller schöpferischen Teildisziplinen führt z.B. ebenso zu einer Fehlbeurteilung der Darstellungen der sogenannten Reiterheiligen, insbesondere der Heiligen Georg und Demetrius, wenn Kiel den Zusammenhang mit der Bewegung der nationalen Selbstbesinnung und dem Befreiungskampf gegen die osmanische Fremdherrschaft in Abrede stellt. Schlüssiges Beweismaterial wurde dazu mit den tiefeschürfenden Forschungen Leopold Kretzenbachers geliefert, deren Ergebnisse unter der Literaturangabe des vorliegend besprochenen Werkes leider fehlen und dort auch inhaltlich keinen Niederschlag gefunden haben⁹⁾. Demgegenüber macht es

⁸⁾ Dora Piguet-Panayotova, *Le style des peintures de Sainte Marina près de Karlukovo*, *Südost-Forschungen* 40 (1981), S. 187–198; eadem, *Recherches sur la peinture en Bulgarie du bas moyen âge*. Paris 1987 (dazu die Rezension von Friedbert Ficker in *Südost-Forschungen* 47 (1988), S. 420–422.

⁹⁾ Leopold Kretzenbacher, *Sankt Georg mit dem Jüngling auf dem Streitroß*, *Münchener Zeitschrift für Balkankunde* 1 (1978), S. 181–196; idem *Griechische Reiterheilige als Gefangenenretter*. Wien 1983 (dazu die Rezension von Friedbert Ficker in *Südost-Forschungen* 44 (1985), S. 516–519.

sich der Autor zu leicht mit der abwertenden Bemerkung, daß eine zeitbezogene Interpretation nichts anderes als eine von den Autoren konstruierte ideologische Überlegung aus dem Denken der eigenen Zeit sei – obwohl er auf der anderen Seite den zeitkritischen Inhalt im Werk von *Zachari Zograf* zugeben muß. Eine dem Thema gerechte Beurteilung mit ihrem offensichtlichen Bedeutungswandel ist nur möglich, wenn dazu als eigentliche aufschlußreiche Quelle die Darstellungen des Hl. Georg mit dem Knaben und des Hl. Demetrius mit dem Geistlichen auf dem Pferderücken und deren zunehmende Wiedergabe in der Ikonenmalerei und in der Grafik des 18. und 19. Jahrhunderts herangezogen werden. Eine zeitliche Zäsur, wie sie das Buch mit dem Jahr 1700 vornimmt, muß dagegen zwangsläufig zu ungenügenden Ergebnissen führen, da in der vorangegangenen Zeit dieser Wandlungsprozeß noch in den Anfängen steckt und dessen zunächst noch zahlenmäßig bescheidene Spuren ohne die Berücksichtigung der Weiterentwicklung keinen rechten Sinn ergeben und stattdessen im Bereich der einfachen christlichen Legendendeutung steckenbleiben.

Diese wenigen Anmerkungen mögen erneut die Notwendigkeit kritischer und differenzierender Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Kunst Bulgariens belegen – nicht zuletzt, um das über Jahrhunderte geprägte Türkenbild auf dem Balkan in der erforderlichen Weise sinnvoll zu korrigieren¹⁰⁾ und um der bulgarischen Kunst zu einer ihrer tatsächlichen Bedeutung entsprechenden Einschätzung über einen kleinen Kreis ernst zu nehmender Wissenschaftler hinaus zu verhelfen. Machiel Kiel hat mit seinem Buch zumindest aus osmanistischer Sicht einen quellenkundlichen Beitrag beigesteuert, wie auch die mit viel Fleiß und Zeitaufwand studierten Kunstdenkmäler eine wertvolle Verbreiterung der Basis zu weiteren Studien über diese Epoche darstellen.

München

Friedbert Ficker

Neofit Rilski: Bolgarska Grammatika. Kragujevac 1835. **Tablici.** Bukarest 1848. Unveränderter Nachdruck mit einer Einleitung hrsg. von Reinhold Olesch. Köln, Wien: Böhlau 1989. XXI, VI, 211, 7 unpag. S., III, 66 Tab., 6, 12, 16 unpag. S. (Slavistische Forschungen. 41.) [Bulgarische Grammatik. Tablici.]

Die vorliegende, im Nachdruck erschienene bulgarische Grammatik wurde im Jahre 1835 von *Neofit Rilski* anlässlich der Eröffnung des Gymnasiums von Gabrovo/Bulgarien veröffentlicht. Die Zielsetzung des Werkes ist daher vorwiegend didaktisch, weniger wissenschaftlich-darstellend. Ihre Entstehungszeit fällt in die Epoche der bulgarischen Wiedergeburt, des sog. *vъзраждане*, sie stellt zugleich auch die erste bulgarische Grammatik in diesem für Bulgarien so entscheidenden Zeitabschnitt dar. Das Werk besteht aus einer Einleitung, in der der Verfasser seine philologischen Auffassungen darlegt (S. 1–72) und der eigentlichen Grammatik des Bulgarischen (S. 73–203), an die sich ein

¹⁰⁾ S. hierzu die einführenden Bemerkungen Leopold Kretzenbachers über *Hasan Kaleshi* in seinem Aufsatz „Sankt Georg mit dem Jüngling auf dem Streitroß“, loc. cit.

Verzeichnis von türkischen und griechischen Lehnwörtern des Bulgarischen (S. 204–211) anschließt. Nach dem Inhaltsverzeichnis des Werkes von *Neofit Rilski* folgt ein Verzeichnis von Druckfehlern. Den zweiten Teil des Bandes machen die 1848 von *Neofit Rilski* für Unterrichtszwecke veröffentlichten „Tablici“ aus, von denen aber eine ganze Reihe nicht lesbar sind, was aber wohl auf Mängel der Vorlagen zurückgeht, so daß in mehreren Fällen nur ein optischer Eindruck von der Gestaltung der Tabellen möglich ist. In einer Anmerkung (S. II) des die Tablici enthaltenden Teiles bitten Herausgeber und Verlag um Verständnis, daß bei einigen Tafeln eine qualitativ bessere Reproduktion nicht möglich war, dies gilt wohl für die Tafeln 31–40, 42–47, 57, 58, 61, 63, 65, insbesondere aber für die Tafeln 36 und 55.

Die Neuausgabe von *Neofit Rilskis* „Bolgarska Grammatika“ durch Reinhold Olesch (1910–1990) und den Böhlau Verlag in der Reihe „Slavistische Forschungen“ überrascht zunächst, da bereits 1984 in Sofia eine fototypische Neuausgabe vom Verlag Nauka i Izkustvo veröffentlicht wurde¹⁾, die Neuausgabe durch R. Olesch erhält aber ihre volle Berechtigung, wenn man in Betracht zieht, daß im Anschluß an die Grammatik auch die Tablici, die Lehrtafeln für das Studium des Bulgarischen, beigegeben sind, die eben in der bulgarischen Neuausgabe nicht vorhanden sind.

Neofit Rilskis „Bolgarska Grammatika“ gehört in die Epoche der Wiedergeburt, die mit *Paisij Chilendarskis* „Istorija Slavenoblgarskaja“ im Jahre 1762 ihren Anfang nahm, den Bulgaren ein neues Nationalgefühl ermöglichte und u. a. auch zur Abfassung der ersten nationalbulgarischen Grammatik führte. Voraussetzung für *Neofit Rilskis* Werk war aber nicht nur *Paisij Chilendarski*, sondern auch *Sofronij Vračanski* und *Petăr Beron*, der Reformator des bulgarischen Schulwesens.

Reinhold Olesch hat in seiner Einführung zu *Neofit Rilskis* „Bolgarska Grammatika“ die methodischen und terminologischen Hintergründe der grammatischen Beschreibung in der ersten Hälfte des 19. Jh.s in Bulgarien deutlich aufgezeigt, insbesondere den Zusammenhang mit der kirchenslawischen Grammatik von *Meletij Smotrickij*, einer Quelle, die in Bulgarien bisher unbeachtet geblieben ist. Die internationale Fachwelt schuldet Reinhold Olesch, der am 23. Juni 1990 verstorben ist, nicht nur für diesen, sondern eine große Zahl von Nachdrucken aus den verschiedenen slawischen Ländern größten Dank!

Marburg

Helmut W. Schaller

Elisaveta Bagrjana. Novi izsledvanija. Red. kol.: P. Dinekov, M. Caneva [u. a.]. Sofija: BAN 1989. 189 S. [E. B. Neue Forschungen.]

Der erste – und bisher einzige – Sammelband zum Werk der vielleicht bedeutendsten bulgarischen *poetessa* dieses Jahrhunderts, *Elisaveta Bagrjana* (pseud. für *Elisaveta Belčeva*), gibt eine umfassende Einführung in Thematik,

¹⁾ Neofit Rilski: Bolgarska gramatika. Kraguevac 1835. Fototipno Izdanie. Sofija 1984. XIX, VI, 211 S. (Bălgarsko ezikovedsko nasledstvo.)

Motivbestand und Poetik ihres Werks und versucht, seine Entstehung und Entwicklung auf dem Hintergrund der bulgarischen Literatur der zwanziger Jahre aufzuzeigen. Der Band enthält im wesentlichen die anlässlich *Bagrjanas* 90. Geburtstag 1983 auf der gemeinsam vom Institut für Literatur der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, dem bulgarischen Schriftstellerverband und dem Kreis Sliven veranstalteten Konferenz gehaltenen Vorträge, wurde jedoch laut Vorwort des Redaktionskollegiums um einige neuere – als solche nicht gekennzeichnete – Arbeiten ergänzt. Dementsprechend spiegeln die meisten Beiträge den Stand der *Bagrjana*-Forschung in den frühen achtziger Jahren wider. Die Aufnahme eines früheren, als einzigen mit seinem Entstehungsjahr, 1974, gekennzeichneten Artikels kann dagegen paradoxerweise als Zeichen für das in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre einsetzende *preustrojstvo*¹⁾ in der bulgarischen Literaturwissenschaft und -kritik gewertet werden. Es handelt sich hierbei um einen Ausschnitt aus dem dritten Band der Monographie Blaga Dimitrovas und Jordan Vasilevs über Leben und Werk *Bagrjanas*, der aufgrund einer nach dem Erscheinen der ersten zwei Bände²⁾ im Jahr 1975 eingeleiteten Kampagne, in der auch Todor Živkov gegen die beiden Autoren Stellung nahm, nicht mehr publiziert werden konnte³⁾. Der abgedruckte Ausschnitt „Krūstopātišta. Bagrjana – silueti ot nejnoto vreme. Otkās“ stellt die Geschichte der Beziehung *Bagrjanas* zu dem serbischen Schriftsteller *Rade Dražnjac* im Jahr 1930 dar⁴⁾ und untersucht die im Werk jedes der beiden Dichter vorhandenen Spuren der Rezeption des anderen. Dimitrova/Vasilev bringen dabei die Verstärkung des bereits im ersten Gedichtband *Bagrjanas*, „Die Ewige und Heilige“ („Večnata i svjatata“ 1927), vorhandenen Motivs des „Vagabudentums“ (*skitničestvo*) und die Hinwendung zu urbanistischen Motiven in ihrem zweiten Band „Stern des Matrosen“ („Zvezda na morjaka“ 1932) mit der expressionistischen Großstadtlyrik *Rade Dražnjacs* in Verbindung, die eine Identifizierung von „Vagabund“ (*skitnik*) und „Dichter“ (*poet*) vornehme. Dimitrova/Vasilev gelingt hier eine exemplarische Demonstration gegenseitiger Rezeption.

Gleichzeitig zeigt dieser Ausschnitt, daß die bulgarische Literaturwissenschaft z. T. schon in den siebziger Jahren Fragen der Rezeption nichtbulgarischer Literatur nachging, die in dem den Sammelband einleitenden Artikel

¹⁾ Vgl. R. Lauer, Literatur, in: Südosteuropa-Handbuch. Bd. 6, Bulgarien. Göttingen 1990, S. 626–627.

²⁾ B. Dimitrova – J. Vasilev, *Mladostta na Bagrjana*. Sofija 1975; eadem, *Dni černi i beli*. Sofija 1975. Der dritte Band sollte den Titel „Krūstopātišta“ tragen. Wie die beiden ersten Bände stellt diesem Ausschnitt zufolge auch der dritte eine Mischung aus Fiktion, Biographie, Erinnerungen *Bagrjanas* und ihrer Freunde, Zeitungsberichten und literaturwissenschaftlicher Analyse dar.

³⁾ Vgl. das am 29. 12. 1989 mit B. Dimitrova und J. Vasilev geführte Interview, das unter dem Titel „Dni černi...“ in *Otečestvo*, 1990, S. 16–21, veröffentlicht wurde.

⁴⁾ Der Text erschien in leicht gekürzter Fassung bereits 1988 in der Zeitschrift *Sāvremenik*, Nr. 2, S. 118–164, dort noch mit dem Untertitel „Dokumentarische Novelle“ („Dokumentalna novella“).

„Tvorčestvoto na Elisaveta Bagrjana – naučen i izsledovatelški problem“ des Akademiemitglieds Petăr Dinekovs als Desiderata weiterer Forschungen zum Werk *Bagrjanas* genannt werden. Dinekov stellt hier kurz den Forschungsstand dar und weist darauf hin, daß die bisherige Forschung sich ausschließlich mit *Bagrjanas* „eigentlichem“ Werk, ihrer Lyrik, beschäftigt habe, während ihre Kinderbücher, das gemeinsam mit *M. Velev* verfaßte Drama *Gospožata* und ihre zahlreichen Briefe bisher unbeachtet geblieben seien⁵⁾. Notwendig seien weitergehende Forschungen zur Poetik *Bagrjanas*, zu den Traditionen der von ihr begründeten Frauenlyrik und schließlich Untersuchungen zur Stellung *Bagrjanas* in der Weltliteratur. Auf dem letztgenannten Gebiet fordert er als ersten Schritt komparatistische Analysen zwischen dem Werk *Bagrjanas* und dem anderssprachiger Dichterinnen des 20. Jahrhunderts (*Anna Achmatova*, *Else Lasker-Schüler*, *Desanka Maksimović* u. a.), ferner Arbeiten zum Motiv der Reise in fremde Länder, zur Rezeption ausländischer Dichtung im Werk *Bagrjanas* und umgekehrt zur Rezeption ihres Werks im Ausland. Aus der Frage nach der übernationalen Bedeutung und Gültigkeit ihrer Poesie ergebe sich schließlich die Frage, inwieweit die häufige Bewertung ihrer Lyrik als „intim“ und „rein privat“ aufrecht erhalten werden könne. Die von Dinekov aufgestellten Postulate sind trotz einiger neuerer Aufsätze⁶⁾ zum größten Teil auch heute noch aktuell.

Die folgenden Aufsätze sind thematisch geordnet; die ersten vier beschäftigen sich mit dem Gesamtwerk *Bagrjanas* und geben eine allgemeine Einführung in den grundlegenden Themen- und Motivbestand. Es folgen die französisch geschriebenen Erinnerungen des Slavisten *Roger Bernard* an seine Begegnungen mit *Bagrjana*, die bereits besprochene Arbeit von *Dimitrova/Vasilev* und zum Schluß Artikel jüngerer Literaturwissenschaftler zu Einzelfragen aus dem Bereich der Poetik. Eine Auflistung biographischer Daten zum Leben *Bagrjanas* bis zum April 1983 beschließt den Band.

Die Aufsätze spiegeln in ihren Fragestellungen die von Dinekov geschilderten Präferenzen der *Bagrjana*-Forschung wider. Alle beschäftigen sich ausschließlich mit *Bagrjanas* Lyrik, und hier vor allem mit dem ersten Gedichtband „Die Ewige und Heilige“ (1927). Dies mag damit zusammenhängen, daß hier bereits die meisten Themen und Motive zu finden sind, die auch ihr späteres Werk beherrschen.

In der Beschreibung des Themen- und Motivbestands der Lyrik *Bagrjanas* und seiner weitgehenden Konstanz vom ersten (1927) bis zum letzten Gedichtband (1983) herrscht durchwegs Übereinstimmung, auch wenn die einzelnen Forscher die Akzente etwas unterschiedlich setzen. *I. Popivanov* („Säkroveno i chumanno v lirikata na Bagrjana“, „Das Verborgene und das

⁵⁾ Inzwischen ist eine Monographie erschienen, die sich vor allem der Kinderdichtung *Bagrjanas* widmet, vgl. *B. Konstantinova*, *Elisaveta Bagrjana*. Sofija 1989.

⁶⁾ *Z. B. K. Makaveeva*, *Anna Achmatova i Elisaveta Bagrjana*, *Godišnik na SU, Fak. po slav. filol.* 75 (Sofija 1986), S. 73–87; *P. Aleksandrova*, *Bagrjana i bälgarskoto narodno tvorčestvo*, *Rodna reč*, 1986, 9, S. 52–55; *M. Caneva*, *Francija v poezijata na trima bälgari*, *Literaturna misäl*, 1984, 5, S. 74–82.

Humane in der Lyrik *Bagrjanas*“) sieht das Grundthema in der Enthüllung der tiefsten inneren Gefühle der Frau, die in den Rollen der Geliebten, der Mutter und der Patriotin erscheine und durch eine „unermeßliche Liebe“ (*neizmerima obič*) gekennzeichnet sei⁷⁾. M. Caneva und R. Likova, die bereits in den sechziger Jahren mit Arbeiten zu *Bagrjana* hervorgetreten sind⁸⁾, wie auch I. Sarandev nennen als Grundthemen die Konstituierung der Frau als selbständiges Individuum, ihre Revolte gegen einengende gesellschaftliche Konventionen, ihr Streben nach Freiheit und Unbegrenztheit und werten die bereits in „Die Ewige und Heilige“ (1927) deutlich erkennbare Hinwendung *Bagrjanas* zum Irdisch-Materiellen und Konkreten als Abkehr von der in den zwanziger Jahren noch herrschenden Strömung des Symbolismus. Gleichzeitig – und darauf weist I. Sarandev hin – könne sie wegen ihrer apolitischen Haltung nicht zu der ebenfalls gegen den Symbolismus gerichteten Gruppe der „September-Dichter“ (*septemvrijski poeti*), der nach dem September-Aufstand 1923 entstandenen proletarisch-revolutionären Dichtung, gerechnet werden. Sie nehme vielmehr eine individuelle Stellung zwischen den verschiedenen Gruppierungen ein.

Die weiteren Beiträge behandeln einzelne Themen, Motive und Fragen der Poetik. Die Lyrikerin Stanka Penčeva untersucht die Bedeutung der Stadt Sliven, in der *Bagrjana* zwei Jahre ihrer Jugend verbrachte, für die persönliche Entwicklung der Autorin und verfolgt die Verarbeitung von mit Sliven verbundenen Motiven in ihrem Werk. Dora Koleva, die 1983 die Monographie „Za poetikata na Bagrjana“ und einige Artikel zu *Bagrjana* veröffentlicht hat⁹⁾, gibt in dem sehr allgemein gehaltenen Aufsatz „Das Nationale und das Allgemeinmenschliche in der Poesie Bagrjanas“ („Nacionalno i obščoveško v poezijata na Bagrjana“) einen Überblick über das sich dialektisch entwickelnde Verhältnis von Nationalem und Internationalem im Gesamtwerk, das sie anhand der drei Aspekte der Befreiung der Frau aus der Enge der Familie, der Liebe zur Heimat bzw. zur weiten Welt und der nationalen bzw. internationalen Geschichte darstellt. Vesa Kjuvlieva untersucht die Art und den Anteil verschiedener lexikalischer Schichten an der als einfach und poetisch zugleich gekennzeichneten Sprache des Bandes „Die Ewige und Heilige“. Bistra Gančeva und Kleo Protophristova wenden sich der als grundlegend betrachteten Opposition „Ewigkeit, Stillstand“ vs. „Bewegung, Veränderung“ im Werk *Bagrjanas* zu. Nach Gančeva erscheint hier das Einzelne,

⁷⁾ Dieser Artikel ist, geringfügig verändert, unter dem Titel „Običta — istinska vseobemašta“ („Liebe — wahr und allumfassend“) bereits in *Plamäk*, 1986, 3, S. 82—90, erschienen.

⁸⁾ Von ihren Veröffentlichungen seien hier nur die folgenden genannt: M. Caneva, *Poetičnijat svjat na Bagrjana*, in: *Problemi na sävremennata bälgarskata literatura*. Sofija 1964, S. 33—73; R. Likova, *Elisaveta Bagrjana*, in: eadem, *Za njakoi osobnosti na bälgarskata poezija (1923—1944)*. Sofija 1961, S. 126—143; eadem, *Aspekti ot poetičeskija svjat na Bagrjana*, *Literaturna misäl*, 1978, 5, S. 3—26.

⁹⁾ D. Koleva, *Nepresekvaštijat izvor na bagrjaninata poezija*, *Literaturna misäl*, 1983, 4, S. 3—23; eadem, *Bretanskijat cikäl na Bagrjana*, *Plamäk*, 1983, 5, S. 128—135.

Individuelle, Begrenzte und Vergängliche immer als Teil eines übergreifenden Ganzen, des ständig wiederkehrenden Zyklus der Natur und des ewig gleichen Menschenchicksals und sei daher stets Repräsentant des Ewigen und Konstanten. Protochristova bestätigt, unabhängig davon, diese Auffassung, indem sie eine exemplarische Analyse des semantisch instabilen Oppositionspaares „Tag“ (*den*) und „Tage“ (*dni*) im Gesamtwerk durchführt, in dem der „Tag“ kontextabhängig sowohl die gesamte Spanne des Lebens als auch den einzelnen unikalen Tag bezeichnen könne, „Tage“ dagegen einerseits als „Prozeß“, „Veränderung in der Zeit“ andererseits als statische, bewahrte, aufgehobene Zeit ercheinen. Protochristova kommt zu dem Schluß, daß das häufig als Ausdruck einer Revolte gegen starre Konventionen aufgefaßte Werk *Bagrjanas* zumindest in dieser Beziehung durch ein ausgesprochen harmonisches Gleichgewicht zwischen den Polen „Bewegung“ und „Stillstand“ gekennzeichnet sei.

E. Sugarev untersucht das Vorkommen und die Entwicklung urbanistischer Motive, die er im wesentlichen auf die zwei Bände „Zvezda na morjaka“ (1932) und „Sărce čoveško“ (1936) beschränkt sieht. Allerdings sei das gesamte Werk *Bagrjanas* durch ein für den modernen Stadtmenschen charakteristisches Weltempfinden ausgezeichnet, das mit dem Motiv des „Vagabundentums“ (*skitničestvo*) verbunden sei. So bestätigt Sugarev, ohne auf die Beziehung zu *Rade Dražnac* einzugehen, die Untersuchungen Dimitrovas/Vasilevs.

Raja Kunčevas Aufsatz „Der Vers Bagrjanas“ („Stichăt na Elisaveta Bagrjana“) gibt eine umfassende Analyse ihres metrischen Repertoires und seiner Entwicklung zwischen den Polen freier Jambus und freier Vers im Gesamtwerk und geht dabei auch auf Reim, Strophenbau und Gattungsfragen, insbesondere zum Sonett, ein. Durch den ständigen Bezug zu den in der bulgarischen Literatur in dieser Hinsicht vor und neben *Bagrjana* entwickelten Traditionen gelingt Kunčeva der Nachweis der häufig nur behaupteten novatorischen Funktion der Texte *Bagrjanas*. Ihrer ausgezeichneten Arbeit fehlen leider Belege für die nicht direkt *Bagrjana* betreffenden Aussagen, auch vorhandene ältere Arbeiten zum Vers *Bagrjanas*¹⁰⁾ werden nicht erwähnt. Dies ist allerdings ein Vorwurf, der *mutatis mutandis* auf mehrere Artikel dieses Bandes (Caneva, Likova, Popivanov) zutrifft.

Der letzte Aufsatz „Elisaveta Bagrjana na sărbochărvatski ezik“ von I. Trašliev behandelt einen Teilaspekt der Rezeption *Bagrjanas* in Jugoslawien, die von der serbischen Dichterin *Desanka Maksimović* angefertigten Übersetzungen ihrer Werke. Nach einer kurzen Aufzählung der Daten und Fakten der persönlichen Bekanntschaft dieser beiden Schriftstellerinnen werden beispielhaft einige von Trašliev als kongenial charakterisierte Übersetzungen vorgestellt.

Insgesamt gesehen, kann der Band als Zusammenfassung grundlegender Studien zur Lyrik *Bagrjanas* gelten, in dem frühere Ergebnisse gebündelt und neue Perspektiven aufgezeigt werden. Neu ist gegenüber früheren Arbeiten vor allem die konkretere Einbeziehung der Lyrik *Bagrjanas* in die bulga-

¹⁰⁾ So z.B. bei Dimitrova/Vasilev, vgl. Anm. 2; D. Koleva, *Za poetikata na Bagrjana*. Sofija 1983; M. Janakiev, *Stichăt na Bagrjana*, in: idem, *Bălgarsko stichoznanie*. Sofija 1960, S. 208—215.

rische Literaturtradition, vor der erst eine genauere, nicht mehr pauschal ideologische Wertung ihrer Bedeutung möglich wird. Obwohl ein Teil der Aufsätze mit geringfügigen Änderungen bereits an anderer Stelle erschienen ist¹¹⁾ und inzwischen weitere Veröffentlichungen zu *Bagrjana* vorliegen, gibt dieser Band einen ausgezeichneten Überblick über die Problematik des lyrischen Werks von *Elisaveta Bagrjana* und die bisherigen Forschungsergebnisse.

Göttingen

Ulrike Jekutsch

¹¹⁾ Auf Popivanov wurde bereits hingewiesen, vgl. Anm. 7. M. Canevas Artikel erschien unter dem Titel „Elisaveta Bagrjana na devetdeset godini“ in: *Ezik i literatura*, 1983, 5, S. 13–22; D. Kolevas Aufsatz ist 1988 u.d.T. „Nacionalno svoeobrazie na poezijata na Elisaveta Bagrjana“ erschienen (Vtori meždunaroden kongres po bälgaristika. Dokladi 12. Sofija 1988, S. 562–571).

Todorova, Maria: Myth-Making in European Family History. The Zadruga Revisited. Washington, DC: The Wilson Center 1989. 54 S. (The Wilson Center. European Institute. East European Program. 19.)

In dieser Broschüre – die beim Washingtoner *Wilson Center* übrigens kostenlos angefordert werden kann¹⁾ und die mittlerweile auch als Aufsatz veröffentlicht ist²⁾ – geht die bulgarische Historikerin Marija Todorova einem Problem nach, das von einem sozialgeschichtlichen zunehmend auch zu einem wissenschaftsgeschichtlichen wird. Daß vor jeder empirischen Beschäftigung mit den „südslavischen Hauskommunionen“ (Alfons Dopsch), „communal joint-families in the Balkans“ (Philip E. Mosely) oder wie auch immer man den Wissenschaftsneologismus *zadruga* übersetzen will, zweckmäßigerweise die Überprüfung des begrifflichen Instrumentariums anhand der Forschungsgeschichte steht, hat zuletzt Christine Cless vorgeführt³⁾. Nach einleitenden Bemerkungen zur Definition des Mythos an sich

¹⁾ Adresse: Occasional Papers, The Wilson Center, East European Program, 370 L'Enfant Promenade, Suite 704, Washington, DC, 20024, USA.

²⁾ Maria Todorova, *Myth-Making in European Family History: the Zadruga Revisited*, *East European Politics and Society* 4 (1990), S. 29–76.

³⁾ Christine Cless, *Zur Zadruga: Forschungsgeschichtliche Aspekte*, in: 1300 Jahre Bulgarien. Studien aus der Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West zum I. Internationalen Bulgaristik-Kongreß Sofia 1981. Hrsg. v. Wolfgang Gesemann [et al.], Bd. 1. Neuried bei München: Hieronymus Verlag 1981, S. 151–163 (Bulgarische Sammlung. 2,I; Südosteuropa-Studien. 29.) Vgl. auch eadem, *Theoriebildungen um die südslavische Großfamilie (zadruga) im 19. und 20. Jahrhundert (Aspekte zu einer Forschungsgeschichte)*, Magister-Hausarbeit, Philosophischer Fachbereich. Ludwig-Maximilian-Universität München (Typoskript). München 1981, 149 S. (Die Verf.in der anzuzeigenden Broschüre hatte von diesen beiden Titeln keine Kenntnis).

sowie zu den theoretischen Prämissen der historischen Familienforschung im allgemeinen und der südosteuropabezogenen im besonderen unternimmt daher auch die Verf.in einen eingehenden *tour d'horizon* der *zadruga*-Forschungsliteratur (S. 6–14). Noch bevor die empirische *zadruga*-Forschung recht in Gang gekommen sei, so ihre These, sei diese von zwei ideologieträchtigen Theoremen, ja Mythen aufs falsche Gleis gedrängt worden. „Traditionalists [...] saw in it a unique local institution which would save the peculiarity and cultural identity of the people from the disruptive modernizing influence of the West by promoting virtues such as solidarity and mutual aid. Others, accentuating what they saw as the eternal democratic and cooperative spirit of the *zadruga*, hoped that it would provide the natural road to a new social order.“ (S. 11)⁴). Das Gesamturteil der Verf.in ist entsprechend ernüchternd: Fast sämtliche Fachvertreter stünden in solchem Grad unter dem Einfluß der verschiedenen *zadruga*-Mythen, daß sie empirische Lücken und logische Brüche in ihrer Argumentation bedenkenlos mit Hilfe mythengestützter Analogschlüsse überbrückten. Von einer solchen Vorgehensweise distanziert sie sich entschieden, macht aber auch deutlich, daß sie den ganz großen Gegenentwurf (noch) nicht im Ärmel hat: „Sound and time-consuming scholarly research on eastern Europe, and the Balkans in particular, is still so meager that it is impossible to draw valid general conclusions, let alone broad comparisons.“ (S. 14). Was sie dennoch unter dem Rubrum „The ‚Penultimate‘ Truth“ (S. 14–22) anbieten kann, ist eine penible Sichtung der bislang erbrachten und leidlich gesicherten historischen Befunde. Dabei kommt sie zum einen zu dem Ergebnis, daß die Existenz der *zadruga* in einigen Regionen Südosteuropas zwar für das 19. und 20. Jahrhundert belegt ist, daß aber keinerlei Quellenbelege für eine solche Existenz vor dem 19. Jahrhundert vorliegen⁵). Die Frage, ob die *zadruga* – wie bisher mehrheitlich angenommen – das historische Produkt eines jahrhundertlangen Entwicklungsprozesses war, oder ob es sich nicht vielmehr um eine ephemere, auf das 19. und 20. Jahrhundert beschränkte familiäre Organisationsform, hervorgerufen durch zeitgebundene Faktoren wie Bevölkerungswachstum und Vordringen von Marktwirtschaft, handelte⁶), stellt Todorova zwar, kann sie aber nach eigenem Bekunden beim gegenwärtigen Stand von Diskussion und Forschung nicht kategorisch beantworten (S. 18). Eindeutig spricht sie sich jedoch dafür

⁴) Allerdings stießen der Verf.in zufolge gerade Auguren der letztgenannten Ansicht, wie etwa *Svetozar Marković*, im eigenen politischen Lager auf Widerspruch: So hielt *Dimităr Blagoev* die *zadruga* für ein Modernisierungshemmnis auf dem Weg zur kapitalistischen Sozialismus-Vorstufe (S. 12).

⁵) In diesem Zusammenhang wären die Forschungen von Karl Kaser aufschlußreich gewesen. Vgl. idem, Die Entwicklung der Zadruga in der kroatisch-slawonischen Militärgrenze. (Zur Kunde Südosteuropas, Bd. II/14.) Graz 1985, S. 14–25, und idem, Freier Bauer und Soldat. Die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft in der kroatisch-slawonischen Militärgrenze (1535–1881). (Zur Kunde Südosteuropas, Bd. II/15.) Graz 1986, S. 452–477.

⁶) Vgl. hierzu zuletzt Holm Sundhausen, Historische Statistik Serbiens 1834–1914. Mit europäischen Vergleichsdaten. München 1989, S. 24–25, 70–76, 124–127 und 623–624 (Südosteuropäische Arbeiten, 87.)

aus, schon jetzt den Begriff *zadruga* „aus der quantitativen historisch-demographischen Analyse gänzlich zu streichen“ (ibidem). Die am westeuropäischen Beispiel entwickelte Terminologie hinsichtlich Haushaltsgröße und -struktur („extended“ bzw. „multiple family“), so ihr Argument, sei auch für Südosteuropa zureichend adäquat, da eine diesbezüglich postulierte Singularität nicht nachzuweisen sei. Diese Ansicht kann sie mit interessantem empirischen und statistischen Material belegen (Tab. 5–8, S. 50–54). Allerdings nimmt sie dann in der „Conclusion“ (S. 22–23) einigen ihrer provokanten Thesen die Spitze: Mythenstürmerei berge bekanntlich die Gefahr des Schaffens von Gegenmythen, wie auch die statistisch-strukturelle Methode nicht die allein seligmachende sei, und daher sei die Verwendung des *zadruga*-Begriffes außerhalb des quantifizierenden historisch-demographischen Kontextes auch weiterhin durchaus statthaft.

Wie auch immer die unmittelbar angesprochene Fachwelt auf M. Todorovas wohlfundierte und überlegt präsentierte Attacke reagiert, ein entscheidendes Argument für ihre Ansicht wird schwerlich zu entkräften sein: „The ensuing typology of the European family, based on similar sources and using a common terminology, would have, for all its drawbacks, at least one merit: it would provide a valid base for comparison between historic and geographic regions of the continent.“ (S. 23). Von einem solchen Stück Entregionalisierung würde wohl nicht nur die südosteuropabezogene historische Familienforschung, sondern die Südosteuropaforschung allgemein profitieren.

Berlin

Stefan Troebst

VII. Albanien

Marlekaj, Luigi: Pietro Bogdani e l'Albania del suo tempo — con la riproduzione di centotrentadue documenti. Paolo del Colle, Bari: LiantonioEd. 1989. (Vertrieb: P. D. Gjeçaj, via del Cottolengo 6, 00165 Roma.) 727 S.

Der Autor nimmt das 300. Todesjahr von *Pjeter Bogdani* (1625—1689) zum Anlaß, um in einem Band von 727 S. die Berichte (*relationes*) dieses albanischen Prälaten an die römische Kurie in einer Zeitspanne vom 22. Juli 1650 bis 10. Dezember 1688 vollständig zu edieren. Mit dieser Berichterstattung über rund 20 Jahre erfüllte *Bogdani* seine Pflicht in seiner Funktion als Bischof von Shkodra und später als Erzbischof von Skopje sowie als Administrator Albaniens und Serbiens. Alle Dokumente stammen aus vatikanischen Archiven (der Propaganda Fide und aus dem „Archivio Segreto Vaticano“), wurden in langjähriger Arbeit gesammelt, geordnet und in einer Studie von 170 Seiten mit bibliographischen Angaben und Erläuterungen von Luigi Marlekaj (Prof. em. für Albanologie an der Universität Bari) versehen.

In diesen Berichten handelt es sich primär um die Belange der katholischen Kirche, Verfolgung der Christen, einschließlich der Orthodoxen, in dieser Region, aber auch um die Aufstände und Kriege zwischen Türken und der „Heiligen Allianz“ (Österreich, Polen, Rußland und zuletzt Venedig). Auf-

grund der Erkenntnisse aus den vorliegenden Dokumenten ist zu schließen, daß Erzbischof *Bogdani* die ganze Zeit wertvolle Informationen über Strategien bzw. Kriegspläne gegen die Türken, vor allem für die Venezianer geliefert hat.

Als die österreichische Armee (vgl. den Bericht vom 15. Mai 1689 an das Collegium der Kardinäle der Propaganda Fide) unter Befehl von *Johannes Norbert Piccolomini* in Novipazar und Kosovo siegreich ankam, stellte sich *Bogdani* mit seinem Klerus und den Christen auf die Seite der Befreier, wie er selbst gesteht, aber auch um den Repressalien der Türken zu entkommen. Die Pest, die in der kaiserlichen Armee und der Bevölkerung ausbrach, bremste die Weiterführung des Krieges. In Prizren, der Heimat *Bogdanis*, erkrankte auch *Piccolomini* an der Epidemie. Erzbischof *Bogdani* wich nicht von seinem Krankenlager und auch er starb am 6. Dezember 1689 in Priština an der Pest.

Pjeter Bogdani zählt zu den wichtigsten Autoren der albanischen Literatur. Der Titel seines monumentalen Werkes lautet: CUNEUS PROPHETARUM DE CHRISTO SALVATORE MUNDI et eius evangelica veritate, italice et epirotice contexta ... a Petro Bogdano Macedone sacr. Congr. de Prop. Fide Alumno. Philosophiae, & Sacrae Theologiae Doctore, olim Episcopo Scodrensi, & Administratore Antibarensi; nunc vero Arciepiscopo Scuporum... Patavii, M.DC.LXXXV. (vgl. Wiederdruck — Verlag Dr. Dr. Trofenik, München 1977). In albanisch ist das Werk unter dem Titel „Çeta e Profetëve“ bekannt.

Nach Inhalt und Form gehört „Cuneus“ zu den Traktaten des Spätmittelalters bzw. der Renaissance, in dem der Verfasser, um die Wahrheit des christlichen Glaubens bei den Albanern zu festigen, sein ganzes Wissen im Bereich der Philosophie, Theologie, der geistigen Geschichte der Menschheit, der Naturwissenschaften heranzieht. Auch die Doktrinen anderer Religionen, einschließlich die des Islams, werden als Beweis seiner These angeführt. Die Argumentation ist nach den logischen Schemata des alten Traktats raffiniert aufgebaut, mit Zitaten präzise und klar ins Albanische übersetzt und in langen Sätzen barocker Art leidenschaftlich erläutert. Als Ausdrucksmittel von schwierigen, komplizierten abstrakten Ideen erreichte das Albanische hier seinen höchsten Entwicklungsstand, so daß Sprache und Stil des „Cuneus“ bis heute die ganze albanische Literatur beeinflußt hat.

In den vorliegenden Berichten an die Kurie wird ausführlich erklärt, was *Bogdani* mit seinem Werk bezwecken wollte, nämlich in erster Linie zu verhindern, daß die Albaner zum Islam übertreten, aber auch, um die schriftliche Tradition in albanischer Sprache zu beleben. Ferner wollte der Prälat auch die Eroberer überzeugen, daß sein Glaube der wahre sei, deshalb bringt *Bogdani* ganze Seiten von Zitaten aus der Heiligen Schrift, nicht nur in griechisch und hebräisch, sondern auch in arabisch, persisch und armenisch, in Sprachen, die im türkischen Reich bekannt waren.

Aufgrund dieser neuen Dokumentation werden eine Menge von Einzelheiten ersichtlich in Bezug auf das Werk, wie etwa die Gründe der Propaganda Fide, warum „Cuneus Prophetarum“ (offensichtlich wegen der Zensur) vom Autor selbst ins Italienische übersetzt wurde. Vor dem Kollegium der Kardinäle mußte *Bogdani* als Erzbischof von Skopje seinen Aufenthalt in Padua, wo der „Cuneus“ gedruckt wurde, rechtfertigen. Die Drucklegung dauerte

über ein Jahr. Von der Ausstattung her gilt es als das kostbarste Buch im Albanischen, versehen mit zahlreichen Gravuren und Kupferstichen. Ausdrucksvoll und von dokumentarischem Wert der Kupferstich (Lib. I, S. 156) von den Sibyllen, acht davon in albanischen Frauentrachten verschiedener Regionen, zwei andere in serbischer und bulgarischer Tracht.

Für die zukünftigen Studien über *Bogdani* und sein Werk ist Marlekajs Publikation als unentbehrliches Instrument zu empfehlen.

München

Martin Camaj

Pipa, Arshi: The Politics of Language in Socialist Albania. Boulder: East European Monographs, New York: Columbia Univ. Press 1989. XVI, 282 S. (East European Monographs. 271.)

Arshi Pipa, em. Professor der Universität von Minnesota, Minneapolis, bekannter Literaturwissenschaftler der italienischen, aber auch der albanischen Literatur (vgl. u. a. *Trilogia albanica = Albanische Forschungen 17—19*, München: Trofenik 1978), befaßt sich in dieser Monographie mit einem der heikelsten Themen der modernen Albanologie, und zwar mit Methoden und Wegen der Sprachreform (1972—1973) in Tirana. Es handelt sich um die Verquickung von Politik und Sprache, die eigene Normen und Entwicklungsgesetze besitzt: von den obersten politischen Instanzen dieses Landes wurde in den Fünfziger Jahren entschieden, daß eine bestimmte Sprachform als „Nationalsprache“ entwickelt werden müsse. Um deren Durchsetzung zu erleichtern, wurden alle anderen Sprachformen ausgeschaltet. Der Verf. versucht nun, diese Verfahrensprozesse im XI. Kapitel: Bemerkungen, Bibliographie und Index zu erläutern und soviel wie möglich an Informationen über Hintergründe, vor allem politischer Art, zu geben.

Bestrebungen zur Schaffung einer Amtssprache bestanden auch vor Gründung des albanischen Staates, doch merkte man bald, daß die kulturellen und sprachlichen Unterschiede zwischen Norden (Hauptdialekt: Gegisch) und Süden (Hauptdialekt: Toskisch) alte Wurzeln hatten. Deshalb sahen die Schöpfer der *Rilindja*-Bewegung ein, beim Prozeß der Normalisierung bzw. Sprachfusion mit Vorsicht voranschreiten zu müssen, damit sich keiner benachteiligt fühle. Die Zweiteilung zwischen Norden und Süden entstand schon um die Jahrtausendwende, so daß die Trennlinie (am Fluß Shkumbini) zwischen Gegisch und Toskisch sich mit der alten Grenze zwischen Rom und Byzanz deckt. So entstanden auch die zwei kultur-religiösen Varianten, im Süden die Orthodoxie, im Norden die römisch-katholische Kirche, mit einer gut organisierten und überlegenen Literatur in der gegischen *koine*. Die rivalisierenden Tendenzen zwischen den beiden Kulturbereichen blieben auch nach der Islamisierung der Mehrheit der Albaner — nach Pipa bis in die Gegenwart hinein — erhalten, wobei dies auch bei der Sprachreform im kommunistischen Albanien eine Rolle spielt.

Bis etwa 1950 wurden in Albanien nebeneinander die zwei Sprachvarianten gebraucht. Es wurden aber vorher einige gemeinsame Grundlagen festgelegt: Im Jahre 1908 wählte man ein einheitliches Alphabet (Monastir-Alphabet). In demselben Jahr erschien in Wien die „Grammatik der albanesischen Spra-

che“ von G. Pekmezi, übrigens heute noch eine der besten Grammatiken der albanischen Sprache. Man sah darin, daß das Albanische, in zwei Hauptdialekte eingeteilt, im großen und ganzen eine gemeinsame Struktur hatte. Angeregt durch österreichische Sprachwissenschaftler (der linguistischen Schule Wien—Graz), setzte sich die Idee durch, daß die Schaffung einer gemeinsamen Literatursprache möglich wäre. 1916 gründete man in Shkodra „Die literarische Kommission“ (*Komisia letrare*), die sich für die Erforschung und schriftliche Verwendung der aus dem „Allgemeinalbanischen“ stammenden Gemeinsamkeiten in der Grammatik und im Wortschatz einsetzte. Das Südgegische (der Dialekt von Elbasan) wurde zumal für das Gegische als *koine* bestimmt mit der Begründung, daß diese alb. Sprachform dem Toskischen am nächsten stehe. Damit ist die „Albanesische Grammatik im Südgegischen Dialekt“ (Durazzo, Elbasan, Tirana) von Gustav Weigand (Leipzig 1913) in Zusammenhang zu bringen sowie die Wahl von Tirana als Hauptstadt des neuen Staates Albanien. Es geschah etwas, was m. E. viele zur *Intelligentia* gehörende Albaner, wohl unter dem Einfluß der Linguisten, im Sinne hatten, daß nämlich der Sprachkontakt zwischen beiden Sprachvarianten in einem gemeinsamen Staat die sichere Grundlage für die „Spracheinigung“ bilden würde. Dies wurde unter der Bezeichnung „Konvergenz“ gefördert. Jeder sprach die eigene Mundart und die neue Schriftstellergeneration schrieb in gemäßigtem Gegisch oder Toskisch. Beide Hauptdialekte wurden auch in gemischten Familien gesprochen: Pipa selbst wuchs in diesem Sprachkontakt auf (sein Vater aus Libohova, seine Mutter aus Shkodra).

Es bestand die Wahrscheinlichkeit, daß sich das Gegische mit einer über 500jährigen Tradition und gesprochen von etwa 70% der Bevölkerung auch politisch durchsetzen würde. Nach dem 2. Weltkrieg geschah das Gegenteil!

Das hier zu rezensierende Buch zeichnet sich durch eine detaillierte Darstellung der ideologisch-politischen Gründe aus, warum dem Toskischen der Vorrang eingeräumt wurde. Die Durchführung der Sprachreform wurde programmatisch betrieben und lief als Vorgang parallel zu anderen ideologisch-politischen Entscheidungen auf den Parteikongressen von 1948 bis 1972. Als Hauptgrund wurde angeführt, daß die Revolution vom Süden ausgegangen sei und dies honoriert werden müsse. Zur Zeit des 2. Parteikongresses von 1952 bestand das Politbüro aus neun Mitgliedern, wobei nur ein einziges aus dem Norden kam. Es hieß, „es gibt kein Toskisch und kein Gegisch mehr, nur Albanisch“, und das Albanische ist das Toskische. Auf dem Parteikongreß von 1952 wurde nach *Marr's* Sprachtheorie ein Modell, eine „mixture“, ausgearbeitet (vgl. Pipa, S. 207). Im Marrismus, benannt nach dem sowjetischen Archäologen und Linguisten *N. J. Marr* (1865—1934), werden „alle sprachlichen Entwicklungen als Widerspiegelung der ökonomischen Verhältnisse“ gedeutet. Dazu kamen auch Richtlinien *Stalins* über die Sprachwissenschaft (vgl. Marrismus und Fragen der Sprachwissenschaft, 1950) hinzu, wonach die Sprache des Siegers das grammatische System bzw. ihre Individualität behält und sich nach eigenen Gesetzen (vgl. das Russische in der Sowjetunion = das Toskische, als Dialekt gegenüber dem Gegischen) entwickelt. Demnach ist die Sprache des Besiegten zum Schwinden verurteilt. Die herrschende Sprache kann Wörter und Ausdrücke als Baumaterial von der aussterbenden Sprache übernehmen. Die neue Schriftsprache wurde in der Tat durch den

gegischen Wortschatz und gegische Redewendungen bereichert. Ferner erkennt man den Einfluß des Marrismus in Albanien bei „der raschen Entwicklung der Sprache“: die Sprachreform hat in der SR Albanien kaum 20 Jahre (etwa 1952—1970) gedauert.

Der Widerstand war groß, vor allem in Shkodra, der Hochburg der gegischen Tradition. Bis 1970 wurden in Albanien Romane und Gedichte sowie wissenschaftliche Arbeiten auch in Gegisch — zwar selten — gedruckt.

Nach dem jeweiligen Parteikongreß organisierte man in Tirana sog. Tagungen über die „Orthographie der gemäßigten Sprache“. Es handelte sich dabei nicht nur um Fragen der Rechtschreibung, sondern vielmehr um Normierung der grammatischen Strukturen der südlichen Mundarten, aufgrund derer nach *Stalins* Doktrin die herrschende Amtssprache entstehen sollte. Somit wurde die Tradition bzw. die Sprache der alten Autoren völlig ignoriert, die eine Sprachstufe des „Allgemeinalbanischen“ darstellte, d. h. einheitliche Züge sowohl für Gegisch als auch Toskisch, die mundartlich noch nicht so weit differenziert waren wie heute. Solche gemeinsame grammatische Strukturen wären gewiß für die Formierung einer gemeinsamen Schriftsprache gut zu gebrauchen gewesen. Einem ganzen Volk eine Sprachform bzw. einen Dialekt ohne viel Tradition aufzuzwingen, entsprach der induktiven Methode der dirigistischen Lenkung von oben, wobei auch in vielen Entscheidungen die Willkür einzelner Personen mit *Managerfunktion* und ohne ausreichende sprachwissenschaftliche Vorbereitung erkennbar ist.

Zur Zeit der Kulturrevolution, und zwar zwischen dem 5. (1966) und dem 6. (1971) Parteikongreß, vollzog sich endgültig die Sprachreform, gleichzeitig mit anderen Revolutionierungsprozessen, wie Abschluß der Kollektivierung der Landwirtschaft, Säuberungen aller Art in staatlichen und kulturellen Institutionen und Verbot der Religionen. A. Kostallari, Leiter des Instituts für Sprache und Literatur, schreibt über die Notwendigkeit der „Säuberung und Reinigung“ auch im Bereich der Sprache (S. 208). Das Gegische wurde systematisch als Träger der reaktionären Ideen hingestellt (vgl. S. 223), wie z. B. als Sprachform des Katholizismus und der rückständigen Tradition. Dem vorangegangen war das Verbot der besten Dichter und Schriftsteller des Nordens, so daß heute noch der jüngeren Generation jeglicher Zugang zum literarischen Gegisch versperrt bleibt.

Im Jahre 1972 wurde auf dem „Kongreß für Orthographie“ die endgültige „Einigung der Nationalsprache“ unter dem Motto „eine Sprache — eine Nation“ deklariert. Pipa kommentiert dieses Ergebnis mit den Worten, man wollte in Albanien auch in diesem Bereich „die absolute Macht“ zeigen.

Der Titel „The Politics of Language in Socialist Albania“ erweckt den Eindruck, als handle es sich vorwiegend um ein politologisches Buch. Dies trifft aber nicht zu, wie die Fülle des linguistischen Materials zu Struktur und historischer Entwicklung des Albanischen zeigt. Damit verbunden ist auch die Literatur als künstlerische Form und Gedanke. Als solches Werk (auch dank authentischer Quellen in Albanisch) bahnt das vorliegende Buch den Weg für eine fundierte und konstruktive Diskussion, die auch in Zukunft ohne Einbeziehung extralinguistischer Komponenten nicht möglich sein wird.

München

Martin Camaj

VIII. Griechenland—Byzanz

Chatzopoulos, Konstantinos K., Χατζόπουλος, Κωνσταντίνος Κ.: Βιβλιογραφία της Θεσσαλονίκης. Κοινωνικός, οικονομικός και πολιτικός βίος, τέχνη και πολιτισμός. Θεσσαλονίκη: Institute for Balkan Studies 1987. XXXI, 289 S. (Ίδρυμα Μελετών Χερσονήσου του Αίμου. 215.) [Bibliographie Thessalonikis. Soziales, ökonomisches und politisches Leben, Kunst und Kultur.]

In dieser ersten Bibliographie über die Stadt Thessaloniki werden über 3000 Titel zusammengetragen. Die Autorengruppe, bestehend aus Konstantinos Chatzopoulos (Leiter), Sotirios Kissas, Maria Nasopoulou und Apostolos Patelakis, hatte sich zur Aufgabe gemacht, die im Buchtitel angeführten Bereiche bibliographisch abzudecken; und das für eine Stadt mit einer 2300jährigen wechselvollen Geschichte, die Hauptstadt von verschiedenen Staatsgebilden, Metropole und Handelsumschlagsplatz des Balkans war, in der viele ethnische und religiöse Gruppen zusammenlebten. Deshalb findet sich auch eine große Anzahl von Literatur in den verschiedensten Sprachen, wie Albanisch, Armenisch, Bulgarisch, Griechisch, Hebräisch und Ladino, Mazedoslawisch, Serbokroatisch, im modernen und im osmanli-Türkisch etc. Eingangs wird darauf hingewiesen, daß man sich aus zeitlichen Gründen auf die Bestände in den Bibliotheken Thessalonikis beschränken mußte (S. VII). (Zur Erklärung hätte noch angeführt werden können, daß dieses Projekt, wie auch eine Reihe anderer, aus Mitteln finanziert wurde, die für die 2300-Jahrfeier der Stadt Thessaloniki bereitstanden und zu diesem Anlaß kurzfristig vergeben worden waren.) Sicherlich mindert die Beschränkung auf die örtlichen Bibliotheken die Möglichkeiten, zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen, erheblich. Allerdings waren die Autoren allem Anschein nach bemüht, die zur Verfügung stehenden Arbeiten vollständig aufzunehmen. Unter diesen Bedingungen wäre es sinnvoll gewesen, wenn neben jedem Titel auch der Fundort vermerkt worden wäre, da es sich um Institutionen handelt, die sich in Thessaloniki befinden. Außer diesen vor Ort vorhandenen Arbeiten sind auch Werke aufgenommen worden, die „aus anderen Arbeiten bibliographischen Charakters oder aus Buchkatalogen entnommen wurden“, und „eine beschränkte Anzahl von Untersuchungen, deren Angaben die Autoren des Bandes in verschiedenen Arbeiten fanden, die sie benutzten, aber bei denen es nicht möglich war, das Original zu konsultieren“ (S. VIII). Ein letztes wichtiges Kriterium zur Aufnahme in die Bibliographie bildete die Forderung, daß zumindest ein Teil der Untersuchung auf Aspekte der Stadtgeschichte eingehen muß. Berücksichtigt man nun all die Gesichtspunkte, die zur Titelaufnahme führten, so würde es eine Untertreibung sein zu behaupten, mindestens ebensoviel weitere Titel könnten angeführt werden.

Die Problematik der Entscheidungskriterien hat dazu geführt, daß zwar eine große Anzahl wichtiger Arbeiten in der Bibliographie zu finden sind, aber doch auch offenkundige Lücken bestehen. Das gilt sowohl für Studien, die ausschließlich über Thessaloniki handeln¹⁾, als auch für Arbeiten, die die

¹⁾ Repräsentativ seien hier erwähnt Albert S. Asséo, Das Massengrab. Zürich 1918; Benjamin Braudes außerordentlich wichtige Dissertation für das

Stadt in bedeutendem Maße zum Gegenstand haben²⁾. Einige wichtige Themen, die eng mit der Stadt verbunden sind, werden aufgrund der anfangs gemachten Einschränkungen kaum erfaßt. So der Themenkomplex Jungtürken, die im Jahre 1908 in Saloniki ihr *Pronunziamiento* in Gang setzten und in dieser Stadt ihren Sitz bis zum ersten Balkankrieg beibehielten. Aber auch die Frage der politischen und bewaffneten Auseinandersetzungen in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s und im beginnenden 20. Jh. um den europäischen Teil des Osmanischen Reichs, und damit auch Thessalonikis, aus der Sicht der zahlreichen nicht-griechischen Literatur wird bibliographisch unzureichend berücksichtigt.

Lobenswert hervorzuheben ist dagegen die Miteinbeziehung von Aspekten, die nicht selbstverständlich in Bibliographien zu finden sind, so die Erfassung von Statuten griechischer Vereine, die in Thessaloniki seit dem letzten

Verständnis der Funktion der osmanischen Gesellschaft, *Community and Conflict in the Economy of the Ottoman Balkans, 1500—1650*. Harvard University, Ph. D. Thesis 1977; Lynn Curtright, *The Aborted British Salonika Expedition of February 1915*, *Balkanica* XV (1984), S. 194—207; Morris S. Goodblatt, *Jewish Life in Turkey in the XVIth Century as Reflected in the Legal Writing of Samuel of Medina*. New York 1952; Joseph Hacker, *The Jewish Community of Salonica from the Fifteenth to the Sixteenth Century. A Chapter in the Social History of the Jews in the Ottoman Empire and their Relation with the Authorities*. Hebrew University of Jerusalem, Diss. 1978 (hebr.); K. N. Κυριαζίδης, *Η Θεσσαλονίκη από υγιεινής απόψεως*. Athen 1917; Heath W. Lowry, *Portrait of a City: The Population and Topography of Ottoman Selânik (Thessaloniki) in the Year 1478*, *Δίπτυχα* II (1980—1981), S. 254—293; Enrique Saporta y Beja, *En torno de la Torre blanca*. Paris 1982; İlhan Tekeli and Selim İlkin, *İttihat ve Terakki Hareketinin Oluşumunda Selânîk'in Toplumsal Yapısının Belirleyiciliği*, in: *First International Congress on the Social and Economic History of Turkey*. Hacettepe University Ankara 1980, 11.—13. VII. 1977. Ed. by Osman Okyar and Halil İnalcık. Ankara 1980, S. 351—382.

²⁾ Z. B. Leland Buxton, *The Black Sheep of the Balkans*. London 1920; Δημήτριος Χατζόπουλος, *Η ανάπτυξις της μακεδονικής βιομηχανίας από της απελευθερώσεως (1912) μέχρι σήμερον (1962) και η συμβολή του Συνδέσμου Βιομηχάνων Μακεδονίας*. Thessaloniki 1962; Γ. Ν. Κοφινάς, *Τα οικονομικά της Μακεδονίας*. Athen 1914; Γιώργος Δ. Κοντογιώργης, *Κοινωνική δυναμική και πολιτική αυτοδιοίκηση. Οι ελληνικές κοινότητες της τουρκοκρατίας*. Athen 1982; Alke Kyriakidou-Nestoros, *Folk Art in Greek Macedonia*, *Balkan Studies* IV (1963) 1, S. 15—36; Γάσπαρης Γ. Μισταρδής, *Η οικονομία της Μακεδονίας*. 1. Teil, Athen 1928.

Die zahlreichen Werke über das osmanische Reich berücksichtigen fast immer Thessaloniki und sein Hinterland. So auch z. B. zwei neuere Arbeiten: Kemal H. Karpat, *Ottoman Population 1830—1940. Demographic and Social Characteristics*. Madison/Wisconsin und London 1985; Justin McCarthy, *The Arab World, Turkey, and the Balkans (1878—1914): A Handbook of Historical Statistics*. Boston/Mass. 1982.

Jahrhundert tätig waren. Bis auf drei Angaben werden jedoch die große Anzahl von Vereinen jüdischer oder anderer ethnisch-konfessioneller Gruppen dabei nicht berücksichtigt. Während das griechische Pressewesen geschichtlich vollständig erfaßt wird, werden die zahlreichen nicht-griechischen Zeitungen und Zeitschriften (mit zwei Ausnahmen)³⁾ nicht genannt, obwohl es Literatur dazu gibt⁴⁾.

Eine merkbare Schwäche des besprochenen Bandes liegt in der Titel-Wiedergabe — dem Hauptgegenstand eines bibliographischen Werkes. Dieser Bibliographie hätte ein genaueres Korrekturlesen gut getan. Es sind nicht nur die Akzente bei den französischen Titeln und denen in der Transliteration des Ladino — im Gegensatz zu der Transliteration aus dem Slawischen —, die des öfteren falsch oder gar nicht angebracht werden (z. B. in den Nr. 193, 431, 490, 657). Daß der Name des Rezensenten verunstaltet wird, mag er verschmerzen, doch die Schmerzgrenze wird erreicht, wenn ein solch bekannter Name wie der von *Abraham Benaroya* in „Benarosa“ (Nr. 190) verändert wird und auch so in das Autorenregister übernommen wird. Ähnlich ergeht es *J. Babad* (unter Nr. 417 zu „Badat“), *H. Bentov* (unter Nr. 1441 zu „Benton“), *N. Slouchz* (unter Nr. 1450 zu „Slonchz“), *G. N. Cofinas* (unter Nr. 3245 zu „Kofinas“). Unverständlich ist es, warum unter Nr. 1446 *Joseph Nehama* unter seinem vollen Namen als Autor erscheint, wenn er den hier angeführten Artikel mit dem Kürzel N. zeichnete. Auch bei der Titelaufnahme selbst hätte mehr Sorgfalt dem ganzen Unternehmen nicht geschadet. Einige Beispiele: Unter Nr. 167 fehlt das Erscheinungsdatum für eine neuere Untersuchung (Erscheinungsjahr 1979); die korrekten Angaben für den Titel unter Nr. 413 lauten: Ariella Asser, *La communauté juive de Salonique — Une communauté de survivants — „Identité collective ou sentiment d'appartenance“*, Diplôme d'études approfondies en sociologie, Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, [Paris] 1983—1984; unter Nr. 417 lautet die Jahreszahl nicht 1983, sondern 1893; unter Nr. 438 gibt die Abkürzung „140 ar. J — C. à 1640“ keinen Sinn, dagegen aber die tatsächliche Schreibweise „140 av. J. — C. à 1640“; unter Nr. 495 fehlt der Untertitel, der Erscheinungsort ist falsch und ebenso die Seitenzahlen, denn das Buch von Leon Sciaky heißt vollständig: *Farewell to Salonica. Portrait of an Era*, ist in London erschienen und hat nicht 108, sondern 213 Seiten; „Tora“ unter Nr. 1440 muß *Torah* heißen; unter Nr. 1450 wer-

³⁾ Es handelt sich um die beiden Literaturzeitschriften *Ausblicke* (1970—1979) und *Olimpo*. Letztere erschien in griechisch und italienisch von 1936 bis (nachweislich) April 1940 und nicht bis zum Jahre 1939, wie es in der Bibliographie heißt.

⁴⁾ Siehe *Xpovixá*, 70 (1984), S. 62—64; P. Deliradev, *Političeskijat pečat v Makedonija, Načalo* (Sofija—Solun), I (1908) 11, S. 641—646; Abraham Galanté, *La presse judéo-espagnole mondiale*. Istanbul 1935; Martin Hartmann, *Der islamische Orient. Berichte und Forschungen*, Bd. 3: Unpolitische Briefe aus der Türkei. Leipzig 1910, S. 19, 187 ff., 245 ff.; Hasan Kaleši, *Početoci na sociajalističkiot pečat vo Osmanskoto carstvo, Glasnik na Institutot za nacionalna istorija Skopje XVII* (1973) 2, S. 109—127; Manol Pandevski, *Socijalističkiot i rabotničeskiot periodičen pečat vo Makedonija vo periodot na Mladoturskoto vladenje* (1908—1912 god.), ibidem XVII (1973) 1, S. 147—155.

den die islamisierten Juden nicht wie im französischen Originaltitel benannt, nämlich *Deunmeh*, sondern „Deunmet“; das Buch von A. Buonaiuti, Salonicco (Nr. 2475) hat nicht 19, sondern 197 S. Der Titel unter 2602 lautet nicht „Türkei — Saloniki“, sondern Türkei — Salonich; unter 3167 ist es den Autoren entgangen, daß der Titel, den sie dem Buch geben (*Salonique pendant la guerre mondiale*), der Titel des zweiten Bandes von *La perle de l'Egée* ist, wie es außer im Titelblatt auch im ersten Satz des Vorwortes vermerkt ist; im Werk von J. Ancel (*La Macédoine son évolution contemporaine*), unter Nr. 3176, erstreckt sich das Kapitel über Thessaloniki nicht von S. 261 bis zur S. 268, sondern bis zur S. 320; der fehlende Untertitel von A. Palmers Buch *The Gardners of Salonika* (Nr. 3288) lautet *The Macedonian Campaign 1915—1918*; die unter den Nr. 921, 1440 und 1441 vermerkten Titel in der Zeitschrift *Sefunot* aus dem Jahre 1978 (und nicht 1971, wie in der Bibliographie angegeben), sind alle in hebräisch und nicht in englisch, wie man aus dem übersetzten Titel ohne Hinweis auf die Originalsprache schließen muß. Das gleiche gilt für die Titel unter den Nr. 140, 154, 422, 424 und 747, die in *Sefunot*, Bd. XII (und nicht wie angegeben in Bd. XVIII), erschienen sind.

Trotz der hier pointiert kritischen Würdigung muß anerkennend zur Kenntnis genommen werden, daß in der Kürze der Zeit, die die Autoren zur Verfügung hatten, eine brauchbare Bibliographie vorgelegt wurde. Es bleibt zu hoffen, daß eine zweite, erweiterte und verbesserte Auflage dieses Werkes nicht auf die nächste Jahrhundertfeier warten muß.

Berlin

Panagiotis Kouparanis

Griechenland: Lexikon der historischen Stätten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Siegfried Lauffer. München: C. H. Beck 1989. 775 S., 14 Kt.

Siegfried Lauffer, Ordinarius für Alte Geschichte in München (1963—1979), hat die Publizierung dieses Werkes, das von ihm initiiert und bis zu seinem Tode 1986 editorisch betreut wurde, nicht mehr erlebt. Neben seinem Spezialgebiet, der antiken Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, deren eigenem Forschungsinstitut in München er vorstand, war historische Landeskunde und Topographie eines seiner weiteren wissenschaftlichen Anliegen. Hier wiederum stand die griechische Halbinsel im Zentrum seines Interesses. Lauffer war hierbei — bei der Besprechung eines topographischen Werkes muß dies gesagt werden! — kein „armchair-strategist“, er kannte das Land aus eigenem Erleben und vielfacher autoptischer Beobachtung.

Die vorgelegte historische Topographie in Form eines Lexikons mit epochenübergreifendem Anspruch ist auf jeden Fall ein Novum. Die gängigen „Griechenlandkunden“ von Lolling (1889) bis Pentreath (1964) und Kirsten/Kraiker (1967⁵) boten das Material regional gegliedert dar und erhoben den Anspruch der Vollständigkeit nur für das Altertum. Als Nachschlagewerke für den Handgebrauch waren sie nur bedingt geeignet.

Der Form nach als Lexikon vergleichbar ist die „Princeton Encyclopedia of Classical Sites“ (1979), die freilich die ganze Oikumene der Antike umfaßt und im Detail auch mehr Wert auf rein archäologische Gegebenheiten als auf historische Fakten legt.

Ein Blick auf die 24 Mitarbeiter zeigt deutlich die „München-Zentrik“ des Unternehmens. Er zeigt aber auch, daß mit Ausnahme von zwei Byzantinisten und einem Südosteuropa-Historiker (in der Beratung), alle Verfasser der einzelnen Artikel Althistoriker, klassische Philologen und Archäologen sind! Und doch erhebt das Werk den Anspruch, die historischen Stätten „... bis zur Gegenwart“ zu behandeln — also neben dem griechisch-römischen Altertum auch die Zeiträume des frühmittelalterlichen, des byzantinischen, des fränkisch-lateinischen, des osmanischen und neuzeitlichen Griechenland, ja sogar die moderne Gegenwart, gleichberechtigt zu berücksichtigen. Von diesem Widerspruch, der in der inhaltlichen Gewichtung zum Vorschein kommt, wird noch die Rede sein müssen!

Für welche Zielgruppe ist ein solches *opus* eigentlich gedacht?

Der Verlag will das Werk — laut Klappentext — als „umfassendes Nachschlagewerk“ den „Historikern, Archäologen, Kunsthistorikern und Theologen“ sowie „dem weiten Kreis der an Griechenland Interessierten“ nahebringen.

Seien wir realistisch! Wird der angesprochene Altertums-Wissenschaftler, z.B. der Althistoriker oder der klassische Archäologe, angesichts von Bergwerken wie der RE bei tiefergehenden Fragestellungen wirklich zu einem 800-Seiten-Band greifen?! Wohl kaum. Zur reinen Orientierung aber wird er ein solches Lexikon begrüßen, um so mehr, wenn ihn neuere Literaturangaben tiefer in die Materie eindringen lassen.

Aber: Für Mittelalter- und ganz besonders Neuzeithistoriker und Zeitgeschichtler ist dieses Werk ein ausgesprochenes Desiderat, da zusammenfassende, handbuchartige, epochenübergreifende Werke für diesen 1500jährigen Zeitraum fehlen. Das Werk sollte also ebenso an den Ansprüchen dieser Benutzergruppe gemessen werden.

In den „an Griechenland Interessierten“ haben wir wohl die eigentliche Zielgruppe des Verlags erfaßt. An diesem anspruchsvollen, ohne Zweifel überwiegend akademisch und zum Teil humanistisch vorgebildeten Leserkreis, dem „Dilettanten“ im eigentlichen Sinne, oder dem interessierten Laien, müssen wir das Werk demnach auch qualifizieren. Wir stellen bei dieser Benutzergruppe zwar in erster Linie ein Interesse an der Antike fest, konstatieren aber auch ein Informationsbedürfnis der nachfolgenden griechischen Geschichte.

Ob, wie der Verlag postuliert, auch Kunsthistoriker und Theologen von diesem Werk in ihrem Fach profitieren, wagt der fachfremde Rezensent nicht zu bewerten.

Betrachten wir zuerst das Formale.

Ein Lexikon, und sei es noch so voluminös, ist nur so gut, wie es die gespeicherte Information zu präsentieren vermag — möglichst ohne Gedanken-sprünge und -konstruktionen seitens des Benutzers. Die strenge alphabetische Ordnung gibt hier den ersten Halt. Allerdings taucht nun das leidige Problem der griechischen Ortsnamen auf. Von welcher Zeit ist auszugehen?

Heutzutage gibt es amtliche (sogar in mehreren Versionen), nichtamtliche umgangssprachliche, aber gebräuchliche Namen, dazu noch die revitalisierten antiken Bezeichnungen. Für die Antike grundlegend sind natürlich die überlieferten altgriechischen Namen, vielfach auch in latinisierter Form, für die spätere Zeit mittel- und neugriechische Namensformen, die bei Siedlungskontinuität aus einer nur leicht veränderten Form des klassischen Namens bestehen können, bei -diskontinuität allerdings häufig verschwinden und durch ganz neue, z. B. slavische, Namen ersetzt werden.

Die Transkription der griechischen Formen wird hier zwar nicht näher definiert, folgt aber m. E. weitgehend den bewährten „Instruktionen für die Kataloge der Preußischen Bibliotheken“. Dazu kommen noch die „fränkischen“ und italienischen Namen, osmanische Namen, in Makedonien auch bulgarische und türkische Formen, sowie die gerade im griechischen Raum häufigen deutsch eingebürgerten Toponyme.

Das Problem, dieses Nebeneinander verschiedener Namensformen in eine lexikal geeignete Linie zu bringen, ist im Vorliegenden — aber nur für den deutschsprachigen Benutzer! — überzeugend gelöst und wird auch konsequent eingehalten:

Die Reihenfolge richtet sich nach der deutschen Transkription der (alt-, mittel-, neu-)griechischen Namensform und berücksichtigt dabei die „eingedeutschten“ Namensformen. Die geltende griechische Namensform folgt in Klammern. Gerade im Hinblick auf den epochenübergreifenden Anspruch des Werkes sollten hier aber auch jeweils generell — soweit vorhanden — die anderen historischen Namensformen angegeben werden. Auf diese wird aber verwiesen, allerdings nicht mit durchgehender Konsequenz:

Bei den mittelalterlichen Namen wird z. B. in der Stichwort-Übersicht zum Hauptteil (S. 69—75) verwiesen von Lepanto auf Naupaktos oder von Candia auf Heraklion — dagegen fehlt die Verweisung von Salona auf Amphissa, von Nikli auf Tegea, von Veligosti auf Megalopolis, von Malvasia auf Monemvasia, von Napoli di Romania auf Nauplion oder von Tarabolusa auf Tripolis u. Ä. Jedoch wird auf diese genannten Beispiele dann im Ortsregister im Anhang (S. 761 ff.) verwiesen!

Das Vorhandensein sowohl des Stichwortregisters und eines umfassenden Ortsregisters verwirrt den Benutzer! Die 7seitige Stichwortübersicht reiht nur die *per se* geführten Artikel und Verweisungen des Hauptteils auf und ist m. E. völlig überflüssig. Die zusätzlichen Hinweise auf die Planquadrate in den Gebietskarten könnten ja problemlos in das Ortsregister überführt werden. Jeder Benutzer wird einen Begriff, den er im Lexikonteil nicht findet (z. B. Budonitsa oder Stagoi) im Ortsregister nachschlagen und wird dort prompt auf Mendenitsa oder Kalampaka verwiesen.

Hält er sich an das Stichwort-Verzeichnis, so könnte er den Eindruck gewinnen, viele Ortsnamen würden nicht behandelt.

Das Ortsregister ist bei einem Nachschlagewerk dieser Art das wichtigste Erschließungsinstrument. Obwohl es im Vorliegenden bescheiden heißt, daß „nur ... die wichtigsten Erwähnungen verzeichnet sind“, werden m. E. doch fast alle im Text erscheinenden Ortsnamen aufgeführt und ermöglichen so einen nahezu lückenlosen punktuellen Zugriff in die gesamte Informationsmenge.

Die Einleitung des Lexikons besteht aus einem historischen Überblick über den in Frage kommenden Zeitraum: Immerhin der gewaltigen Zeitspanne von der Sesklo/Dimini-Kultur bis zum Griechenland der EG!

Wobei immer bedacht werden sollte, daß Griechenland — in den heutigen Grenzen verstanden — eigentlich nur in der archaischen und klassischen Zeit, und wieder in der neuesten Zeit, als selbständig handelndes politisches Subjekt aufgetreten ist. In der langen nachklassischen und vormodernen Periode von der Einrichtung der Provinz Macedonia 148 v. Chr. bis zur Gründung des neugriechischen Staates 1833 war der hier angesprochene geographische Raum nur ein unbedeutendes Randgebiet bestimmender Mächte mit außerhalb gelegenen politischen und kulturellen Zentren.

Hans-Joachim Gehrkes (Freiburg) Essay über „Griechenland im Altertum“ (zu dem hier auch die Prähistorik gezählt wird) ist ein schönes Beispiel eines stilistisch lesbaren und flüssig geschriebenen „essayistischen“ Fachtextes, den der genannte „interessierte Laie“ mit hohem Gewinn, und den der mit der Materie Vertraute mit zustimmendem Vergnügen liest. Gut verständlich ist die Fülle der Daten und Fakten angeordnet und vermittelt dem Leser ein gültiges Grundgerüst der altgriechischen Geschichte, in das er die Einzel-fakten des lexikalischen Hauptteils einbauen kann.

Auch Johannes Koder s (Wien) einleitender Beitrag „Griechenland im Mittelalter“ (byzantinische und fränkische Zeit) zeugt von souveräner Beherrschung der Materie, hat aber mehr faktographischen Charakter.

Herauszuheben ist, daß Koder auch deutlich auf die „dunklen Jahrhunderte“ eingeht, d. h. auf die quellenmäßig wenig erhellte Periode des Übergangs von der römisch-hellenistisch-christlichen Spätantike in ein geradezu prähistorisch anmutendes slavisches frühmittelalterliches Griechenland, in dem nur ein paar feste Küstenplätze die byzantinische Kontinuität sicherten. Koder s diesbezügliche Darstellung ist zwar nicht frei von Spekulation und stützt sich offenbar auf die älteren Darstellungen von Vasmer (1941) — im Literaturverzeichnis kurioserweise in der „Neuzeit“ eingereiht — und von Stadtmüller (1944) — fehlt im Literaturverzeichnis! —, doch steht das Verdienst im Vordergrund, auf diese geschichtliche Epoche, die in den Darstellungen der alten Geschichte zumeist „nicht mehr“ und der byzantinischen Geschichte „noch nicht“ behandelt wird, einem breiteren Publikum gegenüber überhaupt als Problem hinzuweisen.

Bei der Darstellung der mittel- und spätbyzantinischen Zeit könnte man sich — im Hinblick auf die anvisierte Leserschaft — vielleicht ein größeres Eingehen auf Kunst und Kultur wünschen.

Das Kapitel „Griechenland in der Neuzeit“ (womit der Zeitabschnitt vom 15. Jahrhundert bis zum EG-Beitritt 1981 gemeint ist) stammt ebenfalls von Koder. Ohne seine Darstellung der dreieinhalb Jahrhunderte Turkokratia im einzelnen in Frage stellen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß gerade diese kritische Phase der griechischen Geschichte vom Herausgeber unbedingt einer osmanistisch beschlagenen Fachkraft anvertraut hätte werden müssen.

Auch die Gründung des neugriechischen Staates und seine Geschichte im Spannungsfeld der Mächte des 19. Jahrhunderts müßte in einem Lexikon dieses Anspruchs von einem ausgewiesenen Neuhistoriker beschrieben sein.

Die vorliegende Darstellung Griechenlands in der Neuzeit kann wohl nur als Annex zu den ausführlicheren Beschreibungen der Antike und des Mittelalters gedeutet werden. Die ereignisreiche Zeit unseres Jahrhunderts nimmt dabei schon die Form einer reinen Skizze an. Dem postulierten Anspruch: „... bis zur Gegenwart“ wird man dabei sicher nicht gerecht.

Der Rezensent kann es sich hier nicht verkneifen, auf den alten Fallmeyer hinzuweisen, der schon vor vier Gelehrten generationen sarkastisch über die althistorische Brille polemisiert hat, die den klassisch gebildeten Griechenlandkennern seiner Zeit die Postantike als vernachlässigungswürdiges barbarisches Nachspiel erscheinen ließ!

Von dem Literaturverzeichnis im Anhang können wir auf die Qualität des Hauptteils schließen: 650 Monographien und 62 behandelte Periodika sind schon eine bemerkenswerte Menge. Zeitschriftenaufsätze erscheinen numerisch verschlüsselt jeweils im Anschluß an die Stichworte. Jedoch finden sich bei den einzelnen Stichworten noch zusätzlich zahlreiche Beiträge, die im Anhang nicht verzeichnet sind. Nach welchen Kriterien die numerisch im Literaturverzeichnis jeweils unter einem systematischen Abschnitt alphabetisch angeordneten Monographien verzeichnet sind, die anderen bei den Stichworten aber nicht, bleibt unerklärt. Augenscheinlich handelt es sich bei der „Literatur“ im Anhang (S. 723—749) nur um eine Auswahl nach den Gesichtspunkten der auf S. 723 vorgegebenen Systematik. In Wirklichkeit aber ist die ausgewertete Literatur erheblich umfangreicher, wie die Literaturangaben bei den Stichworten zeigen. Um Mißverständnissen über Literatur, die man in einem vermeintlichen(!) Gesamtverzeichnis nicht, in der Spezialbibliographie beim Lemma aber doch findet, vorzubeugen, muß auf diesen Umstand unbedingt hingewiesen werden!

Im Korpus der Zeitschriften, in dem ja die eigentliche „Wissenschaft“ vor sich geht, stoßen wir auf schmerzliche Lücken: Die *Südost-Forschungen*, die Griechenland nun wahrlich nicht stiefmütterlich behandeln, fehlen, ebenso die *Südosteuro pa Mitteilungen*, die *Balkan-Studies*, die *Münchener Zeitschrift für Balkankunde*, wie überhaupt alle „Balkan“-bezogenen Zeitschriften, sowie Zeitschriften, die Griechenland in der Neuzeit generell reflektieren.

Daß griechische Regionalperiodika, wie *E Thessalonike*, die *Lakonika* oder *Peloponnesiaka*, nicht aufgeführt werden, wird wohl damit gerechtfertigt, daß im Hinblick auf den Leserkreis der „Dilettanti“ doch nicht allzu sehr ins Spezielle gegangen werden sollte.

Unser Eindruck der eindeutigen Akzentuierung auf die Antike verstärkt sich bei einer kursorischen Durchsicht der Literatur. Mit 20 angegebenen Monographien ist die „Neuzeit“ sehr schwach vertreten. Und über die „Gegenwart“ finden wir eigentlich keinen treffenden Titel. Gehen wir etwas ins Detail, so sind mangelhaft dokumentiert das Frühmittelalter (kein Hinweis auf das Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa mit seinen Beiwerken), die fränkische Zeit (weil die *Südost-Forschungen* nicht berücksichtigt wurden, fehlt etwa die Literaturübersicht von Mergl, 1971), und — völlig ungenügend — die Osmanenzeit.

Hierzu fehlen alle zusammenfassenden Darstellungen vom alten Zinkeisen über Sathas (1962) bis zu Vryonis (1976) und Topping (1977).

Evliya Celebi, die — gedruckte — Hauptquelle über das osmanische Griechenland, erscheint im ganzen Buch nicht! Auch *Pouqueville* suchen wir vergeblich. Bei den „Lexika“ fehlt auch die alte und neue EI mit ihren ausgezeichneten Artikeln zum türkischen Griechenland.

Ein Blick in den zwar aufgeführten, aber offenbar nicht weiter benutzten Forschungsbericht von Hösch (1973) hätte hierbei — und generell im Hinblick auf Neuzeit und Gegenwart! — gute Dienste geleistet. „Southeastern Europe — A Guide to basic Publications, Greece: Th. G. Stavrou, (1976)“ wurde offensichtlich nicht ausgewertet.

Weiter finden wir im Anhang ein „Verzeichnis antiker Autoren“. Sehr verdienstvoll — auch wenn man beim angesprochenen Leserkreis das einschlägige Tusculum-Lexikon in Griffweite vermuten darf! Aber warum nur „antiker Autoren“?! Warum, z.B., nicht *Prokopios*, *Theophylaktos Simokattes*, *Ioannes Kameniates* und (!) — *Konstantinos Porphyrogennetos*! Wobei diese Autoren nicht einmal im Literaturverzeichnis unter den „Quellen“ auftauchen. Autoren jenseits des goldenen Tellerrandes der Antike — *Ramon Muntaner*, *Cyriacus von Ancona*, *Sanudo*, oder die wichtigeren Pilger wie *Faber* haben angesichts von *Homer* und *Aristoteles* hier offenbar nichts zu suchen. Auch das darauf folgende „Verzeichnis erklärter Namen und Begriffe“ setzt sich zu 90 Prozent aus dem Fundus der Antike zusammen. Wichtige nachantike Begriffe sucht der Leser vergebens. Dem Rezensenten fallen hier momentan ein Topographica wie „Romania“, „Stereia“, „Archipelagus“, „Sklabiniai“ oder Ethnographisch-Soziales wie „Arnauten“, „Tsakonen“, „Gasmulen“, „Vlachen“, „Armatolen“, „Klephten“ o. Ä., sowie Begriffe aus der Herrschaftsgeschichte wie „Venetokratia“, „Bavarokratia“, „Orientalische Frage“, „Megale Idea“ oder „Philhellenismus“, auch wichtige neuere Eigennamen wie *Byron*, *Ali Paşa* oder *Venizelos* sucht man vergeblich. Daß Begriffe aus der „Gegenwart“ überhaupt berücksichtigt werden, darf man nach dem bisher Gesagten sowieso nicht mehr erwarten.

Im lexikalischen Teil zeigen sich gewisse Ungleichheiten in der Informationsauswahl. So nehmen etwa die 10 Quadratkilometer von Kastellorizon genausoviel Platz in Anspruch wie die geschichtsträchtige Maina. Auch die Bibliographien zu den einzelnen historischen Stätten sind qualitativ sehr unterschiedlich recherchiert. Sorgfältig erstellte Gesamt-Ortsbibliographien (was Antike und Mittelalter betrifft) sind die Regel, doch stoßen wir auch auf Lemmata, die nur mit Hinweisen auf allgemeine Sekundärliteratur, auf andere Lexika oder gar auf moderne Reiseführer belegt werden.

Die gewaltige Informationsfülle der mehr als 1000 Lexikoneintragen zu erfassen, ist für einen einzelnen Betrachter undenkbar.

Die Antike, die, wie wir von Einleitung, Literaturverzeichnis und Anhang bereits hochrechnen können, den überwiegenden Teil des gebotenen Materials darstellt, soll hier ausdrücklich nicht berücksichtigt werden.

Der Rezensent beschränkt sich — auch der Intention der *Südost-Forschungen* folgend — auf das nachantike Griechenland „ohne Säulen“.

Betrachten wir das fränkische Griechenland.

Die Hauptorte und -burgen des 13. und 14. Jahrhunderts sind eingetragen und in der Regel ausreichend beschrieben (nach dem Standardwerk von

Bon, 1969). Daß die zahlreichen kleinen Sitze und Türme der einzelnen Seigneurs auftauchen, wird in diesem Rahmen gar nicht erwartet, aber die größeren Feudalsitze in Santameri (St. Omer), Matagrifon (Akova), Astros (Xerokampos), Muchli, Leuktron (Beaufort), Siderokastron hätten durchaus einen Eintrag verdient. Auch Ravenika ist eine wichtige historische fränkische Stätte. Isova mit seiner gotischen Kirche dürfte auch nicht unerwähnt bleiben. Bei Zarnata fehlt im Ortsregister der Verweis von Alagonia. In den Beschreibungen von Pylos und Navarino müßte auch der fränkische Name *Porte de Junch* und die venezianischen Bezeichnungen *Porto Zonco* oder *Zonclon* angeführt werden. *Porto Leone* erscheint zwar im Text zu Piräus, aber nicht im Register. *Porto Quaglio* (*Porto Kagio*) an der Maina ist unter dieser Bezeichnung nicht zu finden. Tigani, wo man die fränkische Burg *La Grande Maigne* vermutet, wird als Eintrag nicht geführt, erscheint aber im Lemma *Mani*. Wer den Ort über das Register sucht, findet ihn nicht. Doch sind das Randbemerkungen, die nicht darüber hinwegtäuschen sollen, daß hier im lexikalischen Teil die mittelalterliche fränkische (und auch venetianische und im Norden auch die serbische) Geschichtsperiode mit ihren Monumenten in den beschriebenen historischen Stätten durchaus einen angemessenen Platz gefunden hat.

Nicht ganz so zufriedenstellend sieht es mit der Zeit der osmanischen Herrschaft aus. Ein Wunder ist das nicht bei den noch wenig ausgewerteten Primärquellen und der schmalen Basis der Sekundärliteratur. Doch sollte man sich in der 2. Auflage für diese geschichtliche Periode um eine Erweiterung bemühen — denn hier bietet sich eine echte Möglichkeit an, etwas wirklich Neues in das beabsichtigte Gesamtbild Griechenlands einzufügen! Die Übersichten türkischer Monumente in Griechenland von Eyice (1955), Göyunc (Morea, 1972) und Ayverdi (1982) sollten auf jeden Fall berücksichtigt werden, sowie die Auswertungen *Evliya Celebi's* (Wolfram 1970). Auf einen Gutteil türkenzeitlicher und türkischer Ortsnamen wird übrigens im Text und im Register verwiesen, z. B. *Selanik*, *Kesriye*, *Ainebachtı*, *Jenişehir*... „*Setines*“ (S. 149) ist allerdings nicht der „türkische Name“ Athens, sondern eine typische griechische Form mit „eis“, die auch schon unter der katalanischen Kompanie gebräuchlich war. Man sollte aber auch die anderen osmanischen Zentren mit ihren Namen berücksichtigen: *Bali Badra* (Patras), *Anadolu* (Nauplion), *Kordos*, *Gördes* (Korinth), *Narda* (Arta), *Menteşe*, *Benefşe* (Monemvasia), *Cığerdelen* (Rhion), *Sakız* (Chios)... Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß der Rez. den hier angegebenen (S. 380) türkenzeitlichen Namen „*Sinano*“ für *Leontarion* nicht belegt findet, bei *Evliya Celebi* heißt der Ort „*Londar*“. Im Griechenland-Baedeker von 1908 aber gibt es eine Bezeichnung *Sinano* — für *Megalopolis*! Die Orte *Lala* und *Bardounia* auf der Morea sollten wegen ihrer besonderen „Turko-albanischen“ Stellung im 18. Jahrhundert eine eigene Eintragung erhalten.

In der geographischen Übersicht zeigen sich, besonders nach Norden hin, gewisse weiße Flecken. So darf man durchaus das Fehlen der Orte *Grevena*, *Siatista*, *Nigrita*, *Siderokastron* (*Demir Hisar*), *Kilkis* oder *Zitsa* bemängeln. Hier hat offenbar der antike Bezug gefehlt. Thrakien wird eindeutig vernachlässigt: Die Städte *Alexandroupolis* (*Dedeğac*), *Komotene* (*Gümülcüne*) und *Xanthi* (*Eskice*), bis heute im Spannungsfeld zwischen Griechen, Türken,

Bulgaren und Pomaken, sind eminent „historische Stätten“ und dürften in diesem Lexikon nicht unter den Tisch fallen!

Die Antike bildet den Schwerpunkt der Darstellung und auch das primäre Leitmotiv für die Auswahl der „historischen Stätten“. In dieser Epoche liegt wohl der wirkliche Wert dieses einen grundlegenden Zeitraum übersichtlich zusammenfassenden Nachschlagewerkes. Was die nachfolgenden Geschichtsperioden betrifft, so darf festgestellt werden, daß Mittelalter und Neuzeit bis 1830 in etwa dem traditionellen Forschungsstand entsprechen und im wesentlichen nicht über den Informationsstand wissenschaftlich recherchierter Reiseführer (Rossiter, Speich, Boulanger, Cook, de Jongh) hinausführen. Der Wert der Darstellung dieser Epochen liegt in der handbuchartigen Anordnung und den z. T. gründlichen Ortsbibliographien. Unzureichend wird allerdings die — wie auch immer definierte — „Gegenwart“ behandelt. Die eindeutige Crux des gesamten Unternehmens liegt in dem Anspruch „Von den Anfängen bis zur Gegenwart“, der sich auf dem Klappentext sogar noch steigert: „Sämtliche Orte ... die ... bis in die neueste Zeit geschichtliche Bedeutung erlangt haben ...“ zu beschreiben.

Was wird hier eigentlich unter „Gegenwart“ verstanden? Das hätte man unter den Bearbeitern pragmatisch lösen müssen! So aber entsteht keine koordinierte und einheitliche zeitliche Begrenzung der „Gegenwart“. Sehen wir uns exemplarisch die größeren Städte des modernen Griechenland an: In Athen endet die Beschreibung, allerdings nach einer sehr pauschalen „Neuzeit“, mit dem EG-Vertrag 1979, in Thessaloniki aber schon mit dem Ende des Bürgerkriegs 1949, in Patras sehr, sehr vage mit „Heute“, in Janina mit dem Anschluß an Griechenland 1913, in Larisa mit dem Bombardement durch die Italiener 1940, in Korinth schon mit der Gründung der Neustadt am Meer, in Nauplion gar bereits mit dem Einzug der Bayern, in Heraklion mit einer einsamen Bevölkerungszahl von 1975 und in Kavala mit dem Übergang an Griechenland 1913. Von einer gleichwertigen Beachtung der Gegenwart mit der gebotenen Informationsfülle etwa der Antike kann absolut keine Rede sein! Und hier liegt der Hauptkritikpunkt:

Es ist eben kein Lexikon „... von den Anfängen bis zur Gegenwart“!, sondern — und das muß jetzt barock ausgedrückt werden — „Ein Lexikon der historischen Stätten der griechisch-römischen Antike unter Berücksichtigung der byzantinischen und fränkischen Zeit, mit Hinweisen auf die osmanische Zeit, und ein paar Daten aus der Neuzeit.“ Der Begriff „Gegenwart“ müßte ehrlicherweise aus dem Titel gestrichen werden.

Passau

Michael W. Weithmann

Prosopographisches Lexikon der Palaiologenzeit: Addenda und Corrigenda zu Faszikel 1—8. Erstellt von Erich Trapp unter der Mitarbeit von Hans-Veit Beyer und Ioannes G. Leontiades; **Beiheft zu Faszikel 7—8 und Addenda und Corrigenda zu Faszikel 1—8.** Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften 1988. 192 S., 110 S.

Prosopographisches Lexikon der Palaiologenzeit: 9. Faszikel [Ὁγοζάλλης] — Πέτρος. Erstellt von Erich Trapp unter Mitarbeit von Hans-Veit Beyer und Sokrates Kaplaneres; **Beiheft zu Faszikel 7—9 und Addenda und Corrigenda zu Faszikel 1—8.** Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften 1989. 216 S., 136 S.

Mit der Vorlage der beiden oben angezeigten Faszikel der Hauptreihe des Unternehmens ist das Prosopographische Lexikon der Palaiologenzeit eine entscheidende Etappe in seiner Fertigstellung vorangekommen: enthält doch Faszikel 9 nunmehr die von der Forschung sehnlich erwarteten Beiträge zur Geschichte der Sippe der Palaiologen (PLP Nr. 21337—21538) und zum spätbyzantinischen Theologen *Gregorios Palamas* (Nr. 21546). Innerhalb des Materials über die Palaiologen verdienen besondere Erwähnung die Artikel über Kaiser *Andronikos II.* (Nr. 21436), *Andronikos III.* (Nr. 21437) und *Andronikos IV.* (Nr. 21438), über den Despoten *Demetrios Palaiologos*, Herrscher auf der Peloponnes (Nr. 21454), über die Despoten *Theodoros I. Palaiologos* (Nr. 21460) und *Theodoros II. Palaiologos* (Nr. 21459), über die Kaiser *Johannes V.* (Nr. 21485), *Johannes VII.* (Nr. 21480) und *Johannes VIII.* (Nr. 21481), über Kaiser *Konstantin XI.* (Nr. 21500), Kaiser *Manuel II.* (Nr. 21513), Kaiser *Michael VIII.* (Nr. 21528) und den Mitkaiser *Michael IX.* (Nr. 21529). Der schon angedeutete Artikel über *Gregorios Palamas* vermag aufgrund der erstmals gesamt erfaßten Quellen eine völlig neue Biographie des berühmten Heiligen der Ostkirche zu unterbreiten. Unter den hier behandelten schriftstellerischen Größen interessiert besonders der Beitrag über *Georgios Pachymeres* (Nr. 22186) sowie die beiden *Pediasimoi Johannes* bzw. *Theodor* (Nr. 22234 und 22235). Mit dem in Faszikel 9 erfaßten Quellenmaterial ist die Zahl der Artikel auf nunmehr 22540 angestiegen.

Die im Titel angezeigten Addenda und Corrigenda zu Faszikel 1—8 enthalten eine Reihe wichtiger Überarbeitungen früherer Artikel der Hauptreihe. Insbesondere die Beiträge zur Geschichte der Familie Lusignan (Nr. 92551—92579) wurden völlig revidiert. Dieser Ergänzungsband vermittelt S. VII—XII eine Konkordanz der überarbeiteten Artikel mit Altnumerierung und der Neubezifferung der geschickt einer Verwechslung vorbeugenden neuen Datei ab Nr. 91000, welche insgesamt 1750 Beiträge zumeist kleinen Umfanges umfaßt. Die gesamte Bandbreite der byzantinischen Bevölkerung scheint im Material, soweit historisch faßbar, vom Kaiser über Patriarchen und Bischöfe bis zum Handschriftenschreiber, Scharfrichter (Nr. 91859) und Milchhändler (Nr. 92156) erschlossen.

Das Beiheft zu Faszikel 7—9, welches nach seiner Vorbemerkung unter dem Inhaltsverzeichnis das hier ebenfalls angezeigte Beiheft zu Faszikel 7—8 ersetzt, erschließt mit einem Verweisregister, einem Verzeichnis der nichtgriechischen Namen, einem Inventar der Berufsbezeichnungen und einem Ortsregister in vorbildlicher Weise das reiche neue Quellenmaterial.

München

Peter Wirth

Lienau, Cay: Griechenland. Geographie eines Staates an der europäischen Südperipherie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. 370 S., 11 Farbkt. im Kartenteil, 19 Abb., 22 Tab.

Seit mehr als drei Jahrzehnten befaßt sich der Verf. mit landeskundlichen Forschungen in Griechenland, Albanien und dem östlichen Mittelmeer. Seine einschlägigen Veröffentlichungen, von denen einige im Literaturverzeichnis aufgeführt sind, belegen die intensive Beschäftigung mit der Kulturgeographie, der Siedlungsentwicklung und der traditionellen und bis heute kaum überwundenen Kluft zwischen Stadt und Land. So gesehen, hat diese Landeskunde überregionale Bedeutung, denn die Staaten der Südperipherie bilden einen besonderen Problemkreis und die aktuellen Strukturfragen, insbesondere jene in Griechenland, sind sehr viel komplizierter, als ein erster Augenschein vermittelt.

Lienau umreißt die Zielsetzung dieses Bandes sehr klar: Er will die Eigenschaften des Landes in den Vordergrund rücken, zum Verständnis des heutigen Griechenlands beitragen und einer stark von der humanistisch-klassischen Bildung geprägten Hellas-Rezeption entgegenwirken. Irritationen, die bei der Tradierung eines unreflektierten Griechenland-Bildes immer dann auftreten, wenn der Reisende unvorbereitet mit der Realität konfrontiert wird, sollen so vermieden werden. Daher betont der Verf. die pädagogische und didaktische Aufgabe, die er sich gestellt hat.

Mit beeindruckender Konsequenz verfolgt er sein Ziel, ohne die wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte zu vernachlässigen. Ein knapper Überblick der geographischen Griechenland-Forschung informiert über die Flut der Reisebeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts, die mit den Befreiungskämpfen einen besonderen Höhepunkt erreichten, und die Gerhard Grimm, der hier nicht erwähnt wird, in seiner — allerdings nur maschinenschriftlich vorhandenen — Habil-Schrift „Studien zum Philhellenismus“ (München 1965) behandelt hat.

Eingehend werden Aspekte der Unterentwicklung, das Fehlen der endogenen Dynamik und die Folgen der starken Binnen- und Außenwanderungen im Vergleich zu anderen Ländern, vor allem der Südperipherie, dargestellt, ebenso die Bevölkerungsentwicklung (1821—1981) und ihre demographische Struktur. Sehr aufschlußreich ist die Behandlung des oft kontrovers diskutierten Problems der ethnischen Struktur, wobei Lienau nicht unerwähnt läßt, daß „der Staat ein gespaltenes Verhältnis zu seinen Minderheiten hat“ und daß es „Defizite in der Gewährung der Minderheitenrechte“ gibt, wie dies in den Ländern der Südperipherie, in erster Linie aber in der Türkei auffällt (S. 39). Er widmet daher den Türken — in der offiziellen Sprache des Landes als „Muslime“ bezeichnet — und Pomaken, den Juden, Aromunen, Sarakatsanen, Albanern, Makedo-Slaven und Zigeunern relativ breiten Raum, ebenso der im Umbruch befindlichen Gesellschaftsstruktur (S. 39—54).

Kernstück der gut gegliederten Landeskunde sind der „naturbestimmte Lebensraum“ und die Wirtschaft mit ihren vielfältigen Einflüssen auf die Binnen- und Außenwanderung. Das nahezu unerschöpfliche Problem der von Landschaft zu Landschaft unterschiedlichen Siedlungsformen wird durch

präzise Angaben auf der Grundlage einer umfassenden Quellen-, Literatur- und Feldforschung mit bemerkenswerter Fachkompetenz dargestellt, wobei die Anschaulichkeit der Formulierungen positiv auffällt. Dies gilt in besonderem Maß auch für die Behandlung räumlicher Disparitäten und der regionalen Geographie, denn Lienau nimmt jede passende Gelegenheit wahr, seine Angaben durch Gegenüberstellungen zu verdeutlichen, so z.B. wenn er die „Festinsel“ Peloponnes hinsichtlich der Fläche mit Hessen vergleicht (S. 263). Aktuelle politische Bezüge bleiben nicht unerwähnt, mit der erforderlichen Objektivität wird bei der Darstellung der Ägäis-Inseln der Hintergrund für die türkischen Ansprüche hinsichtlich des griechischen Hoheitsgebietes mit den vermuteten Erdölvorkommen auf dem Ägäisschelf genannt. Lienau kommt zu dem auch vom Völkerrecht anerkannten Schluß, daß das Recht „eindeutig bei Griechenland“ liegt (S. 270).

„Raumordnung und Regionalplanung“ ist die Überschrift eines abschließenden Kapitels, in dem das Evros-Entwicklungsprojekt, das Projekt „Europa-Park“ in NO-Griechenland und schließlich die Perspektiven Griechenlands in der EG skizziert werden. Der Verf. gibt hier der Hoffnung Ausdruck, daß die sich abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen günstigere Bedingungen für die Zukunft erwarten lassen. Ein ausführliches integriertes Orts-, Personen- und Sachregister tragen zur Abrundung dieses für Reisende wie für Forscher nützlichen Buches bei.

München

E. Turczynski

Hunger, Herbert: Schreiben und Lesen in Byzanz. Die Byzantinische Buchkultur. München: C. H. Beck 1989. 174 S.

The great contribution of Professor Herbert Hunger to research in Greek palaeography, as to so many other sectors of Byzantine studies, is well-known and needs no further introduction. It is in any case clearly attested by his published papers, including recent studies.¹⁾ His crowning achievement in this field, drawing on his wisdom in the sphere of Byzantine studies as a whole, is his recent book entitled (in translation): Reading and Writing in Byzantium. The Byzantine Book Culture.

The book opens with a brief chapter on writing as the basis of civilization, and closes with a chapter on the end of the Byzantine book culture. Within this bracket the material is set out in a way most clearly and concisely shown by the list of contents, as follows: I. Writing as the basis of civilization. II. Materials used to receive writing and their forms, 1. Writing materials, 2. Books as realia, a. The roll and the codex, b. Codicology, c. Book-binding, d. Book restoration, e. The book as a valuable object, 3. Types of book, a. Manuscripts with portayals of emperor, patrons and authors, b. Book decoration, c. Textual exemplars. Copying and transliteration, d. Philology. Editions and commentaries, e. Ordinary manuscripts for specific groups, f. Books for individu-

¹⁾ H. Hunger, *Epidosis*. Gesammelte Schriften zur byzantinischen Geistes- und Kulturgeschichte. München 1989.

als. III. Writing, 1. Writing in school, 2. Writing implements, 3. Groups of copyists: professionals, monks, intellectuals, 4. The copyist as a personality, a. Compulsion and freedom. Subscriptions, b. Styles and modes of book-writing. Tradition and innovation, c. Scriptoria, d. Autographs. Conception and fair copy, e. Special kinds of script: distinctive lettering, tachygraphy, cryptography. IV. Reading. V. The book and society. Libraries. VI. The waning of the Byzantine book culture.

It goes virtually without saying, in view of the above table of contents, that Prof. Hunger's book presents the relevant facts systematically, and that it organizes and classifies the material in an original way. The book's conciseness and comprehensiveness, and the absence of anything excessive either in the text or in the documentation, are qualities that are immediately obvious to the reader.

Professor Hunger's treatment of the subject takes palaeography as its starting point and proceeds from there to the social aspects of writing. For example, the question of the *scriptoria* is dealt with by the writer as a section of his chapter on "The copyist as a personality". The writer has in this case already dealt with the social groups to which the copyists belong. Next, he comes to the question of the degree of limitation or freedom granted the copyist during the execution of this task; here he puzzles over the question of how the numerous restrictions placed on the copyist yet allowed him to produce such superb codices. Elsewhere, à propos of reading methods in Byzantium (i. e. reading aloud, the general practice), he asks himself whether this phenomenon may not be linked with the great question of the illiteracy of the Byzantines: "Perhaps the widespread illiteracy in Byzantium was also a reason why letters were read aloud; in this way relatives or interested friends who were themselves illiterate could become informed more easily. It is a mistake to believe that in medieval Byzantium there was less reading aloud than in Antiquity" (p. 125). This twofold approach, which constitutes the book's most original aspect and its main structural feature, pervades the entire volume.

The final chapter, as already mentioned, deals with the end of the Byzantine book culture. It refers to the activities of the copyists and scholars who continued the Byzantine tradition in the immediate post-1453 period in the West, and particularly in Crete. (Needless to say — one might add here — in the immediate Near East manuscript production did not cease even with the introduction and growth of printing in the sixteenth and seventeenth centuries. However, this phenomenon really comes under the heading of Modern Greek Palaeography.)

The concluding pages of the book contain its notes and bibliographical abbreviations, a list of illustrations, an extremely useful explanatory table of specialized expressions, and indexes of manuscripts and persons. The resulting volume constitutes a fascinating, concise and truly creative survey of this important and interesting corner of palaeography and Byzantinology.

Thessalonike

E. K. Litsas

Byzanz am Vorabend neuer Größe. Überwindung des Bilderstreites und der innenpolitischen Schwäche (813—886). Die vier Bücher der Kaisergeschichte des Ioseph Genesisios. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Anni Lesmüller-Werner. Wien: Faßbänder 1989. 209 S. (Byzantinische Geschichtsschreiber. 18.)

Da der 1978 erschienenen kritischen Ausgabe des *Joseph Genesisios*, entsprechend der schwer verständlichen Maxime des de Gruyter-Verlages, keine Übersetzung beigegeben war, ist der vorliegende Band aus der Feder eines der Editoren umso mehr zu begrüßen. Es sollte an dieser Stelle aber auch das Verdienst des Herausgebers der Reihe, Johannes Koder, hervorgehoben werden, der trotz vielfältiger technischer und finanzieller Schwierigkeiten für die Serie der Byzantinischen Geschichtsschreiber einen neuen Verlag fand.

Eine knappe Einleitung behandelt das geistesgeschichtliche Umfeld sowie den Autor und dessen Werk. Zwar ist die Zuweisung an *Joseph Genesisios* bekanntlich keinesfalls sicher, doch scheint es mir übertrieben, diktatorisch festzustellen: „ist in Wirklichkeit ein Anonymus“.

Die Übersetzung, die an verschiedenen Stellen mit dem Originaltext verglichen wurde, erweist sich für den Bedarf des Historikers als zuverlässig, wenngleich sie auch den Stil des Autors (vor allem in der Satzkonstruktion) nicht immer mit gleicher Genauigkeit wiedergibt.

Erfreulicherweise sind die Anmerkungen mit mehr als 50 Seiten ausführlicher als in allen bisherigen Bänden der Reihe, und es bleibt zu hoffen, daß ein jeweils vergleichbarer Umfang auch bei weiteren Übersetzungen beibehalten werden kann. Über Art und Ausmaß der jeweiligen Erklärungen läßt sich natürlich streiten. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, auf S. 133 die lange (und teilweise unrichtige) Erläuterung des Indiktionsbegriffes unnötig; S. 146 (zu 22/3) hätte man den wichtigen Aufsatz über die Athinganer von I. Rochow (in: Studien zum 8. und 9. Jh. in Byzanz, Berlin 1976, S. 163—178) anführen können. Im allgemeinen aber zeigen die Anmerkungen, die ja keinen erschöpfenden Kommentar darstellen wollen, eine gute Vertrautheit mit der jüngsten Bibliographie. Unverständlich bleibt allerdings, warum diese Anmerkungen nach den Seiten des griechischen Textes der Ausgabe gezählt werden (so daß sich z. B. die Anm. 27/4 auf ein Ereignis auf S. 57 der Übersetzung bezieht). Diese Verfahrensweise ist unnötig und sollte in künftigen Bänden keine Anwendung mehr finden.

Der Bearbeiterin darf der Dank auch der Fachwissenschaft gelten, da sie einen wichtigen Text der byzantinischen Historiographie einem größeren Kreis zugänglich gemacht hat.

Köln

Peter Schreiner

Berger, Albrecht: Untersuchungen zu den Patria Konstantinupoleos. Bonn: Rudolf Habelt 1988. 791 S., 1 Falttaf. (Poikila Byzantina. 8.)

In den *Patria Konstantinupoleos* hat ein Kompilator Ende des 10. Jh.s Wissenswertes über die Stadt zusammengetragen und dabei seine Vorlagen ein wenig überarbeitet und erweitert. Die Schrift umfaßt die Kapitel: I. Geschich-

te der Stadt Byzantion bis zu ihrer Neugründung durch *Konstantin*, nach einem Exzerpt aus *Hesychios v. Milet* (6. Jh. = *Ps.-Hesychios*). II. Die Bildwerke der Stadt, hauptsächlich nach den *Parastaseis* (Mitte 8. Jh.). IIa. Die acht ökum. Synoden. Ein Fremdkörper in dieser Schrift. III. Die Bauten, hauptsächlich nach einer verlorenen Quelle (Anfang 10. Jh., s. u.). IV. Der Bau der H. Sophia. Erzählung aus d. 9. Jh. Nur in einem Zweig der Überlieferung erhalten. Bergers Untersuchungen betreffen die Überarbeitung des pseudo-hes. Kap. I sowie Kap. II und III und insbes. die topographische Redaktion dieses Teiles, die er übersetzt und kommentiert (S. 201—750). Vorab (S. 29—196) erörtert er allgemeine Probleme zur Schrift: Vorläufer, Quellen, Textgeschichte, topographische Überarbeitung, Interpretationsfragen.

Berger hält sich für alles, was den Text betrifft, an Pregers Beiträge zur Textgeschichte (1895) und seine Einleitung zur Ausgabe (1907). Nicht berücksichtigt hat er Pregers Aufsatz „Die Überlieferung der Patria“ usw. (*BZ* 13 (1904), S. 370—388), der Kap. 5 der Beiträge „ergänzen und ersetzen“ sollte (S. 371, Anm. 1), von Preger selbst aber in der Praefatio zur Ausgabe nicht gebührend eingearbeitet wurde. Zusammenfassung und Stemma bei Berger (ob letzteres nun so in den Beiträgen steht, die ich nicht zur Hand habe, oder nicht) sind nicht geeignet, ein brauchbares Bild der Textgeschichte zu vermitteln. Ein Stemma (re)konstruiert man nicht aus einer Mischung von Textfassungen, Hss.familien und einzelnen Hss., sondern nur aus erhaltenen und erschlossenen Hss. Den Fehler Pregers, für Hss.familien und erschlossene Hyparchetypi lat. Großbuchstaben zu verwenden, hat Berger (bewußt, s. S. 87, Anm. 5) übernommen, statt die Gelegenheit zu nutzen, dieses Manko der Pregerschen Edition zu korrigieren. Im Stemma stören auch die chronologische Unordnung und, wie im ganzen Text, die Tatsache, daß Berger sich nicht an die in textkritischen Arbeiten übliche Terminologie hält. Er bezeichnet die Urfassung der Patria als „Rezension P“ und spricht auch von „topographischen Rezensionen“. „Rezension“ heißt das Ergebnis der Arbeit eines krit. Herausgebers. Innerhalb der Patria-Überlieferung unterscheidet Berger eine „freie“ und eine „getreue Redaktion“. Letzteres ist ein Widerspruch in sich, denn „getreu“ besagt, daß der Kopist nichts neu redigiert hat, und „freie Redaktion“ ist Tautologie, denn redigieren ist eben, sich die Freiheit nehmen, einen Text neu zu gestalten. Bei der „freien Redaktion“ geht es um die Textfassung g (Bezeichnung von mir), die Preger „stilistisch freie Redaktion“ nennt (*BZ* 13, S. 373), was Sinn hat. Diese wird vertreten von Cod. G (Par. suppl. gr. 657) und unterscheidet sich von der Urfassung (p) an erster Stelle durch „sermo elegantior“, aber auch durch „ordo paragraphorum longe alius“ (Preger, Praef. XII). Berger datiert diese Redaktion „vor 1106“. Er geht dabei aus von einem Zusatz in der Hss.familie b (Bezeichnung von mir), vertreten von den Hss. B (Vat.gr. 162) und B₁ = Hyparchetypus aller anderen Textzeugen der b-Familie, die nicht vor dem 15. Jh. nachweisbar ist. Dieser Zusatz (I 45a) kennt den Sturz des Konstantinbildes auf dem Forum in 1106. Nun geht b für einen Teil auf g zurück (s. u.), g aber hat den Zusatz nicht. Daraus schließt Berger auf ein ‚noch nicht‘, und das heißt für ihn „vor 1106 entstanden“. Wenn aber ein Kopist des g-Textes im 15. Jh. eine in den Patria nicht erwähnte Begebenheit ergänzt, beweist das keineswegs, daß ein früherer Abschreiber diese auch hätte ergänzen müssen. Ein Beweis e silentio gilt nur,

wenn sich nachweisen läßt, daß das Verschwiegene hätte erwähnt werden müssen.

Nicht von Preger gedeckt ist Bergers Darstellung: „Die Textgestalt von B folgt in der Hauptsache der freien Redaktion, enthält aber auch Lesarten von A“ (a = „getreue Redaktion“). In Wirklichkeit bietet b keinen kontaminierten g-Text, wie man aus Bergers Äußerung folgern müßte, sondern ist zum Teil aus einer g- und zum Teil aus einer a-Vorlage kopiert worden, wie bei Preger (Praef. XIV) nachzulesen.

Bergers Stemma „nach Th. Preger“ (S. 53) steht auch mit dessen Aufsatz „Die Überlieferung“ (s. o.) nicht im Einklang. Darin stellte dieser zwei Hyparchetypi fest, einen (ich nenne ihn ϱ) für die Hss. J (Berger: I), H, G und Bg und einen (δ) für die Hss. A₁ (Vind.hist.gr. 37, unten = V), A₂ (Par.gr. 1782, unten = P, Vertreter einer ansonsten von Preger vernachlässigten Familie) und die Vorlage der Urfassung (ω) der topogr. Redaktion, worauf M (Par.suppl.gr. 690) und drei von Preger als C (unten = χ) zusammengefaßte Hss., D (Par. 1783), E (Par. 1788), F (Vat. Pal.gr. 328) zurückgehen. Berger führt die „freie Red.“ (= g, Hyparch. γ) direkt auf die Urschrift der Patria (π) zurück, G und Bg auf g, I (J) und H aber auf ein Exemplar der „getreuen Red.“, das auch Vorlage der Familie a war, und deutet mit Strichellinien Kontamination von I (J) und H aus g an. Diese Darstellung ist falsch.

Das Hauptinteresse Bergers galt der topogr. Redaktion. In einem eigenen Stemma (S. 86) setzt er zwischen π und ω die „Hss.gruppe A“ und außerdem zwei Zwischenstufen, φ und α , womit er die Entstehung der Unterschiede zwischen M und χ erklären will. Die Basis für die Annahme dieser Zwischenstufen bildet Bergers Idealvorstellung einer topographischen Notizenfolge, die er wiederherstellt, indem er außer in α in φ und ω großformatige zwei- bzw. dreispaltige Codices voraussetzt, woraus die Abschreiber gelegentlich die Seiten am Anfang nicht Spalte für Spalte, sondern „querhinüber“ abschrieben, so daß bestimmte Notizen die Plätze tauschten. Auch einmal soll ein Kopist „die obersten Zeilen einer aufgeschlagenen Doppelseite“ hintereinander abgeschrieben haben (S. 115). Diese phantasievolle, über alle Schwierigkeiten leichtfüßig hinweggehende Rekonstruktion kann in einer Besprechung nicht angemessen analysiert werden, aber man kann m. E. die Vorlagen φ und α ruhig vergessen. Eine textkritisch orientierte Untersuchung dürfte zum Schluß kommen, daß ω in M besser erhalten ist und in χ noch einmal überarbeitet wurde. Es rächt sich, daß Berger sich nicht mit Pregers Aufsatz „Die Überlieferung“ auseinandergesetzt hat. Preger hat dort behauptet: „Sowohl A₁ (V) wie A₂ (P) wie C (χ) haben des öfteren allein das Richtige bewahrt. M allein nur da, wo C fehlt“ (S. 379f.), und er hat daraus gefolgert, „daß wir für die Herstellung des Textes ... da wo C erhalten ist ... M entbehren können“. Das ist eine merkwürdige Schlußfolgerung aus einer Gegenüberstellung der a-Hss. (in II 93—97 a, 102—110, 86, 92, 98), wovon das Ergebnis (ohne 86 und 98, wo C fehlt) so aussieht: M und V haben je nur einen Sonderfehler gegen P 5 und χ 7; M hat auch dort, wo χ nicht fehlt, mal allein, mal mit V, P oder VP gegen χ das Richtige; unter den Vertretern der richtigen Lesart findet man M am häufigsten, 18 × gegen V und P je 16 × und χ 11 ×. Außerdem schließt M sich in der Anordnung der Notizen 4 × enger als χ an die Urfassung an. Ich betrachte M deshalb fürs erste als getreue Kopie von ω , solange keine besse-

ren Argumente für das Gegenteil vorliegen. Zum wichtigsten Unterschied M — χ : M 75—108 = χ 155—186 operiert Berger übrigens mit einem Kurzschlusargument. M hat hier „bewußt, wenn auch nicht genügend durchdacht“ eine zusammengehörige Gruppe von Notizen zerrissen, „macht einen unmöglichen Sprung“ und „setzt an einer wenig sinnvollen Stelle neu ein“ (S. 105). Wie unerklärlich das auch ist, es kann, meint Berger, nicht anders sein, da M aus der gleichen Vorlage wie χ kopiert wurde, so daß Blattausch als Fehlerquelle nicht in Frage komme. Er übersieht die Möglichkeit, daß zuerst χ aus der gemeinsamen Vorlage kopiert sein kann, danach in dieser Vorlage Blätter vom Platz kamen und erst dann M abgeschrieben wurde.

Unterbewertung der Textkritik beweist Berger auch, wenn er meint (S. 59; vgl. S. 54, 191, 210): die Paragraphen „I 54 und 56, die in der Handschriften-Gruppe A zusätzlich enthalten sind, gehören nach Überlegungen zu ihrem Inhalt möglicherweise zum Urbestand der Rezension P“. I 54 und 56 stehen laut Preger „in sola classe A praeter A₁“ bzw. „in classe A praeter A₁ et in margine codicis B“. Da V, der beste Vertreter von a, mit dem anderen Überlieferungszweig gegen P c. s. zusammengeht, ist die Chance, daß I 54 und 56 zur Urfassung gehören, textkritisch gleich null. Es sind offenbar zusammengehörige Zusätze, die vom Margo in den Text gesetzt und so durch I 55 getrennt worden sind. Das beweist „Derselbe“, womit I 56 anfängt, d. h. *Konstantin*, von dem auch I 54 die Rede war, und der im langen Paragraphen I 55 nicht vorkommt. Außerdem passen die chronologischen Angaben in I 54 und 56 nicht zu I 55.

Was die Entstehung der Urfassung der Patria betrifft, lassen Bergers Ausführungen terminologisch und methodologisch ebenfalls zu wünschen übrig. Er betrachtet die Schrift als die Arbeit eines Kompilators, der sie 989/90 redigierte (S. 50, 56—58, 69 f., 84), widerspricht aber dieser Ansicht immer wieder durch Ausdrücke wie „Urbestand der Rezension P“ (S. 59), „letzte“ bzw. „abschließende Redaktion von P in 989/90“ (S. 68—70, 82 f., 90, 187), „letzte inhaltliche Redaktion“ (S. 70), „letzte Redaktionsphase“ (S. 81), „letzte datierbare Fassung von P“ (S. 83), „jüngste Redaktion“ (S. 85) usw. Entweder sind die Patria eine ältere Arbeit, die 989/90 zum letzten Mal neu redigiert wurde, oder sie sind eine neue Arbeit, worin eine Materie, die schon häufiger bearbeitet worden war, jene Form erhielt, in der sie uns in den Patria vorliegt. Nicht klar umrissen sind auch Bergers Ansichten über eine Quelle aus ca. 940 für das Material, das nicht aus *Ps.-Hesychios* oder Parastaseis kommt, und woraus in mehreren Redaktionsstufen der betreffende Teil der Patria entstanden sein soll (s. u.).

Nun zu Bergers Ansichten über die Hauptvorlagen von Patria I, II und III. Er postuliert (S. 55) — wie er selbst schreibt, als erster (S. 57) — „eine interpolierte Fassung des Ps.-Hesychios, die sehr wahrscheinlich unabhängig von den Patria entstanden ist“, und sieht mit der Aufnahme in die Patria eine zweite Bearbeitungsphase einhergehen (S. 56, A. 19). Andererseits erkennt er in den Patria auch „Auszüge aus dem Original des Ps.-Hesychios“ (S. 57). Dieses müßte der Kompilator also auch benutzt haben, was höchst unwahrscheinlich und wohl auch nicht so gemeint ist. Bergers Nachweis des „interpolierten Ps.-Hesychios“ ist alles andere als überzeugend. Für Berger gilt er aber als „festgestellt“ (S. 58). Dies ist nur ein Beispiel des methodischen Fehlers, als sichere Ergebnisse zu präsentieren oder vorwegzunehmen (z. B.

S. 42, 66, 68, 75, 87), was man aufgrund der Argumente bestenfalls als Wahrscheinlichkeit oder Vermutung werten kann.

Die zweite Vorlage der Patria, die Parastaseis, möchte Berger um 800, d. h. ein halbes Jh. später als üblich datieren (S. 42—47). Die Widerlegung seiner Argumente dürfte den dazu Berufenen, etwa den Parastaseis-Kommentatorinnen Cameron—Herrin, nicht schwer fallen. Für mich bleiben in Parast. 3 (wie in Pat. II 108) *Leon I.* und *Konstantin I.* gemeint, wenngleich eine Restaurierung der Stadtmauer durch *Leon III.* mit seinem Sohn *Konstantin V.* dieser Notiz zugrunde liegt. Für die Datierung ergibt sich daraus nicht mehr als „eine Zeit nach 720“. Die §§ 15 und 63 bieten keine Handhabe zur Datierung.

Berger verwirft auch die übliche Ansicht, die noch von Cameron—Herrin (S. 6) für vertretbar gehalten wird, daß der Patria-Autor eine vollständigere Hs. als die einzige uns erhaltene benutzt hat. Er meint, daß alle betreffenden Notizen mit Ausnahme von II 35 „sich nicht in den Parastaseis befunden haben können“ (S. 68). Der Nachweis kommt über fragliche Indizien nicht hinaus. Ich möchte dazu nur notieren, daß in drei dieser Notizen (I 54, 55 und 59) Zeitdauerangaben stehen, wie sie im gesicherten Bestand der Parastaseis nicht, in den Patria aber auch sonst häufiger vorkommen (s. u.).

Als dritte Vorlage unterstellt Berger eine Bautenliste, die Mitte 10. Jh.s „in einem zweiten Arbeitsgang mit Material aus verschiedenen Quellen angereichert wurde“ (S. 75). Die Datierung beruht auf der Feststellung (S. 74f.): „Außer im neuen Teil von Buch I und in den letzten vier Notizen von Buch III reicht der verarbeitete Stoff durchweg bis in die Zeit von Leon VI. (886—912) und nur gelegentlich Romanos I. Lakapenos (920—944). Das betrifft alle Exzerptengruppen.“ Diese Feststellung ist falsch. „Durchweg“ reichen die Patria nur bis in die Zeit *Basileios I.* (867—886), s. III 24, 27, 29, 29a, 86, 98, 159, 162, 182, 186, 200. Sein Sohn *Leon VI.* findet Erwähnung in fünf Notizen, III 30, 209, 212, IV 33, 35, aber III 212—215 sind auch für Berger (83) „letzter Zusatz“, und IV 33—35 gehören zu diesem Zusatz (83f.; vgl. 383): Bleiben also für unsere Vorlage III 30 und 209. In 209 ist das über *Leon* Gesagte auch von Berger (S. 361f.) als zwischen erstem und letztem Satz eingeschobener Zusatz erkannt. III 30 erwähnt die Theodoroskirche des *Sphorakios*. Dazu wird erzählt, daß hier unter *Leon*, dem Sohn des *Basileios*, ein Schatz gefunden wurde. Diese Erzählung ist offenbar ebenfalls vor dem Schlußsatz eingeschoben. Letzterer lautet: „Die Prodromoskapelle an der Apsis, *Sphorakios* hat sie errichtet“. Preger hat vor diesem Schlußsatz einen Gedankenstrich gesetzt, der überflüssig wird, sobald man die Schatzgeschichte streicht. Die Kopisten von H und ω haben vor *Sphorakios* „derselbe“ eingefügt, um den Zusammenhang mit dem Anfangssatz wiederherzustellen. Wir haben wohl in beiden Fällen mit erst unter *Leon* (nach 897, s. Berger zu III 209) Nachgetragenen zu tun, was eine Entstehung kurz nach dem Tod *Basileios I.* (886) nahelegt. Von den Kaisern nach *Leon VI.* werden erwähnt: *Konstantinos VII.*: IV 35, *Romanos I.*: III 40, 199, 213 und IV 35, *Romanos II.*: III 214, *Nikephoros II. Phokas*: I 60, *Johannes I. Tzimiskes*: I 60, III 214 und indirekt I 70, *Basileios II.*: III 214. Von diesen Notizen werden nur zwei nicht zu denen gerechnet, die erst in den Patria hinzugekommen sind, III 40 und 199. Diese zwei Nennungen eines Kaisers sind zu wenig, um eine Datierung der Vorlage auf Mitte 10. Jh. zu si-

chern. Das zeigt ein Vergleich mit den Kaisernennungen für die Periode zwischen den letzten in Parastaseis und Bautenvorlage durchweg erwähnten Kaisern *Leon III.* und *Basileios I.* Für diese Periode von 145 J. sind es 64, für die Zeit ab *Leon VI.* im günstigsten Fall 4 für ca. 60 J. Das ergibt ein Verhältnis von einer Nennung pro 2,4 J. gegen $1 \times$ pro 15 J. Demnach kann die Zeit ab *Leon VI.* nicht mehr Thema der postulierten Vorlage gewesen sein und sind die Erwähnungen *Romanos I.* in III 40 und 199, wie die *Leons* in III 30 und 209, als Zusätze zu betrachten. An beiden Stellen wird im letzten Satz der Notiz eine Aktivität des Kaisers in bezug auf den behandelten Bau erwähnt. Ein solcher Satz konnte problemlos an eine fertige Notiz angehängt werden. In III 40 hätte aber der Interpolator den vorausgehenden Satz ändern müssen, um sich nicht zu verraten. Es heißt darin über die Platonkirche *Anastasios I.* „Die zehn Reliefsäulen holte er aus Thessalonike“. So schreibt man, wenn alle zehn Säulen noch da sind. Die Fortsetzung „Acht stehen noch in der Kirche, zwei sind von Romanos dem Greis in die Chalke versetzt worden“ will dazu nicht passen. III 199 weist keine solche Unregelmäßigkeit auf und dürfte im ersten Teil neu formuliert worden sein. (Der *Michael*, der laut III 29 das von *Basileios I.* verlegte Tzykanistirion erweitert haben soll, ist als versehentliche Wiederholung von der vorhergehenden Zeile ersatzlos zu streichen. Übrig bleibt: „Basileios verlegte das Tzykanistirion und vergrößerte es“.)

Wenig übersichtlich und unbefriedigend in der Formulierung sind auch Bergers Ausführungen über die Art der Lokalisierung von weniger bekannten Objekten (Statuen, Gebäuden, Einrichtungen) in der Stadt sowie über ihre Benennung (S. 166 ff.). Berger will wegkommen vom Lokalisieren in Stadtvierteln, wie es Janin gerne tut, und nur sog. Fixpunkte als Lokalisierungshilfen anerkennen. Nun ist „Fixpunkt“ kein glücklicher Ausdruck, denn jedes auch noch so unbekannte immobile Objekt ist aus topographischer Sicht ein Fixpunkt. Gemeint ist ein Objekt, das sich durch seine Bekanntheit selbst lokalisiert und für alles in seiner Nähe als Orientierungspunkt dienen kann. Berger neigt nun dazu, die Bedeutung seiner sogen. Fixpunkte zu übertreiben. So ist für ihn „eis ta Studiu“ immer auf die Studioskirche zu beziehen, damit die Angabe „sinnvoll“ bleibt (S. 167). Es fehlt der Nachweis, daß das in den Quellen auch so ist und „eis ta Studiu“ tatsächlich nie den ganzen Komplex (Gelände mit Kirche, Klosterbauten, Friedhof, Weinberg, Garten) andeutet. Aber für Berger (S. 169) wird die Studioskirche auch so zum „Beispiel, daß wir mit Verengung des topos-Begriffes innerhalb eines großen Besitzes rechnen müssen“. Nützlicher als diese und andere fragliche Interpretationshinweise wäre eine Übersicht gewesen, welche „Fixpunkte“ in den Patria für welche Objekte in welchem Bereich als Orientierungshilfen fungieren. Dabei wäre auch die Frage zu stellen und zu beantworten gewesen, ob es bei den Statuen, die einigen Kirchen einen Beinamen verliehen, um Orientierungshilfen geht, wie Berger es darstellt (S. 171), oder um Unterscheidungshilfen im Hinblick auf gleichnamige Kirchen, so daß sie ohne die Kirchen gar nicht zu „Fixpunkten“ geworden wären.

Auch den „Daten und Zeitrechnungen“ (gemeint ist: Datierungen und Zeitberechnungen <sc. wie lange ein Objekt bis zu einem bestimmten Zeitpunkt existierte>) widmet Berger einen eigenen Abschnitt (S. 187—196). Er versucht nachzuweisen, daß die meisten dieser Angaben „nach einem einheitlichen

Konzept bei der letzten Redaktion von P“ in den Jahren 989/990 entstanden sind. In diesem Abschnitt wird wissenschaftliche Akribie klein geschrieben. Beispiele: Es wird nicht mit byzantinischen Weltjahren, sondern mit Jahren v. und n. Chr. gerechnet. Unbewiesene Thesen werden, wie bewiesen, in die Argumentation eingebracht, z.B. der interpolierte *Ps.-Hesychios*, die Redaktionsfolge II, III, I. Die Notizen I 54 und 56 werden als zum Text gehörig behandelt und I 56 zur Erklärung der Berechnungen von III 2, 20, 22, 31 herangezogen. Daß nur ein Überlieferungszweig (a) IV (30) enthält, wird nicht in Rechnung gestellt, ebensowenig die sprachliche Formulierung in III 152 und die Tatsache, daß nur hier, mit Ausnahme der runden Zahl 500 in III 41 und 81, eine Zahl über hundert in den Hss. voll ausgeschrieben erscheint. Von keiner Zeitberechnung stimmt die Behauptung „eindeutig mit ihren Notizen zusammen entstanden“. Der Nachweis eines einheitlichen Konzepts, das von IV 30 und III 152 her zu interpretieren sei, ist denn auch in keiner Weise schlüssig. Das im einzelnen nachzuweisen, würde hier zu weit führen. Wohl will ich darauf hinweisen, daß keine der Notizen, die eine Berechnung enthalten, über die Zeit *Basileios I.*, d. h. über die letzte postulierte Vorlage der Patria, hinausgeht, während keine der Notizen, worin von späteren Kaisern die Rede ist und die wohl dem Patria-Kompilator zu verdanken sind, eine Zeitberechnung bietet.

Den größten Teil der Arbeit Bergers bildet ein ausführlicher Kommentar zum übersetzten Text der topographischen Redaktion der Patria. Man zollt dem Autor gerne Respekt vor dem Wissen, das hier zusammengetragen ist, auch wenn bei einer so umfangreichen Materie nicht alle Details immer stimmen. Kritik könnte man z. B. üben an der gleichermaßen unsinnigen wie unsinnig begründeten (S. 31) und in den meisten Fällen falschen grundsätzlichen Übersetzung von ‚ho megas‘ als ‚der Große‘ statt als „der Ältere“, an der Datierung des *Belisar*-Zusatzes der Hss. D und E ins 11. Jh. (S. 290), der Bauzeit von 9 Jahren (454—463) für die Studioskirche (S. 363f.) und der Identifizierung der Kalenderhane Camii als Nachfolgebau der Kyros-Kirche (S. 479), aber solche Kritik betrifft nur Nebensächlichkeiten. Bedauerlicher ist, daß m. E. der falsche Kommentar zum falschen Text geboten wird. Ein Kommentar zur topographischen Redaktion sollte sich auf das eigene dieses Textes beschränken. Alles andere ist hier nur Ballast. Der Patriatext als solcher ist von seiner ursprünglichen Fassung aus zu verstehen und zu interpretieren, etwa in der Art, wie Cameron—Herrin die Parastaseis kommentiert haben. Und auch ein solcher Kommentar muß nicht mit einem Handbuch über Konstantinopel wie etwa Janins „Constantinople byzantine“ in Konkurrenz treten wollen, was Berger zwar auch nicht wollte (S. 31), aber nicht ganz vermieden hat.

Trotz aller Kritik wird man sich künftig nicht mehr mit den Patria beschäftigen, ohne Bergers Untersuchungen und insbesondere seine topographischen Erörterungen zu berücksichtigen. Erstes Desideratum für künftige Patria-Studien scheint mir aber eine neue Textausgabe, die auf Rekonstruktion der Urfassung verzichtet, dafür eine Synopsis der zwei Hyparchetypi sowie des g-Textes vorlegt und einige störende Eigenarten der Pregerschen Edition vermeidet.

Nettetal

Jean-Louis van Dieten

Κωνσταντῖνος Ζ' ὁ Πορφυρογέννητος καὶ ἡ ἐποχὴ του. Β' Διεθνῆς Βυζαντινολογικὴ Συνάντηση. Δελφοί, 22—26 Ἰουλίου 1987. [Nebent.:] Constantine VII Porphyrogenitus and his Age. Second International Byzantine Conference. Delphi, 22—26 July 1987. Athens: European Cultural Center of Delphi 1989. 434 S.

Es ist verständlich, daß die Epoche *Konstantins VII. Porphyrogennetos* als einer der großen Höhepunkte der byzantinischen Kultur immer wieder einen Gegenstand neuer Forschungen und wissenschaftlicher Bemühungen darstellt. So hat auch das Europäische Kulturzentrum in Delphi im Rahmen seiner Kongreßtätigkeit die Veranstaltung des Jahres 1987 dem Zeitalter dieses Kaisers, dem 10. Jahrhundert, gewidmet. Die Mehrzahl der 22 überwiegend in griechischer Sprache abgefaßten Beiträge wird dem großen Thema allerdings nicht gerecht. Die Veranstalter haben es unterlassen, eine generelle Linie oder wenigstens gewisse Ordnungsschemata festzulegen. So konnte jeder Teilnehmer sprechen, worüber er wollte, wenn die Thematik nur irgendwie mit dem 10. Jh. zu tun hatte.

Der Beitrag von H. Ahrweiler zur konstantinischen Ideologie unterscheidet sich kaum vom entsprechenden Kapitel in der „*Idéologie politique*“ (S. 47—50) derselben Verfasserin. H. Wolfram ging es um die Frage, wie *Konstantin* in „*de administrando imperio*“ die historische Tradition über die lateinische Welt verarbeitete. Ev. Chrysos stellt fest, daß die römische und die byzantinische Diplomatie keine wesentlichen Unterschiede aufwiesen. V. von Falkenhausen widmet sich dem Italienbild in der byzantinischen Literatur des 10. Jh.s. A. Kolia untersucht, vor allem an Hand der „*Taktika*“, den Begriff des heiligen Krieges. S. Franklin behandelt das Verhältnis zwischen *Konstantin* und Rußland (statt „*Russia*“ sollte man besser „*Rus*“ sagen) und kommt zu dem wenig umstürzenden Ergebnis, daß der Kaiser kein Interesse an Rußland und dieses keines am Kaiser hatte. B. Kutaba-Deleboria (Die geographische Welt des *Konstantin Porphyrogennetos*, gr.) bringt Auszüge aus ihrer Dissertation, deren Unerreichbarkeit der Forschung nicht unbedingt zum Schaden gereichen dürfte. Der Beitrag von P. E. Pieler untersucht die kaiserlichen Schriften auf ihren Rechtscharakter (z. B. internationales Recht in den „*Exzerpta*“); man vermißt hierbei jede Erwähnung der *Suda* (die z. B. Interessantes über das frühbulgarische Recht erwähnt). Sp. Tojanos gibt dagegen einen souveränen Forschungsüberblick über die Rechtsliteratur der ersten Hälfte des 10. Jh.s. Was A. Schminck über die Annahme des Titel „*proedros*“ feststellt, ist bemerkenswert, scheint mir aber schwerlich mit „*Cäsaropapismus*“ (ein Begriff, den der Autor durchaus kritisch sieht) in Zusammenhang zu stehen. Ch. G. Angelidi stellt sich zum Ziel, das Aussehen Konstantinopels in den erzählenden Quellen des 10. Jh.s zu schildern. Sie hebt die Irrealitäten hervor — aber warum sind diese charakteristisch gerade für das 10. Jh.? A. Soterudi gibt einen Arbeitsbericht zur Chronik des *Georgios Continuatus*, der in seiner Kürze kein richtiges Bild zu vermitteln vermag. Was soll der Vorbericht einer (Hamburger) Dissertation in diesen Akten? W. Hörandners Beitrag über die poetischen Formen im 10. Jh. (mit besonderer Hervorhebung der Figurengedichte) kommt in diesem Kolloquiumsband sicher eine ebenso herausragende Bedeutung zu wie

der Untersuchung von Koder über die Limburger Staurothek. Dem „intellektuellen Umfeld“ des Kaisers widmet sich in sehr allgemeiner Weise A. Markopulos.

Mehr als die Hälfte des Kongreßbandes wird von Beiträgen zur Kunstgeschichte des 10. Jh.s eingenommen (P. L. Bokotopulos zur Kirchenarchitektur auf der Balkanhalbinsel; N. Thierry und C. Jolivet-Lévy zu den kappadokischen Kirchen; M. Panayotidi über die Auftraggeber der Monumentalmalerei; G. Galavaris zur Handschriftenmalerei im 10. Jh.; J. Kalavrezu über Elfenbein- und Steatitikonon und L. Mpura über den Mäzen *Basileios Lekapenos*). Eine eingehende Stellungnahme zu den kunsthistorischen Beiträgen würde die Kompetenzen des Rezensenten überschreiten. Der zur Verfügung stehende größere Raum erlaubte wenigstens ausgewogenere Stellungnahmen, als dies vielfach bei den philologisch-historischen Artikeln der Fall war.

So bleibt der Eindruck dieses Bandes durchaus zwiespältig. Von wenigen Beiträgen abgesehen (Trojanos, Hörandner, Koder) erfährt man kaum Neues. Zwar liegt das Ziel eines Kolloquiums durchaus auch im persönlichen Kennenlernen und der mündlichen Kommunikation, doch im vorliegenden Fall hat die Julisonne über Delphi die Ergebnisse mehr als gebührend versiegen lassen.

Köln

Peter Schreiner

Savidis, Alexis G. K., Σαββίδης, Ἀλέξης Γ. Κ.: Βυζαντινὰ στασιαστικὰ καὶ αὐτονομιστικὰ κινήματα στὰ Δωδεκάνησα καὶ στὴ Μικρὰ Ἀσία 1189 — c. 1240 μ.Χ. Συμβολὴ στὴ Μελέτη τῆς Ὑστεροβυζαντινῆς Προσωπογραφίας καὶ Τοπογραφίας τὴν ἐποχὴ τῶν Ἀγγέλων, τῶν Λασκαριδῶν τοῦ Πόντου. Διδακτ. διατρ. Παν. Θεσσ. 1985/86. Ἀθήνα: Εκδ. Δόμος 1987. 380 S. [Byzantinische Aufstands- und Unabhängigkeitsbewegungen auf dem Dodekanes und in Kleinasien 1189—c. 1240 n. Chr. Beitrag zur Erforschung der spätbyzantinischen Prosopographie in der Zeit der Angeloi, der pontischen Laskariden.]

Das Thema Widerstands-, Aufstands-, Volksbewegungen besitzt in der Geschichtswissenschaft der Gegenwart und folglich auch bei der Behandlung der byzantinischen Geschichte Aktualität. Anstöße vermittelte hierfür unzweifelhaft die sowjetische Byzanzforschung, aber in sicher nicht geringerem Maße auch die geschichtliche Erfahrung der eigenen Gegenwart. Dabei wurden freilich nicht selten die Phänomene recht oberflächlich abgetan und nicht mit gründlicher Quellenkritik durchforstet, wie das die Besonderheit des Gegenstandes erfordert hätte. Vor der Forschung liegt demnach noch ein weites Feld, das der systematischen Bearbeitung bedarf. In solchem Zusammenhang ist das leidige Problem des byzantinischen Feudalismus nicht zu umgehen, für dessen Behandlung sich der Verfasser auf A. P. Každan (früher Moskau, jetzt Dumbarton Oaks) beruft, besonders auf seine Untersuchungen über zentripetale und zentrifugale Strömungen im Orbis Byzantinus der Jahre 1081—1126 (*Βυζαντιακά* 3 (1983), S. 91—110). Doch auch unmittelbare Vorgänger waren heranzuziehen, wie vor allem Theodoros Vlachos, *Βυζαντινά* 6

(1974), S. 155—167, und Jürgen Hoffmann, Rudimente von Territorialstaaten im Byzantinischen Reich, 1071—1210, München 1974. Ansonsten aber betrat der Verfasser unbebautes Land mit seinem Opus, das als Dissertation der Universität Thessaloniki unter der Ägide von Johannes Karayannopoulos entstand.

Das Buch setzt sich die Aufgabe, für eine „crucial period“ der byzantinischen Geschichte, nämlich die Herrschaft der *Angeloi*, die lateinische Eroberung Konstantinopels und die Festigung des Exilstaates von Nikaia, alle bekannten Aufstandsbewegungen zusammenzustellen, nach den Quellen zu beschreiben und unter Zuhilfenahme der Sekundärliteratur zu analysieren.

Der Ausarbeitung vorangestellt ist eine ausführliche Übersicht über die Quellen, die literarischen wie die nichtliterarischen, aus dem griechischen, orientalischen und abendländischen Sprachbereich. Man könnte beim ersten Hinsehen meinen, daß angesichts der Nutzbarkeit von Karayannopoulos — Weiß (Quellenkunde zur Geschichte von Byzanz, Wiesbaden 1982) eine solche Zusammenstellung überflüssig sei. Savidis hat indes die einzelnen Lemmata so zielgerichtet auf seine Spezialthematik orientiert, daß seine Informationen die der Standardwerke effektiv ergänzen. Ähnliches ist über die allgemeinhistorische Einleitung des Buches zu sagen, die immerhin 70 Druckseiten umfaßt. Sie behandelt unter steter Berücksichtigung abweichender Auffassungen, namentlich hinsichtlich des Feudalisierungsprozesses, die Geschichte der byzantinischen Gesellschaft, Verwaltung und Wirtschaft im 11., 12. und 13. Jahrhundert, wobei wiederum dem Phänomen der „crucial period“ besondere Aufmerksamkeit gilt. Auch der „Überbau“ findet in dem Maße Beachtung, welches das Verständnis der sozialökonomischen Geschichte erfordert.

Die Aufstandsbewegungen, denen die beiden zentralen Teile des Werkes gelten, teilt Savidis gemäß den unterschiedlichen historischen Voraussetzungen in zwei Gruppen. Als die *Angeloi* bis zum 4. Kreuzzug 1204 auf dem byzantinischen Thron saßen und als nach 1204 sich das Exilkaisertum in Nikäa konstituiert hatte, trugen Erhebungen gegen die legitime Staatsmacht den Charakter von *στασιώσεις*, von Aufständen, von Rebellionen mit dem Ziel, die Kaiserherrschaft zu usurpieren. Sie setzen die Unterstützung durch mehr oder minder breite Volkskräfte voraus. Vier derartige Bewegungen hat der Verf. vorzustellen.

1. den Aufstand des *Theodoros Mankaphas* aus Philadelphia in Lydien in den Jahren 1189—1196/97 und 1204/05,
2. den Aufstand des *Basileios Chotzas* in Tarsia nahe Nikomedeia in Bithynien in den Jahren 1190—1204 und 1204/05,
3. die Aufstände dreier Personen, die sich für den nicht mehr am Leben befindlichen Kaiser *Alexios II. Komnenos* (1180—1183) ausgaben, nämlich *Pseudo-Alexios 1* (etwa 1192—1195), *Pseudo-Alexios 2* (1195) und *Pseudo-Alexios 3* (1195/96),
4. den Aufstand der Prinzen aus der Familie *Laskaris* (1224/25) und den Staatsstreich der Familie *Nestongos* (1225).

Mit der Verkleinerung des Reiches wurden erhebliche Gebiete zur Irredenta, zum vorerst verlorenen Territorium. Die in solchen sich abzeichnenden Erhebungen bezeichnet Savidis als autonomistisch, als *αυτονομιστικά κινήματα*.

Fünf Exempla hat er in diesem Zusammenhang bekannt zu machen, nämlich:

1. die Bewegung des *Manuel Maurozomes* (Μαυροζώμης), eines byzantinischen Offiziers, der sich 1204—1206 im kleinasiatischen Mäandertal erhob,
2. die Bewegung des *Sabbas Asidenos* (Ἀσιδηνός), eines Großgrundbesitzers, der sich 1204—1206 in Sampson, dem antiken Priene, als ἐντόπιος ἄρχων, als örtlicher Herr, gerierte;
3. die Bewegung *Theodors II. Gabras* (Γαβραῦς), des Sprößlings einer alten Aristokratenfamilie, der sich 1204 bis etwa 1208 in der pontischen Hafenstadt Amisos (heute Samsun) verselbständigte,
4. die Bewegung des *David Komnenos*, des Bruders des trapezuntischen Kaisers *Alexios' I. Komnenos*, die zur Errichtung einer pontischen Herrschaft in den Jahren 1204 bis 1212 führte,
5. die Bewegung des *Leon Gabalas*, der sich 1204 zum Herrn (αὐθέντης) von Rhodos aufschwang und die Herrschaft, zwischen Nikaia und Venedig geschickt lavierend, bei seinem Tode um 1240 an seinen Bruder *Johannes Gabalas* übergab.

Es mag deutlich geworden sein, daß die Grenzlinien zwischen den beiden von Savidis gebildeten Gruppen fließend sind; trotzdem ist die Zweiteilung im Prinzip sinnvoll, weit wichtiger hingegen ist die Tatsache, daß der Autor mit seinem Werk auf historische Phänomene aufmerksam machte, die in den Darstellungen der byzantinischen Geschichte allenfalls als eine Fußnote begegnen, die aber, soll das Bild der historischen Wirklichkeit gemäß facettenreich erscheinen, nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Das Buch von Savidis, das wir als eine ungewöhnliche gelehrte Leistung präzisieren möchten, enthält klärende Kartenskizzen, Abbildungen von Münzen und Siegeln, die auf die behandelten Akteure zurückgehen, Herrscherlisten, ein Ausblicke eröffnendes Summary und brauchbare Indizes.

Berlin

Johannes Irmscher

Vakalopoulos, Konstantinos A., Βακαλόπουλος, Κωνσταντίνος Α.: Νεοελληνική Ιστορία, 1204—1940. Θεσσαλονίκη: Εκδ. Αδελφών Κυριακίδη 1989. 523 S. [Neugriechische Geschichte, 1204—1940.]

Der Titel des rezensierten Buches erweckt beim Leser Erwartungen, die bereits von einem ersten Blick ins Inhaltsverzeichnis korrigiert werden. Das Buch Vakalopoulos' ist keineswegs eine „Neugriechische Geschichte von 1204—1940“, sondern eine Geschichte des griechischen Staates im 19. und 20. Jahrhundert. Der spätbyzantinischen Zeit sind zehn Seiten gewidmet, der Turkokratie knappe achtzig, der Erhebung gegen die türkische Herrschaft gerade dreißig Seiten, während die restlichen über 350 Seiten auf den Zeitraum von 1828 bis 1940 entfallen. Warum dieser irreführende Titel?

Vakalopoulos ist ein unbestrittener Kenner des 19. und 20. Jahrhunderts. Dies enthebt ihn aber nicht der Verpflichtung, auch für ihm weniger vertraute Epochen zuverlässige Aussagen zu machen. Wenn er der Auffassung ist, die Zeit der Turkokratie, die er sehr stiefmütterlich behandelt, sei bereits ein-

gehend untersucht, dann trifft dies in keiner Weise zu, und er zeigt, daß er selbst sich in diesem Bereich nicht gerade auf der Höhe der Forschung befindet, sondern alte, von der Historiographie überholte Stereotypen referiert. Es ist keineswegs die heute allgemein akzeptierte wissenschaftliche Auffassung, daß die Aromunen (Vlachen) latinisierte Griechen sind (S. 24), sondern eher latinisierte Illyrer oder Thraker, die vor dem 10. Jahrhundert in den griechischen Raum eingewandert sind. Unpräzise sind auf S. 32 seine Angaben über die Steuerabgaben der christlichen Bevölkerung im Osmanischen Reich: die Kopfsteuer, die von den arbeitsfähigen männlichen Nichtmuslimen zu entrichten war, hieß *cizye*, während *haraç* die Personensteuer war, die die nicht-muslimischen „Schutzbefohlenen“ (*zimmi*) zu entrichten hatten. Wenn er auf S. 39 schreibt, daß es *Mehmed II.* durch die Ernennung von *Gennadios Scholarios* zum Patriarchen gelang, die Anhänger der beiden Kirchen noch mehr einander zu entfremden und die Wahrscheinlichkeit der Annäherung und Vereinigung auf ein äußerst geringes Maß zu reduzieren, dann übersieht er völlig, daß die Union, wie sie den Orthodoxen in Ferrara-Florenz diktiert wurde, unter dem Kirchenvolk und in überwältigender Mehrheit auch beim Klerus nie populär war, weshalb es für *Mehmed* hier keinerlei besonderer Anstrengungen bedurfte, die Abneigung gegen eine „Vereinigung“ der Kirchen zu schüren. Es gab vielmehr eine ganze Reihe von politischen, administrativen und wirtschaftlichen Gründen für diesen Akt des Sultans, wie es G. Hering in seinem Aufsatz „Das Islamische Recht und die Investitur des Gennadios Scholarios (1454)“, *Balkan Studies* 2 (1961), S. 231—256, gezeigt hat.

Was seine Bemerkungen über die moralische Krise der Kirche während der Turkokratie (S. 39) angeht, so läßt sich diese noch nicht auf das 15. Jahrhundert vorverlegen, wie der Verf. generell dazu tendiert, die langdauernde Periode des Verfalls des Osmanischen Reiches bereits für die früheren Jahrhunderte festzustellen und so spätere Zustände als typisch für die ganze Zeit erscheinen läßt. Im übrigen kann man die negativen Erscheinungen in der orthodoxen Kirche nicht losgelöst von dem generellen Phänomen der Käuflichkeit der Ämter und Günstlingswirtschaft im gesamten osmanischen Beamtenapparat sehen: das Amt des Großvezirs wechselte im 17. Jahrhundert weitaus häufiger als das des Ökumenischen Patriarchen seinen Besitzer. Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, Rußland hätte zum Jurisdiktionsbereich des Ökumenischen Patriarchats gehört (S. 40): lediglich für die zu Polen-Litauen gehörenden Gebiete im Süden und Westen traf dies zu, Moskau hatte sich nach der Union von Ferrara-Florenz für autokephal erklärt und seine Metropolen selbst gewählt. Daß der Verf. (auf S. 46) die Arbeiten Louis Bréhiers „kürzliche Forschungen“ nennt, läßt einen doch etwas stutzen. Immerhin ist Louis Bréhier 1951 gestorben. Noch mehr frappiert es aber, wenn (S. 59) die Kretische Schule ans Ende des 13. Jahrhunderts verlegt wird.

Auf den Seiten 63 ff. beschäftigt er sich kurz mit den Beziehungen zu Moskau in jener Zeit, die er mit der Heirat *Ivans III.* mit *Sofia-Zoi Palaiologina* ihren Ausgangspunkt nehmen läßt, und in deren Gefolge Moskau auch den byzantinischen Doppeladler als heraldisches Symbol übernommen haben soll. Diese Übernahme erfolgte aber, wie G. Aleph gezeigt hat, nach dem habsburgischen Vorbild! Auch ist es nicht haltbar (selbst wenn der Verf. dies auf S. 82 wiederholt), den Anfang nachbyzantinischer russisch-griechischer

Beziehungen gerade mit dieser Heirat beginnen zu lassen. Intensivere griechisch-russische Beziehungen entfalten sich erst nach der Gründung des Moskauer Patriarchats 1589 durch den Ökumenischen Patriarchen *Ieremias II.* bzw. nach der Zeit der *Smuta*. Was seine Anmerkungen über die Befreiungsprojekte anbetrifft, so zeigt sich hier, wie bereits in vorhergehenden Abschnitten, eine gewisse Naivität gegenüber der Rolle, die die westeuropäischen Staaten in jener Zeit gespielt hatten, und vor allem eine Überschätzung der militärischen und politischen Möglichkeiten jener Zeit (hier wäre ein Blick in P. Bartls „Der Westbalkan zwischen Spanischer Monarchie und Osmanischem Reich“ nützlich gewesen). Unter dem „ξανθὸν γένος“ (S. 64) verstand man nicht von Anfang an die Russen, sondern ursprünglich (seit dem 12. Jahrhundert) die „Franken“, bevor sich die Identifizierung dieses „blonden Volks“ auf die Russen verlagerte. Während Vakalopoulos aber die Projekte des 16. Jahrhunderts, die mit Westeuropa verbunden waren, ausführlich wiedergibt, erwähnt er die engen russisch-griechischen Beziehungen des 17. Jahrhunderts und die Bemühungen diverser griechischer Patriarchen (wie *Paisios* von Jerusalem, *Athanasios Patelaros*, *Dositheos Notaras*) um die Befreiung ihrer Heimat durch die Russen mit keinem Wort.

Völlig falsch ist (S. 72) seine Behauptung, *Luthers* Bemühungen, sich in die Lehre der östlichen Kirche zu vertiefen, hätten ihn der Orthodoxie sehr nahe gebracht. *Luther* hat sich zwar der orthodoxen Kirche und ihrer Ablehnung des päpstlichen Primats als Argument in seiner Auseinandersetzung mit Rom bedient, sich aber sonst kaum für die orthodoxe Kirche interessiert.

Der Fehler und falschen Angaben für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert sind leider mehr, als hier angeführt werden können; zuverlässiger wird der Verf. allerdings, wenn er sich in seiner eigentlichen Domäne, dem 19. und 20. Jahrhundert, bewegt. Hier macht sich aber eine andere Schwäche der Darstellung bemerkbar: während er zuvor bemüht war, in großen Linien die Strukturen darzustellen, wechselt er nun zu einer rein ereignisgeschichtlichen Darstellung ohne analytische und strukturgeschichtliche Dimension über. Die der Erringung der nationalen Unabhängigkeit vorausgehenden Ereignisse, Personen und Institutionen werden dabei einzig unter dem Aspekt betrachtet, inwiefern sie zur späteren Verwirklichung dieses Ziels beigetragen haben. Daß dies kein angemessenes Kriterium zur Beurteilung der geistes- und kulturgeschichtlichen Kontroversen ist, liegt auf der Hand. So wird er z. B. in keinsten Weise der Auseinandersetzung zwischen den Athosmönchen und *Evgenios Voulgaris* bei dessen Lehrtätigkeit auf der Athos-Schule gerecht, weil er die eigentliche Problematik, den essentiellen Gegensatz zwischen dem von der westeuropäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts geprägten *Voulgaris* und den der orthodoxen Tradition treu ergebenden Mönchen, nicht erfaßt, wie er auch zuvor die Differenzen zwischen Unionsfreunden und Orthodoxen im Grunde nicht verstanden zu haben scheint. Ebenso speiste sich der Widerstand des orthodoxen Klerus gegen die Aufklärung und die von ihr beeinflussten nationalen Strömungen nicht aus einer reaktionären Loyalität zum Osmanischen Reich, sondern vielmehr aus der Sorge um die religiös-kulturelle Identität des Griechentums, denn sonst hätte kaum ein Geistlicher, geschweige denn ein Bischof, später den Aufstand gegen die Türken unterstützt. Alle diese Aspekte, die sich bis in die ersten Jahrzehnte des neugegründeten grie-

chischen Staates hinziehen und im Prinzip die Dichotomie der neugriechischen Identität und Kultur bis heute bedingen, werden bei dieser eindimensionalen Sicht der Dinge ausgeblendet.

Ein weiteres Manko des Buches ist seine auf einem einseitigen nationalen Standpunkt basierende Tendenz. Das Vorwort, dem man die turbulenten politischen Verhältnisse während seiner Niederschrift im Sommer 1989 anmerkt und in dem der Verfasser zur Überwindung der politischen Krise des Landes eine „nationale Politik“ empfiehlt, macht dies von Anfang an deutlich. Es beginnt bereits auf S. 24, wenn er, wie bereits erwähnt, die Aromunen als latinisierte Griechen bezeichnet. Später wird die keineswegs nur segensreiche Rolle der Griechen in den rumänischen Fürstentümern und Bulgarien (S. 91) recht verklärt dargestellt.

Am problematischsten wird sein einseitiger Standpunkt aber bei seinem Lieblingsthema, der makedonischen Frage: die slavischsprachige Bevölkerung wird von ihm zu einem Gutteil zu slavisierten Griechen erklärt, die auf den gewaltsamen Druck des bulgarischen Exarchats (dabei spricht er auf S. 252 bereits für die Jahre 1866—1869 von einer Abspaltung der bulgarischen Exarchisten im nördlichen Bereich Makedoniens vom Ökumenischen Patriarchat, obwohl die Gründung des Exarchats erst 1870 erfolgte!) hin sich der bulgarischen Seite angeschlossen hätten. Dabei übergeht er die Gräzialisierungsbestrebungen des Patriarchats unter der slavischsprachigen Bevölkerung bzw. lobt an anderer Stelle gar die Gräzisierung nichtgriechischer Bevölkerungsteile, wie der Slaven und Albaner im Inneren Griechenlands, als große kulturelle Leistung. Hier wird die äußerst komplizierte Lage in Makedonien unzulässig vereinfacht. Außerdem belegt er uns nicht, wie er das „griechische Bewußtsein“ jener Gruppen von slavisch-, albanisch- und rumänischsprachiger Bevölkerung belegen will, von dem er für bestimmte Bereiche Makedoniens überzeugt ist. Daß es dieses griechische Bewußtsein nichtgriechisch sprechender Bevölkerungsgruppen gegeben hat und bis heute in Griechenland gibt, ist nach Auffassung des Rez. zwar unbestreitbar, darf aber nicht so pauschal postuliert werden. Wenn Vakalopoulos dann in dem das Thema „Makedonische Frage“ abschließenden Kapitel (er widmet diesem Thema insgesamt mehr als hundert Seiten) die Auseinandersetzung um Makedonien bis in die Gegenwart hinein verlängert und sich auf die Polemik gegen die Existenz einer slavischsprechenden makedonischen Nation einläßt, wirkt dieser Abschnitt eher wie eine offiziöse Darstellung des griechischen Standpunkts zur makedonischen Frage. Darüber hinaus wird die historische Genese des Problems unübersichtlich und detailversessen beschrieben (ganze Seiten werden z. B. dafür verwandt, um aufzulisten, wo, wann und unter wessen Führung griechische Freischärlerverbände in Makedonien Kämpfe führten), eine Eigenheit, über die bereits P. Kouparanis in einer Rezension zweier Bücher des Verf.s zum Thema Makedonien geklagt hat. Auf diese Rezensionen in den *Südost-Forschungen* 47 (1988) sei hier auch für eine genauere Beschäftigung mit dieser Thematik verwiesen. Dort wird am Beispiel des legendären Kapetan *Kotas* auf die Schwierigkeit genauer Definitionen des nationalen Bewußtseins hingewiesen.

Insgesamt gesehen, hat man den Eindruck, daß das Buch in hastiger Eile aus früheren Veröffentlichungen des Autors zusammengestellt wurde, darauf

weist auch eine Bemerkung auf S. 374 hin, wenn auf etwas bereits im vorigen Kapitel Erwähntes verwiesen wird, an das sich der Leser nicht erinnern kann und deshalb unweigerlich fragt, ob der Verf. sich dabei nicht etwa auf ein anderes Buch bezieht. Dieser Eindruck ergibt sich auch aus den (allem Anschein nach Bänden der *Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους* entnommenen) Abbildungen und Karten, deren technische Qualität oft so schlecht ist, daß man fast nichts erkennen kann. Genauso ärgerlich ist die falsche Wiedergabe nichtgriechischer Namen bzw. mehrere Varianten ein und desselben Namens. So heißen die bulgarischen Brüder *Miladinov* einmal so und einmal *Mladenov*.

Alles in allem muß man sagen, daß man dem Buch in jeder Hinsicht eine größere Reifezeit und auch eine von Anfang an deutliche konzeptionelle Beschränkung auf das 19. und 20. Jahrhundert gewünscht hätte. An einer Überblicksdarstellung der neugriechischen Geschichte seit 1204 besteht seit dem Buch des Vaters des Verfassers vorerst kein Bedarf. Als ausführlichere Darstellung liegt die *Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους* vor. Dagegen wäre eine Überblicksdarstellung der Geschichte des modernen griechischen Staates in ungefähr dem Umfang, den das Buch von Vakalopoulos umfaßt — mit etwas gleichgewichtiger verteilten Inhalten, die der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, aber auch der fast völlig vernachlässigten Rolle der Kirche in jener Zeit mehr Rechnung tragen — vonnöten, wobei man mit 1940 enden, aber unter Umständen auch weiter, zum Beispiel bis 1974, gehen könnte. Vakalopoulos hätte dieses Buch schreiben können, wenn er sich mehr Zeit gelassen hätte.

Dossenheim

Ekkehard Kraft

Smetanin, V. A.: Vizantijskie obščestvo XIII—XV vekov po dannym epistolografii. Sverdlovsk: Izd. Ural'skogo universiteta 1987. 287 S. [Die byzantinische Gesellschaft des 13.—15. Jh. nach Hinweisen in der Epistolographie.]

Mit seinem 1970 in Sverdlovsk erschienenen (und leider wenig verbreiteten) Buch zur byzantinischen Epistolographie trat Smetanin erstmals mit einer wichtigen Monographie in Erscheinung. Während diese Darstellung fast ausschließlich der Theorie des Briefes gewidmet ist, befaßte er sich in der Folge in einzelnen Aufsätzen (überwiegend in der selten vorhandenen Reihe „*Antičnaja drevnost' i srednie veka*“) mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragen, vielfach ebenfalls auf der Basis der Briefliteratur.

In der vorliegenden Arbeit (welche als Publikation der Sverdlovsker Universität ebenfalls schwer erreichbar ist) wertet der Autor die gesamte spätbyzantinische Epistolographie im Hinblick auf Wirtschaft und Gesellschaft aus. Im ersten Kapitel geht er (unter dem etwas eigenartigen Titel „*Starke und schwache Seiten der spätbyzantinischen Epistolographie*“) typologisch auf allgemeine Charakteristika spätbyzantinischer Briefe ein, die sich m. E. allerdings von denen früherer Jahrhunderte nicht unterscheiden. Erwähnenswert ist (S. 27 ff.) die Zusammenstellung von 355 Briefautoren aus diesem Zeitraum, die vielfach allerdings nur indirekt und nicht durch erhaltene Briefe

bekannt sind. Die folgenden Kapitel werten Fakten aus dem wirtschaftlichen Leben aus (mit den Untertiteln: Handwerk, Gewerbe, Handel, Stadtentwicklung), behandeln die sozialen Gruppen und die „Entwicklung ideologisch-politischer Prinzipien der byzantinischen Gesellschaft“ (z. B. den Begriff der Ökumene, Vorstellungen über Heimat, Gesellschaft, Volk sowie die Kaiserideologie). Unter der Bezeichnung „Briefverkehr als Form des ideologischen Lebens der byzantinischen Gesellschaft vom 13.—15. Jh.“ verbergen sich zahlreiche realienkundliche Vorgänge (Bezeichnungen der Briefe, Schreibmaterial, Überbringer von Briefen). Das letzte Kapitel schließlich behandelt innenpolitische Vorgänge im Spiegel der Briefe, so Vordringen und Ansiedlung der Osmanen und die Einschätzung dieser Gefahren durch die Byzantiner. In einem Anhang werden 25 edierte Briefe übersetzt. Eine Literaturliste (mit 615 Titeln) schließt den Band ab. Es fehlt ein (gerade in dieser Monographie so wichtiger) Index, doch ist dem Rez. bekannt, daß sowjetische Verlage in jüngster Zeit gerade an dieser Stelle häufig mit Papier sparen!

Die Arbeit ist in erster Linie als eine unter bestimmten Gesichtspunkten geordnete Sammlung von Fakten zu betrachten. Man sollte deshalb auch die nicht seltenen Reminiszenzen an die offenbar unverwüstliche Trias *Marx*, *Engels* und *Lenin* großzügig vergessen, obwohl es (S. 24) schon recht anmaßend klingt, wenn man die „bürgerliche Byzantinistik“ der Ignoranz der Epistolographie zeilt und deren Studium alleine der sozialistischen Forschung zuschreibt. Viele Stellen werden (häufig mit lat. Transliteration des Griechischen) wörtlich übersetzt zitiert und mit den nötigen Belegen versehen, so daß eine Kontrolle (trotz des unbequemen Zitiersystems mit Nummern) möglich ist. Bisweilen werden auch Belege aus nichtepistolaren Quellen angeführt. Als eigentliche „Darstellung“ kann die Monographie nicht bezeichnet werden, da sie vielfach über einen aneinandergereihten Zettelkasten nicht hinauskommt.

Natürlich gibt es Briefe, etwa jene des *Demetrios Kydones*, die man gerne um ihrer selbst willen liest, aber durch viele quält man sich mühsam hinweg, bis man sozial- und wirtschaftsgeschichtlich Relevantes findet. Wir dürfen dem Verf. dankbar sein, daß er dem Historiker, sofern dieser des Russischen mächtig ist, diese Aufgabe weitgehend abgenommen hat.

Köln

Peter Schreiner

Banquiers, usuriers et paysans. Réseaux de crédit et stratégies du capital en Grèce 1780—1930. Red.: Georges B. Dertilis. Paris: Fondation des Treilles, Ed. La Découverte 1988. 321 S.

Der hier zu besprechende Band versammelt unter der Herausgeberschaft des Athener Historikers Georgios Dertilis eine Reihe von Aufsätzen und Einzelstudien, die sich alle mehr oder minder in den durch den Titel vorgegebenen Rahmen einfügen. Wie Dertilis in seiner Einleitung ausführt, entstanden diese Einzelstudien nicht als konkrete Auftragsarbeiten für die gemeinsame Veröffentlichung, sondern als unkoordinierte individuelle Forschun-

gen. Dies hätte eine gewisse Inkohärenz der einzelnen Beiträge mit sich bringen können, tatsächlich aber ergänzen sich die Beiträge gegenseitig zu einem abgerundeten Ensemble. Die Vielfalt der Methoden, untersuchten Themen und Aspekte verschafft dem Leser darüber hinaus ein facettenreiches Bild von einer Thematik, von der man angesichts der Fülle des vorhandenen und noch lange nicht ausgeschöpften Quellenmaterials nur sagen kann, daß die Forschung hierüber erst an ihrem Anfang steht, mit diesem Band aber Maßstäbe für zukünftige Studien gesetzt hat, die nur schwer zu überbieten sind.

Der Herausgeber skizziert in seinem einleitenden komprimierten Essay in brillanter Weise die Besonderheiten der griechischen Gesellschaft und Wirtschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, nicht zuletzt im Vergleich mit anderen mediterranen Gesellschaften. Das grundlegende Problem des modernen Griechentums besteht in der Dichotomie zwischen byzantinisch-orthodoxer Tradition auf der einen und der von der westlichen Aufklärung initiierten Rückwendung zur Antike und der Aufnahme des westeuropäischen Modernismus auf der anderen Seite, die bis heute keine befriedigende Synthese außer der synkretistischen Ideologie von der historischen Kontinuität des Griechentums gefunden hat. Ein beständiges Charakteristikum des neugriechischen Staates seit seiner Gründung sind die enorm hohen Rüstungsausgaben (die zwischen 1830 und 1913 ein Viertel bis ein Drittel des Budgets ausmachten, mit dem Schuldendienst sogar über die Hälfte), zu denen die irredentistische Stimmung den Staat zwang, der zu einem chronischen Haushaltsdefizit und einer hieraus resultierenden hohen Staatsverschuldung führte (ein, allerdings nun aus anderen Gründen, bis heute anhaltendes Phänomen: unter den NATO-Staaten hat Griechenland einen der höchsten Militäretats).

Ein weiteres beständiges Kennzeichen ist das Verhältnis zwischen „armem“ Mutterland und „reicher“ Diaspora, das bis heute erhalten geblieben ist, auch wenn die Diaspora natürlich nicht mehr in Konstantinopel und Alexandria, sondern in den USA, Australien oder Westeuropa zu finden ist. Für die griechischen Unternehmer der Diaspora galt das Mutterland lediglich als sekundärer Markt, den sie lokalen Unternehmern überließen und in den sie wenig investierten. Wie nirgendwo sonst in Europa herrschte in Griechenland ein Gleichgewicht der sozialen Kräfte, das nur zwischen 1925 und 1974 nicht bestand. Die relativ rasche Einführung des allgemeinen Wahlrechts hatte zur Entstehung eines Klientelsystems geführt, die Politiker brachten ihre Anhänger als Belohnung für ihre politische Treue im öffentlichen Sektor unter, der auf diese Weise in unglaublichem Maße aufgebläht wurde, auch dies ein bis heute bestehendes Phänomen im Lande.

Nach dieser Einführung in die Thematik beschäftigt sich Dertilis in seinem ausführlichen Beitrag (*Réseaux de crédit et stratégies du capital, XVIIIe—XXe siècle*) mit der Gesamtheit der Beziehungen zwischen den bäuerlichen Produzenten auf der einen und den Kapitalgebern, d. h. Kaufleuten und Geldverleihern, auf der anderen Seite. Die Abwesenheit einer alten, auf Landbesitz gestützten Aristokratie hatte es den Kaufleuten erlaubt, in der sozialen Hierarchie den ersten Platz einzunehmen. Im 19. Jahrhundert erhöhte sich der Kapitalbedarf durch die Bedürfnisse des neugegründeten Staates enorm, die Struktur des Kapitalangebots erfuhr durch die Gründung der National-

bank im Jahre 1841 eine bedeutende Veränderung. Dennoch hatten die alten Strukturen Bestand und die griechische Wirtschaft blieb bis ins 20. Jahrhundert hinein durch sie bestimmt.

Die Beziehungen des Dorfes zu den kreditgebenden Kaufleuten, zur Stadt, den Häfen und den ausländischen Importeuren werden von verschiedenen Beiträgen untersucht. Nikolaos Bakounakis (*La vigne et la ville: qui finance la culture?*) zeigt vor allem die Verbindungen zwischen dem Außenhandel und dem Weinbau, der hauptsächlichen Einkommensquelle der griechischen Landwirtschaft (Korinthen!) bis ins 20. Jahrhundert auf. Die Verbindung zwischen den agrarischen Regionen, der Stadt und dem Ausland wurde durch Handels- und Kreditnetze geschaffen. Laurence Fontaine (*La montagne et la ville: le crédit enchainé*) untersucht unter Zuhilfenahme anthropologischer Forschungsergebnisse und komparativer Methoden die Beziehungen zwischen den thessalischen Bergbauern und den Kaufleuten in den Städten.

Evgenia Bournova (*Le marchand et le village: le cas de Rapsani*) nähert sich derselben Frage vom Standpunkt des Kaufmanns aus: anhand der Rechnungsbücher der Kaufmannsfamilie *Karavasilis* in dem thessalischen Gebirgsdorf Rapsani verfolgt sie in einer faszinierenden Fallstudie die Entwicklung der Beziehungen zwischen der auch als Geldverleiher tätigen Kaufmannsfamilie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum 2. Weltkrieg und den Bauern und zeigt, wie diese Beziehungen und die dominierende Stellung des Kaufmanns durch die staatliche Errichtung einer Agrarbank im Jahre 1929 untergraben und schließlich zerstört wurde.

Der zweite Abschnitt des Bandes untersucht das Verhältnis des Kapitals zu industriellen Investitionen und die neuen Kreditbeziehungen, die hieraus resultieren, inwiefern sich also die Kapitalstrategien an die neuen Bedingungen, die durch die industrielle Revolution geschaffen worden waren, anpaßten. Titsa Kalogri (*Marchands, financiers et crédit industriel*) zeigt, daß die traditionellen Kapitalmarktteilnehmer sich nur sehr langsam an die neuen Bedingungen anpaßten. Während einer langen Periode investierten sie einen großen Teil des Gewinns wieder in ihr Geschäft und in Handelskredite, stimuliert durch die hohen Zinssätze, die sie dank der oligopolistischen Struktur dieses Bereichs bestimmen konnten. Industrieinvestitionen werden selten finanziert: bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bleibt man in dem autarken Kreislauf von Geschäft—Kredit—Geschäft. Anderweitige Investitionen beschränken sich auf relativ kleine, eher beliebig angelegte Summen.

Christina Agriantoni (*Investisseurs industriels et retard technologique*) untersucht das gleiche Problem vom Blickwinkel der griechischen Industriellen aus. Deren überwiegende Mehrzahl zeichnete sich während des gesamten 19. Jahrhunderts durch eine äußerst geringe technologische Innovationsfreudigkeit aus (ein besonders typisches Beispiel sind die Schiffswerften von Syros), eine konservative Verhaltensweise, die zwar die Risiken minderte, genau aber die Gewinne, und somit auch das Entwicklungspotential und die Attraktivität von Kapitalanlagen.

Wie Costas Costis (*Banque et industrie*) zeigt, ändert sich die vermeintliche Indifferenz der Banken gegenüber der Industrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, indem sie eine zögerliche und partielle Industrialisierung Griechenlands ermutigen. Obwohl im Prinzip konservativ eingestellt, erscheint

das Bankenkaptal in diesem Zusammenhang wie ein Innovator, indem es den *circulus vitiosus* Geschäft—Kredit—Geschäft der traditionellen Kreditstrukturen durchbricht und somit zur quantitativen und vor allem qualitativen Veränderung der griechischen Wirtschaft im Verlauf des 20. Jahrhunderts beiträgt.

Christos Chadziiossif (*Banques grecques et banques européennes: le point de vue d'Alexandrie*) widmet sich der Untersuchung des mediterranen Bankennetzes der griechischen Banken von Alexandria und ihren engen Verbindungen mit dem Netz von Galata in Istanbul. Es gelingt ihm ausgezeichnet, die vielfältige und übernationale Strategie des griechischen Kapitals in der Levante und sein taktisches Verhalten angesichts des Eindringens der europäischen Banken in die orientalischen Märkte darzustellen. Die internationale Spannweite dieser Kapitalnetze kann so mit den äußerst eingeschränkten Möglichkeiten verglichen werden, die die nationalen Märkte, insbesondere der griechische, boten.

G. Dertilis nimmt in seinem abschließenden Beitrag (*Les capitaux entre l'industrialisation et ses alternatives*) noch einmal die Athener Sichtweise ein, um in synthetischer Form die Schwierigkeiten der Industrialisierung, das zentrale Problem der griechischen Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert, zu untersuchen. Die potentiellen Unternehmer scheuten zu hohe Risiken und bevorzugten sichere, wenn auch bescheidenere Gewinne. Selbst als mit dem 20. Jahrhundert zögernd die Industrialisierung in Gang kam, stützten sich mehrere Industrien auf staatlichen Protektionismus und kurzfristige Gewinne. Außerdem bot die hohe Staatsverschuldung (sowohl in Griechenland als auch im Osmanischen Reich) andere, nicht minder gewinnbringende Anlagemöglichkeiten für Kapital, worin sich gerade eine weniger national als international ausgerichtete Einstellung des griechischen Kapitals zeigte. Die Voraussetzungen für eine Industrialisierung waren andere als in Westeuropa, das Bevölkerungswachstum wurde durch Auswanderung aufgefangen und zur Zeit der bescheidenen Anfänge einer nationalen Industrie war man mangels nationaler Arbeitskräfte gezwungen, Gastarbeiter in anderen Ländern anzuwerben (Albaner, Italiener, Spanier). Die soziale Lage der Bauern war weit aus besser als in anderen europäischen Ländern, was gerade verhinderte, daß es zu einer Industrialisierung nach westeuropäischem Muster kam, denn es gab kein „Proletariat“ im eigentlichen Sinne, das bereit war, zu einem niedrigen Lohn in den Fabriken zu arbeiten.

Trotz der Vielfalt der Blickpunkte und Arbeitsweisen unterscheiden sich die diversen Beiträge in ihrer hervorragenden Qualität nicht voneinander. Ausgewählte Statistiken, die zum Teil auf veröffentlichtem Material (statistische Jahrbücher), zum Teil auf eigenen Forschungen in Archiven beruhen, ergänzen und erläutern die Ausführungen. Die klare Sprache, die, wie in französischen Publikationen üblich, die Ausführungen nicht nur für ein Fachpublikum verständlich machen, läßt die Lektüre über den Informationsgewinn hinaus zu einem Genuß werden. Die Methodenkombination und die intellektuelle Brillanz und Stringenz, die alle Beiträge, insbesondere aber diejenigen des Herausgebers auszeichnen, machen den Band zu einem Meilenstein nicht nur der neugriechischen Wirtschafts- und Sozial-, sondern auch der Mentalitätsgeschichte. Er zeigt die historischen Wurzeln der gegen-

wärtigen Krise des Landes auf und ist deshalb weit über den engeren Fachkreis hinaus unerläßlich für alle, die sich mit Griechenland beschäftigen.

Dossenheim

Ekkehard Kraft

Enepekidis, Polychronis K., Ἐνεπεκίδης, Πολυχρόνης Κ.: Τραπεζούντα — Κωνσταντινούπολη — Σμύρνη 1800—1923. Τρία κέντρα τοῦ μικρασιατικοῦ Ἑλληνισμοῦ. Γερμανοί, Αὐστριακοί καὶ Ἑλβετοὶ πολιτικοί, διπλωμάτες, λόγιοι καὶ συγγραφεῖς γράφουν γιὰ τὴν ἀνθιση καὶ τὴν καταστροφή πόλεων τοῦ Μικρασιατικοῦ Ἑλληνισμοῦ. Μὲ γραβοῦρες καὶ εἰκόνες τῆς ἐποχῆς. Ἀθήνα: Ἐκδ. Ὁκεανίδα 1989. 385 S. (Ξενόγλωσσες πηγές καὶ ἔρευνες γιὰ τὴν ἱστορία τοῦ μικρασιατικοῦ Ἑλληνισμοῦ. 1.) [Trapezunt, Konstantinopel, Smyrna 1800—1923. Drei Zentren des kleinasiatischen Griechentums. Deutsche, österreichische und Schweizer Politiker, Diplomaten, Gelehrte und Schriftsteller berichten über Blüte und Untergang der griechischen Städte Kleinasien. Mit zeitgenössischen Stichen und Illustrationen.]

Mit dem vorliegenden, hier zu rezensierenden Buch hat der emeritierte Wiener Neogräzist Polychronis Enepekidis eine neue Reihe von Quellen zur neugriechischen Geschichte begonnen. Der Rezensent muß allerdings gleich zu Anfang bekennen, daß sich bei der Lektüre ein äußerst zwiespältiger Eindruck bei ihm eingestellt hat: welche Intention hatte Enepekidis bei der Herausgabe dieses Buches? Wollte er eine unterhaltsame Anthologie deutschsprachiger Reiseliteratur zu den drei oben genannten kleinasiatischen Städten herausgeben oder eine Sammlung von fremdsprachigen Quellen für die weitere Erforschung dieser drei „Zentren des kleinasiatischen Griechentums“? Nimmt man das erstere an, dann kann man nur lobend sagen, daß er sein Ziel in vorzüglicher Weise erreicht hat, indem er einen vielfältigen Bilderbogen der verschiedensten Eindrücke darbietet und in souveräner Übersetzung (einige Stichprobenvergleiche mit dem deutschen Original zeigten, wie vorzüglich und elegant er die Berichte ins Griechische übersetzt hat) wiedergibt.

Dennoch bleibt dem Rez. der Eindruck, daß dies nicht der eigentliche Zweck der Bemühungen des Herausgebers gewesen sein kann, wie es auch der Titel der Reihe verrät. Die Absicht dürfte eher gewesen sein, einem wissenschaftlich interessierten griechischen Publikum, also insbesondere des Deutschen nicht mächtigen griechischen Historikern, Volkskundlern u. a., aufgrund der Sprachbarriere bislang nicht zugängliche Quellen zu erschließen. Hier ist nun zu bemerken, daß über das Griechentum in den drei genannten Städten, wie es der Titel verheißt, eigentlich nur in den Abschnitten über Trapezunt und Smyrna berichtet wird. Für Konstantinopel trifft dies nicht zu, sieht man von der Ausnahme *Zachariä von Lingenthal* ab; das Kapitel über diese Stadt ähnelt vielmehr einer der üblichen, mehr oder weniger literarischen Anthologien über die Stadt am Bosphorus, bei denen der Schwerpunkt auf der orientalischen Exotik liegt. Dies mag daran liegen, daß die in den Band aufgenommenen deutschsprachigen Reisenden den Griechen wenig Aufmerksamkeit widmeten (man hätte aber auch andere auswählen können, wie z. B. *Heinrich Gelzer*), der Abschnitt über Konstantinopel beschert

dem Leser jedenfalls nur wenige Informationen über die griechischen Einwohner dieser Stadt.

Ein weiteres Manko ist, daß der Herausgeber nur in den wenigsten Fällen exakt angibt, woher er die Quellenauszüge hat. Außerdem fehlt eine kritische Kommentierung fast völlig, was umso notwendiger wäre, als die Qualität der einzelnen Berichte sich voneinander stark unterscheidet. Insbesondere die äußerst oberflächlichen und touristischen Eindrücke des Journalisten *Paul Lindau* sowie die einseitigen Berichte des bayerischen Thronfolgers *Prinz Ruprecht* hätten eine ausführliche Kommentierung verdient. Nur einmal macht Enepekidis im Falle des Letztgenannten eine Ausnahme, wenn dieser (S. 310 ff.) bei seinen Ausführungen über die Armenier die von der türkischen Regierung organisierten Massaker an dieser Bevölkerungsgruppe aus Naivität oder Loyalität dem Bundesgenossen gegenüber verschweigt.

Im Abschnitt über Smyrna häufen sich dann (aus Unachtsamkeit erfolgte?) zahlreiche Wiederholungen ein und desselben Textes unter einer anderen Überschrift. So finden wir auf S. 326 unter dem Titel „Die Schönheit der Smyrnäerin“ einen Text von *Paul Lindau*, der uns bereits auf S. 303 f. als „Sehr lebhaftes gesellschaftliches Leben“ begegnet ist. Ebenso wird auf S. 329 ein Text von S. 281 f. wiederholt, auf S. 330 einer von S. 284 f., S. 335 f. von S. 283 f. Von wem der Text des Kapitels 38 ist, muß der Leser raten, einiges deutet auf *Paul Lindau* hin. Kapitel 32 mit der Überschrift „Smyrna 1900—1922“ beginnt mit einem Text des Fürsten von *Pückler-Muskau*, der die Stadt im Januar 1839 bereiste. Auf S. 281 f. fragt man sich, wieso *Konstantinos Koumas* (als Grieche) in einen Band aufgenommen wird, der Texte deutschsprachiger Autoren enthält. Vielleicht, weil der Adressat seines Briefes ein Deutscher war? Der Auszug findet sich im übrigen erneut auf S. 329, angeblich nun in voller Länge, wie uns der Herausgeber auf S. 281 versichert, der Leser kommt allerdings nicht umhin festzustellen, daß es sich um haargenau denselben Textauszug handelt. Auf S. 288 f. fehlt völlig die Herkunftsangabe für den kurzen Text des ungarischen Bischofs *Mislin* (der von Enepekidis der Einfachheit halber Bischof von Ungarn genannt wird, obwohl es dort noch andere katholische Bischöfe gegeben haben dürfte!). Was sollen auf S. 222 die Anekdoten über den Münchner Mediziner *Pettenkofer*, der mit dem Osmanischen Reich in keinerlei Beziehung stand?

Ebenso verwirrt den Leser, daß bei den verschiedenen Tafeln und Bildern im Text der Herkunftsort nur sporadisch vermerkt ist, man hier, genauso wie bei den anderen Quellenangaben, von der Laune des Herausgebers abhängig ist. Diese Beobachtung verstärkt beim Leser jedenfalls den Eindruck, daß die Übersetzungen die Frucht eines langjährigen Hobbys des Herausgebers sind (auf das er sich, das muß erneut gesagt werden, hervorragend versteht), die nun hastig für die Veröffentlichung zusammengestellt und auf den Büchermarkt geworfen wurden. Gegen eine solche Sammlung von Reiseberichten als eine Art „literarisches Sachbuch“ für den griechischen Buchmarkt ist an sich nichts zu sagen. Störend wirkt dagegen der Titel der neueröffneten Reihe, die der Herausgeber wahrscheinlich, wie seine zahlreichen anderen Quellenreihen, ebenfalls wieder im Alleingang bestreiten wird, und der wissenschaftlichen Anspruch als „Quellen und Studien“ erhebt. Derartig präsentierte Texte sind keine Quellen und von Studien kann schon gar keine Rede

sein, es sei denn, man betrachtet die auszugsweise Übersetzung von *Fallme-rayers* „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt“ als solche. Eine Reihe, die sich der Geschichte des kleinasiatischen Griechentums widmet, wie z. B. der drei genannten urbanen Zentren, wäre mehr als notwendig. Enepekidis ist auf diesem Gebiet einer der Berufensten, gerade weil er die Quellen kennt. Es ist deshalb nicht gerade angebracht, seine Zeit mit der Übersetzung und Veröffentlichung eher zweitrangiger Reiseliteratur (ernstzunehmendere Autoren wie *Zachariä von Lingenthal* oder *Krumbacher* werden nur mit einigen knappen Textauszügen berücksichtigt) zu verbringen, als seine Energie dem Gebiet jener Desiderate zu widmen.

Dossenheim

Ekkehard Kraft

Kalliataki-Mertikopoulou, Kallia, Καλλιατάκη-Μερτικοπούλου, Κάλλια: Ελληνικός Αλυτρωτισμός και Οθωμανικές Μεταρρυθμίσεις. Η περίπτωση της Κρήτης, 1868—1877. Αθήνα: Ι. Δ. Κολλάρου 1988. 414 p. (Ελληνική Κοινωνία. 6.) [Greek irredentisme and ottoman reforms. The case of Crete, 1868—1877.]

The present publication offers a comprehensive and precise image of the socio-economic conditions which prevailed in Crete during the period between 1868—1877. It brings rich new elements to this intra-revolutionary phase of the island's history and underlines the interaction between the material misery, the ill administration and the new outburst in the Balkans, which unavoidably led to the new insurrection in Crete, in 1878.

These two date-limits, hence, have not been chosen fortuitously: 1868 marks the introduction of the new “Organic Statute” by the grand visir *Ali* himself, as a consequence of the revolt of 1866. 1877 indicates the end of this rather quiet decade; at the beginning of 1878 a new revolt marks once again the turbulent course of the history of Crete towards independence.

The new statute replaced in Crete the *Hatti Humayun*, applied since 1856. It aimed mainly at ending the rebellion and restoring peace on the island. The “Organic Statute” stipulated a number of important innovations; one among them was the participation in the provincial governing bodies of representatives of both christian and muslim communities. The new stipulations constituted the last limit of the possible ottoman concessions. Nevertheless the statute had a taste of “deja vu” as its conception reminded the Organic Law of Lebanon (1861) and the Law of the Vilaets of 1864. The new administrative measures, though, did not lull the christians. As the author notices these concessions, eventually, came too late and were inadequate. In fact from 1867 onwards the ideological dimension of statehood, gained stronger impetus; up to then the pressure created by the religious differences between the two communities constituted the main ingredient of the causes of the insurrections in Crete.

One of the merits of the new publication by Mrs Kalliataki is that she does not focus on periods of crisis or on the revolts themselves. She casts ample light, in a meticulous and systematic way, on the deep social, material and

economic reasons which, after the insurrection of 1866, led to the new revolt of 1878.

Mrs Kalliataki by her pertinent observations delineates the general pattern of the ottoman authorities' attitude, which finally nurtured the secessionist tendencies of the christian population in Crete: the relationship between the broader program of reforms aiming at modernising the empire and the local reforms introduced in the island; the result of the inherent clash of those who wanted to apply the reforms and those who were against; finally, the dynamics generated by the application or the non-application of the stipulations of the "Organic Statute".

The year-by-year data which are collected from a variety of bibliographical sources, help the reader feel the pulse of the cretan society, both christian and muslim, rural and urban, during that period. The details concerning the ways and means through which the authorities tried to circumvent the stipulations of the statute, constitute valuable testimony. It must be stressed that the aim of this research is not the diplomatic history of this period; its optical angle is the purely internal evolution, influenced, needless to say, by the attitude of the turkish authorities.

The study probes deeply the situation in Crete from three complementary aspects: as a province of the Ottoman empire which has followed a special historical course. In relationship to Greece, and more precisely to the attitude of the greek governments and the greek society towards the nationalistic endeavours of the cretans. Last but not least, as a region of strategic importance, for both the Porte and the big powers, though being almost continuously under the stress of revolutionary tensions. Thus the analysis of this period covers the local socio-economic history of the island, the cretan question per se, as well as its dimension as a phase of the Eastern Question.

The material of the book is reasonably divided into 4 parts. The first two constitute, essentially, an introduction, particularly enlightening of the socio-economic conditions prevailing before and during the revolt of 1866—1869; it also analyses the elements of the "Organic Statute".

The third chapter reviews the implementation of the statute until 1875. While bringing forward eloquent details concerning the conditions of the rural and urban societies, the author does not leave any shadow as to the latent desire of the turkish officials, with scarce exceptions, to see the least possible of the rights granted to the christians being sincerely applied. The exigent administration along with harsh fiscal measures exacerbated the christians, who for a number of years faced catastrophic crop harvests. At the same time the right to self-administration through the general assembly gathering representatives from both communities, was being gradually emasculated. Thus, while the christian population became more and more frustrated from the curtailment of their rights, the new eastern crisis of 1875—78 arose.

The last chapter dealing with the international situation after 1875 and its repercussions on the island underlines this obnoxious coincidence for the Porte. Mrs Kalliataki uses often quotations from reports of the foreign consuls in Crete, to show their feelings on the inescapable direction of the events, their role to diffuse the tension, but also the affiliation of the christians to one or another big power — mainly England and Russia. New efforts to amend the

“Organic Statute” failed, while another clash became prominent, i. e. whether this statute was to prevail in Crete’s administration or the new ottoman constitution of 1876.

In fact, when the balkan crisis broke out, the situation on the island was ripe for another revolutionary round, despite the cautious if not peaceful, once again, attitude of greek authorities to the nationalistic visions of the cretans.

Summing up the evolution of this decade, the author maintains that the hopes for integrating the two religious elements had quickly faded away for a number of reasons. The deep rooted turkish mentality along with the ill-conceived administrative methods, as well as the stronger secessionist tendencies of the christian population were of nature to undermine any effort for their mutual understanding. In addition, the very critical economic conditions which had not improved after the 1866 revolution, weighed heavily on the rural christian society. At the same time the christian cretans, according to the author, had made considerable progress towards political maturity, using even new ways of collective popular pressure, the demonstrations. This new social element grew step by step through that period, and took shape in a dynamic vigour towards 1877. The christians had learned to act and react more systematically. Along with the traditional local leadership new strong impulses came from those who had fled earlier the island and made university studies in Greece and whose role acquired prominence.

This study is the first to cover in such extensive and thorough way this period, bringing ample new elements for the inter-revolutionary years between 1868—1878. It constitutes a valuable reading for anyone dealing not only with the history of Crete, but also with the process of the dissolution of the Ottoman empire, in more general terms.

Warschau/Athen

Costis J. Ailianos

Ailianos, Konstantinos I., Αιλιανός, Κωνσταντίνος Ι.: *Η Αυστρο-Ουγγαρία και η προσάρτηση της Θεσσαλίας και της Ηπείρου, 1878—1881.* Θεσσαλονίκη: Institute for Balkan Studies 1988. 235 p. (Ίδρυμα Μελετών Χερσονήσου του Αίμου. 218.) [Austria-Hungary and the annexation of Thessaly and Epirus, 1878—1881.]

In the repertoire of works on Modern Greek history, few studies trace the course of Hellenic expansion during the latter-half of the nineteenth century. Fortunately for historians, Konstantine Ailianos has produced a specialized work that relates the expansion of the Greek state with the Hellenic acquisition of both Epirus and Thessaly in 1881. Of course, as the main thesis of his work illustrates, this opportune enlargement of the Hellenic-Ottoman frontier could not have occurred without the instrumental assistance of Austria-Hungary.

With the conclusion of the Russo-Ottoman War of 1877/78, the European states sought to limit the influence of the Russian government among the emerging, independent states of the Balkans. Acting in his self-appointed role as an ‘honest broker’, Prince *Otto von Bismarck* — the German prime minis-

ter — assembled an European congress at Berlin during the summer of 1878, when the political fate of the remaining Balkan territories of the Ottoman Empire was decided. Like the earlier precedent set in Vienna during 1814/15, the Congress of Berlin sought to readjust the territorial map of Europe, particularly in the Balkans, to maintain the political status quo. The European states had greatly been disturbed by the return of a Russian army to Eastern Europe, and they hoped to counter the growing influence of Pan-Slavism among the Balkan states. One solution to this latter problem involved the fulfillment of Hellenic aspirations to enlarge the current frontiers of the Greek state with the annexation of former Byzantine lands where both the Greek language was spoken and the Orthodox religion prevailed among the indigenous population. This particular concept, known historically as the *Megali Idea*, would counter the growing influence of Pan-Slavism in these same regions. Although this particular strategy did not appeal to all the European powers, the enlargement of the Greek state was a preferable alternative to the occasional appearance of a Russian army before the ancient walls of Constantinople, thus preserving the nominal control of the Ottoman government, known also as the 'Porte', over its European domains against any violent disruptions which the Russian government could make militarily.

Although beset with its own problems of restless minorities in its own domains, the Austrian government preferred this solution to the changing balance of political power in the Balkans. In 1867, the Austrian government had reorganized its political framework to share power with its Hungarian population, and after emerging resultantly as the Dual Monarchy, it next directed its political and economic policies on the Balkans. During the Congress of Berlin, the Austrian government assumed nominal control over the Ottoman provinces of Bosnia and Herzegovina, and as related by the author, it also became the chief proponent of Hellenic expansion into the neighbouring provinces of the Ottoman Empire. From 1878 until 1881, the Austrian foreign ministry — directed in successive years by Count *Julius Andrassy*, Baron *Heinrich-Karl Haymerle*, and Count *Gustav Kalnoky* — supported the diplomatic proposal to expand the frontiers of the Greek state, and with the assistance of Count *Friedrich Beust*, the Austrian ambassador in Paris, the Hellenic government finally received its first major territorial award from the European powers since the mediated conclusion of the War of Independence in 1831. Although this particular acquisition expediently fulfilled the concept of the *Megali Idea*, Ailianos relates that not all the European states readily agreed with the realignment of the frontiers between Greece and the Ottoman Empire, thus the effort to effect this transfer of territory originated largely from Vienna.

The author correctly notes that the Greek acquisition of both Epirus and Thessaly in 1881 was a direct result of *Realpolitik* during the years which immediately followed the Congress of Berlin. In an effort to emulate the diplomatic successes which the German government achieved under the political leadership of *Bismarck*, the Austrian government attempted to restrict the growth of Russian influence in the Balkans while simultaneously limiting the current expansion of the Balkan states at the expense of the Porte. Austrian strategic and economic interests in the Ottoman Empire were deemed impor-

tant enough by the statesmen in Vienna to merit the full diplomatic support of the Porte against its traditional enemies, and the diplomats of the Ballhausplatz, the Austrian foreign ministry, also looked upon the Mediterranean world as another area of their special concern. Along these latter lines, the Ballhausplatz concluded a security alliance for the Mediterranean status quo with both Great Britain and Italy, while it also concluded an agreement with both Germany and Russia to assure the status quo of Central Europe. At the same time, the Austrian government exerted its tacit control over Bosnia and Herzegovina, while also encouraging Hellenic claims to northern Greece. Basically, the author correctly notes that any further adjustment to the Balkan status quo would first require Austrian approval — even if both the British and French governments, who traditionally took a greater interest in Hellenic matters, were not necessarily anxious to encourage the enlargement of the Greek state. Nevertheless, the thirteenth protocol of the Treaty of Berlin (1878) allowed its European signatories, particularly the Dual Monarchy, to mediate an agreement between the Hellenic and Ottoman governments over the northern frontier in Greece. By 1880, diplomatic representatives of all the major European states were arranging the details of an agreement between Athens and Constantinople which awarded both Thessaly and Epirus to Greece. Russian influence was therefore excluded from two important regions of the Balkans.

As Ailianos succinctly relates in his study, the Austrian government had indeed recognised the political importance of the Greek state as a means to limit Russian influence in the Balkans. The expansionist policies of such Balkan states as Serbia and Bulgaria were now restricted on a temporary basis, while Ottoman rule was reasserted in such Balkan provinces as Macedonia and Albania. Sadly, as illustrated with its own subject minorities, the Dual Monarchy underestimated the nationalist aspirations of the Slavic communities for both political independence and territorial expansion. Nevertheless, the Ballhausplatz had achieved a major success by readjusting the Balkan status quo to suit its own interests, rather than those of the Russian government, and the diplomatic support of Great Britain, France, and Germany assured such success. After all, in the aftermath of the Russo-Ottoman conflict, both France and Germany embarked upon aggressive campaigns of colonial expansion, while the British government had directly annexed the island of Cyprus; at the same time, it denied Greece any political access to the island of Crete. It is generally along these latter lines that the author makes the only real shortcoming in his study by not fully realizing that the cordiality of Anglo-Austrian relations largely facilitated the Hellenic acquisition of territory in northern Greece, despite the intent of Whitehall to maintain the Mediterranean status quo. Indeed, it was the diplomatic support of the British government, under the political control of the Conservative Party, which greatly facilitated the Austrian strategy to enlarge the frontiers of the Greek state as a means to limit Russian influence in the Balkans.

Greece, as the author relates, maintained high expectations for territorial acquisitions at the Congress of Berlin. Sadly, especially in the light of its poor military record against the Ottoman army, the Greek government could not realistically expect to annex militarily entire regions already under the politi-

cal domination of the Porte; therefore, it basically depended upon the largesse of the European powers. Fortunately for the Greek government, the anti-Russian triumvirate of Great Britain, France, and Austria-Hungary was willing to entertain minor suggestions for Hellenic territorial expansion in northern Greece, and it was the efforts of the Ballhausplatz which Ailianos has narrated so well in his fine study. The author has painstakingly presented the chronicle of Austrian efforts in this particular issue arising from the Berlin congress, resulting in a competent monograph which provides a discussion on a relatively-obscure chapter in Modern Greek history. There is a basic understanding of European diplomacy and politics throughout this work, even if the author did not fully recognize that the aftermath of the Berlin Congress served as the foundation of the Triplice system that flourished under the direction of *Bismarck* for the following decade. Sadly for Greek scholars, the author does not elaborate upon the overall significance of the Treaty of Berlin (1878). Indeed, as written many decades ago in "A Generation of Materialism" by Carlton H. H. Hayes, the Congress of Berlin maintained peace among the European powers at the sole expense of the Ottoman Empire — Britain gained Cyprus, Russia annexed Bessarabia, Bosnia-Herzegovina was tacitly ceded to Austria-Hungary, and France annexed Tunisia. Indeed, the Ottoman government lost political control over one-half of its territorial domains in the aftermath of its war with Russia, while the expansionist designs of half a dozen Balkan states were simultaneously set in motion. To understand these political and diplomatic consequences is practically the only way to interpret the tragic events of those decades leading directly to the carnage of the first World War.

Seabrook, Maryland

W. D. Wrigley

Vakalopoulos, Konstantinos A., Βακαλόπουλος, Κωνσταντίνος Α.: Μακεδονικός αγώνας. Η ένοπλη φάση, 1904—1908. Πρόλογος: Douglas Dankin. Θεσσαλονίκη: Εκδ. Μανώλης Παρμπουνάκης 1987. 374 S. [Der makedonische Kampf. Die bewaffnete Phase, 1904—1908.]

Diese Arbeit von Vakalopoulos ist die Fortsetzung seines im Jahre 1986 erschienenen Buches „Makedonien am Vorabend des Kampfes um Makedonien (1894—1904)“ und behandelt ausschließlich die bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Bulgaren um und in Makedonien aufgrund der diplomatischen Akten des griechischen Außenministeriums und der Memoiren wichtiger griechischer Makedonien-Kämpfer.

Dem Verf. ging es vor allem darum, zu zeigen, daß der bewaffnete Kampf der Griechen um Makedonien defensiven Charakter hatte, da es sich um die Rettung der bedrängten griechischen Bevölkerung Makedoniens durch die bulgarischen Freischärler handelte (S. 37). Dadurch läßt sich auch das grausame Vorgehen der Griechen gegen die Bulgaren „entschuldigen“ (S. 125—129). In Details schildert Vakalopoulos Jahr für Jahr die wichtigen Kriegooperationen in West-, Zentral- und Ostmakedonien (S. 61—268), wobei er viele Informationen über Personen und Ortschaften gibt, die mit dem Kampf der Griechen um Makedonien verbunden sind. Der Autor sieht die Bedeutung

des griechischen Kampfes darin, daß er, wenn auch er nicht zur Befreiung Makedoniens führen konnte, die Positionen des Griechentums dort verstärken konnte (S. 39).

Der Erfolg der griechischen Kämpfer wird mit der Hilfestellung durch die einheimischen makedonischen Griechen, Walachen und Slawophone mit griechischem Nationalbewußtsein sowie mit der Schwäche der I.M.O.R.O. erklärt. Deswegen bemüht sich der Verf., wenn auch nicht immer in dem erwünschten Umfang, den koordinierten Kampf zwischen den Einheimischen und den aus Griechenland eingetroffenen irregulären Truppen herauszustellen. Die Schwäche der I.M.O.R.O. hätte jedoch ausführlicher und deutlicher behandelt werden sollen. Die nach dem Ilindenaufstand in den Reihen der I.M.O.R.O. eingetretene offene Spaltung und die heftigen Auseinandersetzungen über das weitere taktische Vorgehen sind ebenfalls von Bedeutung für die griechischen Historiker, weil dieser Sachverhalt unter anderem auch ein Beweis dafür ist, daß der I.M.O.R.O. in Süd-Makedonien eine tragfähige Basis in der Bevölkerung einschließlich weiterer Teile der Slawophone fehlte.

Aus griechischen Quellen, die Vakalopoulos heranzieht, wird die „internationalistische Gesinnung“ des linken Flügels der I.M.O.R.O. um *Sandanski* und *Černopeev*, die von der heutigen Historiographie der Skopje-Schule als Träger einer „makedonischen Ethnogenese“ und „als Verfechter eines autonomen Makedonien mit gleichberechtigten Beziehungen unter den Nationalitäten“ betrachtet werden, in Frage gestellt. Sie werden als Anführer von terroristischen Banden „entlarvt“, unter denen vor allem die griechische Bevölkerung in den Bezirken Serres und Strumica zu leiden hatte (S. 249—257).

Das Buch ist allgemeininformativ und für einen breiten Leserkreis gedacht, so daß der Verf. auf eine Konfrontation mit strittigen Fragen verzichtete. Auch die Quellen werden oft nicht entsprechend kommentiert. Um den Lesern die Notwendigkeit des Kampfes um Makedonien verständlicher zu machen, hätte der Verf. dem Wiederhall des Ilindenaufstandes sowohl in Makedonien als auch in Griechenland ein Kapitel widmen sollen. Auch zum Schluß wäre eine Auseinandersetzung mit dem Standpunkt der bulgarischen und der jugoslawischen Historiographie über den Kampf der Griechen um Makedonien wünschenswert.

München

Spyridon Sfetas

Vakalopoulos, Konstantinos A., Βακαλόπουλος, Κωνσταντίνος Α.: Νεοτούρκοι και Μακεδονία (1908—1912). Θεσσαλονίκη: Εκδοτικός οίκος Αδελφών Κυριακίδη 1988. 452 S. [Jungtürken und Makedonien (1908—1912).]

In diesem Werk unternimmt Vakalopoulos den Versuch, Aspekte des noch nicht ganz erforschten Themas „Jungtürken und Makedonien“ zu behandeln, wobei er besondere Aufmerksamkeit der Lage der griechischen Bevölkerung widmet. Das eigentliche Thema beginnt jedoch mit dem dritten Kapitel (S. 176). Die Kapitel I und II bieten einen geschichtlichen Überblick

über Makedonien ab 1830 unter besonderer Berücksichtigung des Griechentums.

Gestützt auf umfangreiches Archivmaterial verdeutlicht der Verfasser die bekannte These, daß das Regime der Jungtürken nicht die Voraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben zwischen den Völkern in Makedonien geschaffen hat, da sie sich, entgegen ihren Versprechungen, als extreme türkische Chauvinisten erwiesen. Die „militante“ Türkifizierungspolitik äußerte sich in der Majorisierung des osmanischen Parlaments durch die Moslems (S. 246), in der Ansiedlung zahlreicher Moslems in Makedonien (S. 289), in der Zwangsrekrutierung der Christen zugunsten des osmanischen Militärs und in der Zwangseingliederung des Bildungssystems der Christen in das Osmanische Bildungssystem. Auf anschauliche Weise schildert Vakalopoulos die Bemühungen der Jungtürken, die Christen gegeneinander auszuspielen und das Wiederaufleben der alten Leidenschaften und der bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Bulgaren zu begünstigen. Dies zeigte sich in der Regelung der Kirchen- und Schulenfrage in den gemischten Dörfern (S. 316). Den Doppelkampf des Griechentums in Makedonien, einerseits gegen das jungtürkische Regime, andererseits gegen die bulgarischen Freischärler, führt der Verfasser dem Leser in allen Einzelheiten vor Augen. Aber er weist darauf hin, daß auch das bulgarische Element von den Maßnahmen der Jungtürken schwer betroffen wurde, was schließlich zu einer griechisch-bulgarischen Annäherung und zum Ersten Balkankrieg führte.

Der Autor konzentriert sich hauptsächlich auf die Situation der Griechen in Makedonien während des jungtürkischen Regimes, so daß andere Probleme, die mit dem Komplex „Jungtürken und Makedonien“ zusammenhängen, nicht besprochen werden. Die Frage z. B. nach der Bedeutung des makedonischen (und des thrakischen) Raumes für die Jungtürken, wodurch ihre gewaltsame Türkifizierungspolitik und die Ablehnung einer autonomen Verwaltung Makedoniens zu erklären ist, wird nicht entsprechend kommentiert, obwohl die griechischen Quellen Anhaltspunkte dafür bieten (S. 212—213). Das Verhältnis der Jungtürken zum „linken“ Flügel der I. M. O. R. O. unter *Sandanski* kommt nicht klar zum Ausdruck, trotz der Hinweise, die sich hierzu in den griechischen Akten befinden. Die Haltung der Jungtürken zu der damaligen sozialistischen Bewegung in Makedonien nimmt die Aufmerksamkeit des Verfassers ebenfalls nicht in Anspruch. Auch den Beziehungen zwischen den Juden und den Jungtürken sollte ein breiter Raum gewidmet werden (S. 184).

Das Buch erschließt ein noch zu erforschendes Gebiet in der Geschichte Makedoniens in diesem wichtigen Zeitraum. Unterstellt man, der Verfasser wollte die Lage des Griechentums in dieser Zeit beschreiben, so hat er sein Ziel zum größten Teil erreicht. Was die oben angesprochenen Fragenkomplexe anbelangt, so besteht noch Bedarf an tiefergehender Forschung. Dazu müßten türkische und gegebenenfalls bulgarische Quellen herangezogen werden.

München

Spyridon Sfetas

Chatzidakis, Manolis, Χατζηδάκης, Μανόλης: Ἑλληνες ζωγράφοι μετὰ τὴν ἄλωση (1450—1830). Μὲ εἰσαγωγή στὴν ἱστορία τῆς ἐποχῆς. Τόμος 1. Ἀβέρκιος — Ἰωσήφ. Ἀθήνα 1987. 342 S., 204 Schwarzw.-Abb., 1 Farbtaf. (Κέντρο Νεοελληνικῶν Ἐρευνῶν. 33.) [Griechische Maler nach der Eroberung (1450—1830). Mit Einführung in die Geschichte der Zeit. Bd. 1. Aberkios — Ioseph.]

Beim Zentrum für Neugriechische Studien in Athen ist der erste Band des Kataloges der griechischen Maler aus der Zeit der osmanischen Herrschaft erschienen. Damit wird in verdienstvoller Weise das Lebenswerk von Manolis Chatzidakis der Öffentlichkeit übergeben, das mehr darstellt als nur ein Nachschlagewerk zur griechischen Kunstgeschichte. Es erweist sich darüber hinaus als aufschlußreicher Beitrag zur Erforschung der griechischen Geschichte überhaupt und speziell zur Erhellung der griechischen Gesellschaft unter der osmanischen Fremdherrschaft.

Das Werk umfaßt den Zeitraum von 1450 bis 1830. Nach der durchaus begründeten Ansicht des Autors werden damit zwei allgemeine Zäsuren zu- grundedelegt. Das trifft für den Beginn zu, wo mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 keinesfalls die künstlerische Entwicklung schlagartig abgebrochen war. Die Verlagerung der künstlerischen Tätigkeit nach Kreta und in die Randgebiete bedeutete im Gegenteil eher eine neue Phase, die durch die Begegnung und Durchdringung mit der venezianischen Kunst zu einer formalen und inhaltlichen Erweiterung führte. Ähnlich verhält es sich mit dem Ende des Abschnittes, wo mit der griechischen Revolution zwar nur ein Teil des Landes befreit, aber durch die Schutzmächte Griechenland zum souveränen Staat erklärt wurde und in der Folge unter dem bayerisch-klassizistischen Einfluß auch in der Kunst ein neuer Abschnitt begann.

In der Einleitung des Bandes vermittelt Chatzidakis ein lebendiges Bild von der mit dem Priester, Kunstfreund und Ikonensammler Sisilianos — also einem kunstinteressierten Laien — beginnenden Forschungsgeschichte, um aus den verständlichen Mängeln und Fehlern eines jungen, im Entstehen begriffenen Wissenschaftszweiges notwendige Schlußfolgerungen zu der Verbesserung und Verfeinerung der Arbeitsmethode zu ziehen. Dazu gehört beispielsweise, daß er nach seinen Worten bereits im Titel des Werkes bewußt nicht den Begriff „Hagiograph“ gebrauchte und diesen durch die wesentlich weiter gefaßte Bezeichnung „Maler“ ersetzte. Damit wird vermieden, daß Künstler, von denen nur weltliche Themen bekannt sind, in dem Katalog nicht erfaßt werden. Im Gegensatz zu engstirnigen und letztlich fruchtlosen national gebundenen Auffassungen, wie sie in den vergangenen Jahrzehnten z. B. von verschiedenen bulgarischen Kunsthistorikern — etwa bei der Beurteilung und Einordnung der kirchlichen Malereien in Arbanassi — vertreten wurden, lehnt Chatzidakis eine rassische, abstammungsmäßige Einordnung der erfaßten Künstler als sinnlos ab und will die Zuordnung „griechisch“ auf den durch die Inschriften und die künstlerische Formensprache belegten Kulturkreis beschränkt wissen.

Es versteht sich von selbst, daß eine Unmenge von Literatur bis zu lokalen Heimatblättern durchgearbeitet, in den Angaben kontrolliert, verglichen und auch ausgesondert werden mußte. Mannigfache Schwierigkeiten ergaben

sich dabei für die Arbeit. Sie reichen vom Erfassen und Einordnen von nur mit dem Vornamen überlieferten Künstlern bis zur Nachkontrolle der Signaturen — zumal manche der von Sisilianos genannten Ikonen heute verschwunden sind und auch sonst die eigentlich grundsätzliche Autopsie aus verschiedenen Gründen erstrebenswertes Fernziel ist. Ähnlich verhält es sich mit einer den heutigen Erfordernissen entsprechenden Foto-Dokumentation, bei der aus ebenfalls verständlichen Gründen z. T. auf älteres Bildmaterial zurückgegriffen werden mußte. Es spricht für den Autor, daß er auch die eigene jahrzehntelange Forschungsarbeit zusammen mit weiteren Mitarbeitern als Teil eines Entwicklungsprozesses sieht und neben der Möglichkeit der Gewinnung neuer Erkenntnisse die dadurch notwendige Korrektur seiner Arbeitsergebnisse einbezieht.

Als Grundlage für die Benützung des Kataloges — nicht nur als einfaches lexikalisches Nachschlagewerk, sondern als Voraussetzung für das Verständnis griechisch-postbyzantinischer Kunstgeschichte — schickt der Verfasser der Auflistung der Künstler eine allgemeine Einführung in die Geschichte der Malerei des von ihm bearbeiteten Zeitabschnittes voraus. Diese als Ergebnis jahrzehntelanger intensiver Beschäftigung mit dem Thema erarbeitete Zusammenfassung sieht dabei ebenso Tendenzen des künstlerisch-kulturellen Niederganges bereits vor der Zerstörung des byzantinischen Reiches, wie in der weiteren Entwicklung nach dem Fall von Konstantinopel zwischen der Herrschaft der Venezianer und der Osmanen mit den jeweils unterschiedlichen Auswirkungen auf Kunst und Kultur unterschieden wird.

So bestanden in den von den Venezianern beherrschten Gebieten für die dort lebenden Griechen günstige Bedingungen, die ihnen zusammen mit der wirtschaftlichen und beruflichen Gleichstellung die Erhaltung ihrer nationalen, religiösen und künstlerischen Tradition erlaubten und dazu befruchtende Anregungen gaben. Als Beispiel dafür verweist er auf die Blüte der kretischen Literatur, des Theaters, der Malerei und der Holzbildhauerei. Anders dagegen sieht er in den osmanisch besetzten Gebieten die Entfaltung der griechischen Literatur und Kunst behindert und bezeichnet es als charakteristisch, daß in keiner der größeren von den Osmanen eroberten Städte wie Konstantinopel, Thessaloniki, Adrianopel, Smyrna oder Iannina sich die religiöse Malerei entwickelte. Dabei nimmt nicht zuletzt infolge der unterschiedlichen Auftraggeber-Situation die Kunst in den osmanisch besetzten Gebieten volkstümliche Züge an, während im venezianischen Macht- und Einflußbereich ein bestimmtes Niveau künstlerischer Qualität gehalten wurde.

Die bei aller Knappheit komprimierte Betrachtungsweise des Autors setzt sich im folgenden ebenso mit den Kunstzentren in den Klöstern auf dem Athos, Meteora und außerhalb Griechenlands wie in Palästina auseinander, wie mit der allgemeinen Charakteristik der postbyzantinischen Kunst, der er einen ausgesprochen konservativen Charakter zuspricht. Als bekanntestes Beispiel verweist er dazu auf die „Anweisung der Malerei“ vom Anfang des 18. Jahrhunderts, wo als Vorbilder zum Studium der Werke von *Panselinos* aus dem 14. Jahrhundert und von *Theophanes dem Kreter* aus dem 16. Jahrhundert angegeben werden.

In dem Bemühen um eine Periodisierung geht Chatzidakis bei der Architektur von den geographischen Gegebenheiten aus, während er für die Male-

rei eine Einteilung analog den politischen Ereignissen vornimmt: 1. Abschnitt von der Eroberung Konstantinopels bis 1526 mit der Herausbildung der kretischen Schule, 2. Abschnitt von 1527 bis 1630 mit dem Auftauchen und der Vorherrschaft der kretischen Schule im epirotischen Griechenland, 3. Abschnitt von 1630 bis 1700 als der letzten Phase der kretischen Malerei, die mit dem Fall Heraklions 1669 ihre Ausstrahlung auf das gesamte griechische Gebiet verliert, und der damit verbundenen Herausbildung lokaler Werkstätten, 4. Abschnitt von 1700 bis 1830 mit der Entstehung und Verbreitung der Malerei im nördlichen Griechenland und dem Wiederaufleben künstlerischer Bewegungen auf dem Athos und in Attika. Entsprechend den unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedingungen wird die Wand- und Ikonenmalerei in getrennten Abschnitten behandelt.

Als ein wichtiger Beitrag zur gesamtbalcanischen Kunstgeschichte der postbyzantinischen Zeit erweist es sich, daß der Autor die Tätigkeit griechischer Künstler auch in den benachbarten Ländern Serbien, Makedonien, Bulgarien bis nach Rumänien in seine Untersuchung einbezieht.

Dem einführenden Text ist eine umfangreiche Bibliographie vorangestellt. Der Katalog der aufgenommenen Künstler ist im knappen lexikalischen Stil gestaltet. Neben den Angaben, die sich auf die Person des Malers, auf die Zeit und den Ort seines Wirkens beziehen, gibt ein Werkverzeichnis Auskunft über die signierten oder zugeschriebenen Werke, die dazu bibliographisch dokumentiert werden.

München

Friedbert Ficker

Panagiotakis, Nikolaos M., Παναγιωτάκης, Νικόλαος Μ.: Ὁ ποιητὴς τοῦ „Ἐρωτοκρίτου“ καὶ ἄλλα βενετοκρατικὰ μελετήματα. Heraklion 1989. 399 S., 11 Abb. auf Taf. (Βικελαία Βιβλιοθήκη, Φιλολογικὲς & ἱστορικὲς σπουδὲς. 8.) [Der Dichter des „Erotokritos“ und andere venetokretische Studien.]

Die von der Stadt Heraklion herausgegebene Studienreihe der „Vikelaia“-Bibliothek hat sich entschlossen, einen Großteil der kretologischen Studien des bekannten Mediävisten Nikolaos Panagiotakis in einem Band zusammenzustellen und (allerdings ohne Zusätze und Nachträge) wiederabzudrucken. Panagiotakis verfolgt, neben seinen byzantinischen Studien (Doktorarbeit über *Theodosios Diakonos* und das Gedicht über den Fall Kretas, Habilitationsschrift über *Leon Diakonos*), vor allem kulturhistorische, philologische und prosopographische Studien zu Kreta während der venezianischen Herrschaft, am hervorstechendsten vielleicht seine Monographie zur kretischen Jugendzeit von *Domenikos Theotokopoulos* (als Teil der Svoronos-Festschrift besprochen in *Südost-Forschungen* 46, 1987, S. 549—551; 1987 auch als eigenständige Publikation im Trochalia-Verlag erschienen), die ihn immer wieder in die Staatlichen Archive von Venedig und das Istituto ellenico di studi bizantini i postbizantini geführt haben, dessen Leiter und Nachfolger von M. I. Manousakas er kürzlich geworden ist. Aus seinem langjährigen Aufenthalt in der Serenissima und ihren Archiven verfügt der Verf. noch über eine Reihe von unveröffentlichten Informationen und Urkunden, wie die Akten eines Prozesses der Inquisition gegen drei Protestanten auf Kreta, die

Laufbahn des kretischen Musikers und Komponisten *Nikolaos Leontaritis*, der viele Jahre in Venedig gewirkt hat, aber auch bis Salzburg und München gekommen ist (seine Madrigale wurden 1984 in Kreta und Princeton uraufgeführt), aber auch kleinere Nachrichten von kulturhistorischem Wert, wie der venezianische Militärerlaß von 1583, wo Offiziere ihren Mannschaften nahelegen, nicht Karten, sondern Theater zu spielen, oder die Nachricht über Mönche, die zur Karnevalszeit heimlich das Kloster verlassen, um den Komödienvorstellungen in der Stadt beizuwohnen usw.

Viele der Arbeiten von Panagiotakis waren für die Forschungsgeschichte der kretologischen Studien zur Zeit der venezianischen Herrschaft wegweisend und sind, in ihren Konsequenzen, noch keineswegs abgeschlossen; das betrifft seine Beiträge zum Theaterwesen der Insel im Zusammenhang mit den Gelehrten- und Dichterakademien, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in allen größeren Städten entstanden sind, seine Studien zu Persönlichkeiten dieser Akademien, die endlich auch zur Identifizierung des Dichters des Versromans „Erotokritos“ führte, eine Studie, die zu einer weitläufigen Kontroverse Anlaß gegeben hat, seine Studien zur „giostra“ (das umfangreiche italienische Versgedicht, das die „bariera“ in Chania 1594 beschreibt, ist immer noch unveröffentlicht), seine kodikologischen (zum Marc.gr. IX.17 und seine Kopisten) und seine philologischen Arbeiten, sei es zu Epigrammen in Notariatsakten oder zu unbekanntem Dichtern und Übersetzern wie *Nikolaos Papadopoulos*, *Nikephoros Venetzas* und *Joseph Vartzelis*, seine Hypothese endlich zur Einführung des Theaters auf Kreta durch den lange Jahre am Hofe von Ferrara weilenden *Ioannis Kassimatis*.

Wie Stylianos Alexiou in einem einleitenden Vorwort dartut, sind manche dieser Studien, die von 1966 bis 1984 an verschiedenen Stellen erschienen sind, wegweisend gewesen. Der Band umfaßt freilich keineswegs alle kretischen Studien des Verf.s. Der Arbeitsstil braucht nicht mehr näher charakterisiert zu werden; dicht belegt, detailfreudig, in Bibliographie und unveröffentlichten Dokumenten von stupender Belesenheit, immer hart am Konkreten, ohne aber auch weiterreichender Hypothesenbildung abgeneigt zu sein. Die Forschungsarbeiten des Verf.s sind vielfach von Schülern und Mitarbeitern an den Universitäten von Ioannina und Kreta, aber auch in Venedig und anderswo weitergeführt worden. Insofern stellt der vorliegende Band auch ein Stück Forschungsgeschichte dar, als so manche dieser hier abgedruckten Studien, etwa die „Erotokritos“-Studie, die als Referat beim 4. Kretologischen Kongreß vorgetragen wurde, auslösende Funktion (in diesem Fall für eine weitreichende Kontroverse) gehabt hat.

In diesem Sinne ist es auch richtig, daß die einzelnen Studien in chronologischer Reihenfolge zum Abdruck kommen: zuerst die für die Rolle des kretischen Theaterlebens pionierhafte Studie zu den Akademien und ihren italienischen Vorbildern (*Ἱταλικὲς Ἀκαδημίαι καὶ θέατρο. Οἱ Stravaganti τοῦ Χάνδακα, θέατρο* 27/28, Athen 1966, S. 39—53), die mit *Pigafetta* eindrucksvoller Beschreibung der Vorstellung des „Ödipus rex“ im Teatro Olimpico in Vicenza 1585 einsetzt (S. 11—50); die Grundhypothese dieser Arbeit konnte in den darauffolgenden Studien verifiziert werden; es folgt die mit vielen Nachrichten zur Kulturgeschichte versehene Studie *Ἐρευναι ἐν Βενετία (Θησαυροίσματα*

5, Venedig 1968, S. 45—118, noch in der katharevusa verfaßt, hier S. 51—111), sodann die beiden Studien, die er zusammen mit dem englisch/australischen Neogräzisten Alfred Vincent verfaßt hat (Νέα στοιχεία για τὴν Ἀκαδημία τῶν Stravaganti, *Θησαυρίσματα* 7, 1970, S. 52—61, und Συμπληρωματικὰ περὶ Κονταράτων κ.ἄ., *ibidem* 8, 1971, S. 86—95), die den gleichen Weg verfolgen (S. 112—138 und 139—146); es folgt die kurze Studie zum kretischen Übersetzer des hagiographischen Romans „Βαρλαάμ καὶ Ἰωάσαφ“ (auch hier ist die angekündigte kritische Ausgabe noch nicht erschienen), *Nikephoros Venetzas* (*Ἐπετηρὶς Ἑταιρείας Βυζαντινῶν Σπουδῶν* 39/40, FS für N. V. Tomadakis, Athen 1972/73, S. 651—658), dann die weiteren Studien zu den Akademien und ihrer Tätigkeit, zu Gelehrten-Persönlichkeiten und zum inszenierten Turnierkampf; Ὁ Francesco Barozzi καὶ ἡ Ἀκαδημία τῶν Vivì τοῦ Ρεθύμνου (Πεπραγμένα τοῦ Δ' Διεθνoῦς Κρητολογικοῦ Συνεδρίου, Bd. II, Athen 1974, S. 232—251) und Ὁ ποιητὴς τῆς γκιόστρας τῶν Χανίων (1594) καὶ ἡ οἰκογένεια Zancarolo (*Λωδῶνη* 4, Ioannina 1975, S. 113—131, hier auf S. 154—173 und 174—192). Es folgt die kodikologische Studie zum Cod. sinaït. 1639 (Οἱ κρητικὲς ἐνθυμήσεις τοῦ Σιναϊτικοῦ κώδικα 1639, *Λωδῶνη* 5, 1976, S. 121—132, hier S. 193—204), eine Notiz zu einem Distichon der kretischen Komödie „Stathis“ (S. 205), die Studie zum kretischen Dichter *Nikolaos Papadopoulos* (Νικόλαος Παπαδόπουλος, Κρητικὸς στιχουργὸς τοῦ 16ου αἰῶνα στὴ Βενετία, *Θησαυρίσματα* 16, 1979, S. 113—153, hier S. 206—245), die interessante Studie zu *Vergil*-Versen und Versen aus der griechischen Anthologie, die in den Notariatsakten von Candia in den Staatlichen Archiven von Venedig zu finden sind, und aufschlußreiches Licht auf den Bildungsgrad der Notare und Rechtsanwälte Heraklions zur Zeit der Venezianerherrschaft werfen (*Βιργίλιος καὶ Ἑλληνικὴ Ἀνθολογία στὰ κατάστιχα δύο νοταρίων τοῦ Χάνδακα. Μνήμη Γεωργίου Ι. Κουρμούλη. Athen 1980, S. 1—10 des Separatums, hier S. 246—256).*

Es folgt dann die bekannte Studie zum Dichter des „*Erotokritos*“ (Ὁ ποιητὴς τοῦ „Ἐρωτοκρίτου“. Πεπραγμένα τοῦ Δ' Διεθνoῦς Κρητολογικοῦ Συνεδρίου. Bd. II, Athen 1981, S. 329—395); die Identifizierung des Dichters mit dem Bruder des Präsidenten der Akademie der „Stravaganti“ (gest. 1613) ist auf die vehemente Ablehnung von Sp. Evangelatos gestoßen, der eine spätere Datierung vertritt (vgl. vor allem: Πρὸς τὴν ἀλήθεια γιὰ τὸν Βιτσέντζο Κορνάρο. Athen 1985). St. Alexiu spricht sich im Vorwort vorbehaltlos für diese Identifizierung aus (hier abgedruckt S. 257—323). Darauf folgt die Studie zu *Ioannis Kassimatis*, der das Theater auf Kreta eingeführt haben könnte (Ὁ Ἰωάννης Κασσιμάτης καὶ τὸ Κρητικὸ Θέατρο, *Ἀριάδνη* 1, Rethymno 1982, S. 86—102, hier S. 324—340); er ist Neffe des bekannten Genfer Gelehrten *Francesco Porto*, über dessen protestantische Vergangenheit in Oberitalien Panagiotakis zusammen mit M. I. Manusakas eine ausführliche Studie veröffentlicht hat (Ἡ φιλομεταρρυθμιστικὴ δράση τοῦ Φραγκίσκου Πόρτου στὴ Μόδενα καὶ στὴ Φερράρα καὶ ἡ δίκη του ἀπὸ τὴν Ἱερὰ Ἐξέταση τῆς Βενετίας (1536—1559), *Θησαυρίσματα* 18, 1981, S. 7—118); von einem gewissen *Iosif Vartzelis* aus Zante handelt die nächste Studie (Ἰωσήφ Βάρτσελης, ἀνύπαρκτος Ζακυνθινὸς στιχουργὸς τοῦ 17ου αἰῶνα, *Παρνασσός* 25, 1983, FS ad memoriam G. Th. Zoras, S. 125—145, hier S. 341—361); den Band beschließt die kodikologische Studie *Ἀντιγραφεῖς καὶ κείμενα τοῦ κώδικα Marcianus Graecus IX.17. Ἀνδρέας Σκλέντζας* (*Ἀριάδνη* 2, 1984, S. 88—125), die sich vor allem mit den religiösen Poemen

von *Andreas Sklentzas*, seinen Lebensdaten und seinem Lebenslauf, soweit dieser sich in den Notariatsakten in Venedig widerspiegelt, beschäftigt.

Die einzelnen Beiträge sind durchwegs in der Form ihrer Erstveröffentlichung abgedruckt. Über die Vorteile und Nachteile von späteren Zusätzen läßt sich streiten, sicherlich aber nicht über die Notwendigkeit von Registern, die diesen von Informationen und Namen überquellenden Band nicht beigegeben sind. Damit läßt sich das sonst so verdienstvolle Sammelwerk vom Nichtfachmann als Nachschlagewerk wohl kaum benützen (viele Studien, wie etwa Ἔρευναί ἐν Βενετία, die in der Form ihrer Erstveröffentlichung sehr wohl Register besessen haben, bringen Nachrichten zu vielen Persönlichkeiten an versteckter Stelle); vielleicht läßt sich dies in Form eines Separatums noch nachholen. Der Usus der zusammenfassenden Studienbände ist durchaus zu begrüßen, zeigen sie doch die Entwicklung, Konstanz, Variation und Erweiterung gewisser Themenbereiche in einer Forscherlaufbahn und geben derart einen Einblick in die Gewordenheit der Ergebnisse. Im Falle von Panagiotakis geben sie auch einen Einblick in das Entstehen vieler anderer Forschungsarbeiten zum venezianischen Kreta, seiner Gesellschaft und Kultur, stehen doch seine Arbeiten vielfach am Ausgangspunkt von ganzen Einzelforschungszweigen, die er in Diskussion und Lehre, im bereitwilligen Gespräch und vielfältiger Forschungsförderung inszeniert und promoviert hat.

Athen/Wien

Walter Puchner

Ἐρωφίλη, τραγωδία Γεωργίου Χορτάτση. Ἐπιμέλεια: Στυλιανὸς Ἀλεξίου — Μάρθα Αποσκίτη. Ἀθήνα: Εκδ. Στιγμή 1988. 293 S., 5 Taf. [Erophile. Tragödie von Georgios Chortatsis.]

Das Ehepaar Alexiou hat die „Erophile“ herausgegeben. Nach dem „König Rodolinos“ (vgl. meine Bespr. in *Südost-Forschungen* 48, 1989, S. 513—515) ist nun auch das Meisterwerk des Kretischen Theaters von *Georgios Chortatsis* aus Rethymno in einer ebenfalls vom Athener „Stigmi“-Verlag mustergültig und ansprechend besorgten Ausgabe erschienen und bietet dem heutigen Leser einen einwandfreien Lesetext mit ausführlichem Glossar. Die Edition steht wiederum zwischen einer Gebrauchsausgabe und einer kritischen Edition, bietet zwar keinen kritischen Apparat, aber fast 25 Seiten Anmerkungen, wo Lesarten und Verbesserungen begründet und diskutiert werden. Das mag im Falle von „Βασιλεὺς ὁ Ροδολίνος“ genügen, wo ein einziger Drucktextzeuge vorhanden war (Venedig 1647), aber nicht im Falle der „Erophile“, wo die Textüberlieferung komplizierter verläuft (zwei Drucke des 17. Jahrhunderts mit einer Reihe von weiteren Ausgaben bis ins 19. Jahrhundert, drei Manuskripte). So sehr das Leserpublikum den Editoren dankbar sein wird, einen gesicherten, lesbaren Text in die Hand zu bekommen (alle zirkulierenden Ausgaben sind fehlerhaft und überholt), die neugriechische Philologie wird weiterhin auf eine kritische Ausgabe warten müssen, die alle Lesarten auch sichtbar (und nachprüfbar) in Form eines kritischen Apparates der philologischen Forschung darbietet. Bei Spezialuntersuchungen ist die Notwendigkeit des Versionsvergleiches kaum zu umgehen.

Seit etwa 20 Jahren, seit der Entdeckung der Hs Birmingham MSS 13/i/17¹⁾, die eine Abschrift des Verfassers der kretischen Komödie „Fortunatos“ *Markos Antonios Foskolos* (ca. 1597—1662) darstellt und in vielen Fällen die besten Lesarten bringt, ist die Neuherausgabe jener Tragödie fällig, die ähnlich wie die „Celestina“ für die spanische Literatur eine Art Ahnenfigur der neugriechischen Dramaturgie darstellt, die sowohl in der gelehrten wie in der Volksliteratur weitergewirkt hat. Diese Arbeit sollte zuerst P. Sibbick besorgen, dann R. Collins (*Μαντατοφόρος*, 19. April 1982, S. 54), schließlich hat sie Rosemary Bancroft-Marcus übernommen, die eine kritische Ausgabe aller Werke von *Chortatsis* mit englischer Übersetzung in Vorbereitung hat. Das Desideratum war insofern besonders dringend, als die kritische Ausgabe von Xanthoudidis 1928 heutigen Ansprüchen in vieler Hinsicht nicht mehr genügen kann²⁾. Neben der fehlerhaften editio princeps (Venedig 1637) durch den zypriotischen Priester Mathaios Kigalas stützte man sich hauptsächlich auf die venezianische Druckausgabe aus dem Jahr 1676, die Ambrosios Gradenigos (1616—1680) besorgt hatte. Auf ihn stützen sich die vielen venezianischen Nachdrucke bis 1879, in welchem Jahr Konstantinos Sathas in seinem berühmten Band *Κρητικὸν Θέατρον*³⁾ eine Ausgabe von 1772 nachdruckt; auf diese stützt sich wiederum eine Gebrauchsausgabe mit einem Vorwort von Nikolaos Bees (Athen 1926), ohne die inzwischen erschienenen Handschriften G 62(16) der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft Griechenlands und des Cod.gr. 590 der Bayerischen Staatsbibliothek in München zu berücksichtigen⁴⁾. Dies besorgte dann Stefanos Xanthoudidis, nach dem Sprachgefühl der Zeit ausgiebig in Vers und Rechtschreibung eingreifend. Er nahm Vokalweglassungen vor, vermied systematisch Synizesen und Chasmodien, bevorzugte vereinfachende Schreibweisen und gebrauchte ein seltsames orthographisches System der Lautwiedergabe, das heute abstoßend wirkt (vgl. dieselbe Kritik Alexious an Xanthoudidis in der kritischen „Erotokritos“-Ausgabe, vgl. meine Bespr. in *Südost-Forschungen* 40, 1981,

¹⁾ A. Vincent in *University of Birmingham Historical Journal* 12 (1971), S. 261 ff.

²⁾ Στ. Ξανθοῦδίδης, Ἐρωφίλη. Τραγωδία Γεωργίου Χορτάτση, ἐκδιδομένη ἐκ τῶν ἀρίστων πηγῶν, μετ' εἰσαγωγῆς καὶ λεξιλογίου, ἐν Ἀθήναις 1928 (Texte und Forschungen zur Byzantinisch-Neugriechischen Philologie, Beihefte zu den *Byzantinisch-Neugriechischen Jahrbüchern*, 9.) Xanthoudidis hat die Drucklegung seiner Arbeit selbst nicht mehr erlebt; diese wurde von Nik. Bees besorgt.

³⁾ Κ. Ν. Σάθας, *Κρητικὸν Θέατρον ἤτοι συλλογὴ ἀνεκδότων καὶ ἀγνώστων δραμάτων*. Venedig 1879. Zur „Erophile“ S. νζ' ff., Text S. 285 ff.

⁴⁾ Die gute, aber lückenhafte Hs der Ἱστορικὴ καὶ Ἐθνολογικὴ Ἑταιρεία τῆς Ἑλλάδος hat E. Legrand herausgegeben, *Bibliothèque grec vulgaire* II, Paris 1881, S. 335 ff., und zwar im lateinischen Buchstabensystem, als Buch auch schon Paris 1875. Auf die schlechte und ebenfalls lückenhafte Münchner Hs stützt sich der erste Kommentator der Tragödie, der deutsche Archäologe und Klassische Philologe Conrad Bursian (1830—1883) (*Erophile*, vulgärgriechische Tragödie von Georgios Chortatzes aus Kreta, *Abh. d. Kaiserl. Sächsischen Ges. d. Wiss.* XII, Leipzig 1870, S. 549 ff.).

S. 521—524). Auch bevorzugte er Korrekturen nach dem westkretischen Dialekt (was manchmal sogar gegen die Homoiokatalexie verstößt), ohne das Vorhandensein von Mischungen in gewissen Gebieten zu berücksichtigen⁵⁾.

Diese kritische Ausgabe von Xanthoudidis, mit der Eliminierung der oben genannten Korrekturen und Eingriffe und der Berücksichtigung aller vorgeschlagenen Textverbesserungen von Deinakis, Kriaras, Politis und Alexiou⁶⁾, wird nun dem codex optimus (Birmingham) gegenübergestellt (der wiederum viele ostkretische Typen enthält) und das orthographische System der Ausgabe des „König Rodolinos“ angewendet. Die Intermedien sind leider nicht aufgenommen, obwohl ein Großteil der Forschung dafür hält, daß auch sie aus der Feder von *Chortatsis* stammen. Die Texterstellung aus Xanthoudidis und dem Birmingham-Ms (B) dient der Rekonstruktion eines optimalen Lesetextes, erleichtert aber den Versionsvergleich unter speziellen Aspekten nicht (die Bühnenanweisungen z. B. folgen bis Vers V 524 der B-Handschrift, dann Gradenigos (G) mit der Erklärung: Στὸ Β εἶναι πολὺ σύντομες ἢ λείπουν, S. 240), als man nun doch wieder den kritischen Apparat von Xanthoudidis benutzen muß. Auch für die Intermedien bringt B eine Reihe neuer Lesungen; die Ausgabe der Intermedien soll nach Alexiou jedoch einer eigenen Edition vorbehalten bleiben.

Die Arbeitsteilung beider Editoren sieht so aus: Martha Aposkiti nahm den Textvergleich Xanthoudidis — B vor, steuerte die analytische Inhaltsangabe der „Orbecche“ bei, den Appendix (analytische Inhaltsangabe von „Philostrato e Pamphila“ von Cammelli), das Glossar und die Namensliste; Stylianos Alexiou schrieb die Einleitung und die kritischen Scholien. Diese Einleitung ist mit 72 Seiten kürzer gehalten als die üblichen gelehrten Introduktionen der kritischen Ausgaben, die auf Vollständigkeit abzielen (vgl. schon die Einleitung zu „König Rodolinos“, meine Bespr. in *Südost-Forschungen* 48, 1989, S. 513—515). Es fehlt aber nichts Wesentliches. Das erste Kapitel berichtet über Textüberlieferung und Editionsprinzipien (Kritik der bisherigen Ausgaben, S. 11—19), das zweite gibt die übliche analytische Inhaltsangabe (S. 20—26), das dritte behandelt Quellen und Originalität der „Erophile“ (S. 27—39), beginnend mit einer Inhaltsanalyse der „Orbecche“ (bei der Zurechtrückung der ästhetischen Fehleinschätzung der „Erophile“ gegenüber ihrem Vorbild durch Bursian vermißt man an dieser Stelle die vergleichende Studie von Embiricos⁷⁾). Bedeutend scheint mir die Hervorhebung eines zweiten, einfacher (als die „Orbecche“) strukturierten Modell-Vorbildes, die Tragödie „Filostrato e Pamfila“ von *Antonio Cammelli il Pistoia* (1436—1502), die *Chortatsis* vielleicht bei der Korrektur der abstrusen Elemente der „Mu-

⁵⁾ Vgl. dazu neuerdings das Referat von Wim Bakker beim VI. Internationalen Kretologischen Kongreß in Chania, Aug. 1986: Η γλώσσα των συμβολογραφικών πράξεων του Μανόλη Βαρούχα, *Cretan Studies* 1 (1988), S. 17—24.

⁶⁾ Vgl. *Κρητικά Χρονικά* 1 (1933), S. 99ff., *Ἐπετηρίς Ἐταιρείας Βυζαντινῶν Σπουδῶν* 11 (1935), S. 239ff., *Ἑλληνικά* 12 (1952), S. 149, *Κρητικά Χρονικά* 12 (1958), S. 314ff., *ibidem* 8, 1954, S. 133ff., *Ἑλληνικά* 22 (1969), S. 441ff.

⁷⁾ A. Embiricos, Critique comparée d' *Erophile* et d' *Orbecche*, *L'Hellénisme Contemporaine* 10 (1956), S. 330ff., in der Bibliographie S. 291 ist die bekannte Arbeit sehr wohl aufgeführt.

ster-Tragödie“ des 16. Jahrhunderts vor Augen hatte (eigene Inhaltsanalyse als Appendix auf S. 243 ff.). Auf sie hatte schon Sathas verwiesen. Neben den weiteren Einflußfaktoren „Il re torrismo“, „Sofonisba“, eventuell „Amin-ta“, werden auch die älteren Theorien um die Ähnlichkeit der Chorlieder mit denen der „Antigone“ des *Sophokles* und der „Phädra“ bzw. dem „Hercules furens“ des *Seneca* diskutiert, während die alte Sathas-These von Übereinstimmungen zwischen der „Fedra“ von *Francesco Bozza* (Venedig 1578) und der „Erophile“, die später G. Th. Zoras in seiner Ausgabe des Prologs der Tragödie wieder aufgegriffen hat⁸⁾, unerwähnt bleibt.

Das nächste Kapitel (S. 40—43) behandelt Dichter und Datierung. Alexiou bringt starke Einwände gegen die Identifizierung durch Spyros Evangelatos vor, der in *Chortatsis* den Sekretär von *Mathaios Kallergis* (*Georgios Chortatsis des Ioannis*, ca. 1542—1610) zu erkennen glaubt⁹⁾; wesentliche Einsprüche hatte diesbezüglich schon G. Mavromatis vorgebracht¹⁰⁾. Mit der Hypothese von Bancroft-Marcus, *Chortatsis* selbst sei Mitglied der Akademie der Vivi in Rethymno gewesen (Gründung 1562), und die dramatischen Texte, aufgeführt von Akademiemitgliedern, seien voll von Anspielungen auf einzelne Personen, wird nur kurz erwähnt¹¹⁾. Beim Datierungsproblem, das Alexiou nach der Diskussion der Meinungen ca. um 1595 ansetzt (S. 48 ff.), fehlt eine Auseinandersetzung mit den höheren Datierungen der Werke des *Chortatsis* durch Bancroft-Marcus¹²⁾.

Es folgt das Kapitel zu Sprache, Stil und Metrik (S. 51—59), in dem Alexiou sich mit der freilich längst überholten Meinung von der „Volksnähe“ der Sprache des *Chortatsis* auseinandersetzt: die „Erophile“ gehört zu den syntaktisch kompliziertesten Verspoemen der kretischen Literatur, das ganz bewußt dialektische Sprachelemente aus allen Teilen Kretas und den politischen Vers des Volksliedes verwendet. Interessant sind hier die ironischen Namensinterpretationen, die ins Ägypten der alexandrinischen Zeit führen (Τσέρτσα könnte vielleicht auch direkt von Georgien herkommen). Im folgenden Kapitel zur Gattungsfrage und zur ästhetischen Wertung (S. 60—71) wird zuerst die Epochenzuweisung berücksichtigt, wobei Vittis Hinweise auf Frühbarock, Manierismus und Gegenreformation gebührend berücksichtigt sind; sodann folgt die Kommentierung der historischen Entwicklung der ästhetischen Bewertung; sehr positiv im 17. Jahrhundert, mit dem Einsetzen der Aufklärung zunehmend negativ (Tiefpunkt bei *Adamantios Korais*), im

⁸⁾ Γ. Θ. Ζώρας, Μία ιταλική τραγωδία Κρητός συγγραφέως: Ἡ „Fedra“ τοῦ Francesco Bozza. Athen 1971. Sathas, Κρητικὸν Θέατρον, S. σα'—οθ'.

⁹⁾ Sp. Evangelatos, Γεώργιος Ἰωάννη Χορτάτση (ca. 1545—1610), *Θησαυρίσματα* 7 (1970), S. 182 ff.

¹⁰⁾ G. Mavromatis, Ποιό ἦταν τὸ τοπωνύμιο „Μερκούρι“ ποὺ ἀναφέρεται στὸν Κατζοῦρμπο τοῦ Χορτάτση, *Θησαυρίσματα* 17 (1980), S. 265 ff.

¹¹⁾ R. Bancroft-Marcus, Georgios Chortatsis and his work. A critical review, *Μαντατοφόρος* 18 (1980), S. 13 ff., bes. S. 24—27.

¹²⁾ Die immerhin in die chronologischen Tabellen zur kretischen Literatur im *Μαντατοφόρος* eingegangen sind. Vgl. W. Bakker — A. van Germert, Χρονολογικὸς πίνακας τῶν ἐργῶν τῆς κρητικῆς λογοτεχνίας κατὰ τὴν περίοδο τῆς Βενετοκρατίας, *Μαντατοφόρος* 22 (1983), S. 79—87 („Erophile“ — 1587).

19. Jahrhundert sukzessiv wieder positiver (z. B. bei A. Rangavis, *Histoire littéraire de la Grèce*. Paris 1877, S. 19 ff.), vor allem durch Sathas, aber auch Roïdis (Ἔπαντα, Bd. IV, Athen 1978, S. 248) und Palamas (Ἔπαντα, Athen, 1962—69, Bd. IV, S. 187, VI, S. 226, 243, 334 ff., X, S. 42 und pass.), durch Bursian und später Xanthoudidis, um im 20. Jahrhundert zu besonderer Wertschätzung zu gelangen (Manousakas, Solomos, L. Politis, G. Spadaro, W. Puchner, V. Pecoraro, Sp. Evangelatos u. a.).

Das letzte Kapitel (S. 72—83) ist dem Nachleben der „Erophile“ gewidmet. Kein anderes Werk der neugriechischen Dramaturgie hat sich, trotz seiner komplizierten Sprache, in dieser Intensität als Prototyp und mehrfacher Beziehungspunkt der theatralischen Tradition erwiesen wie die „Erophile“. Den Gang der Textverschlechterung in den vielfachen venezianischen Volksbuchdrucken systematisch zu verfolgen, wäre freilich eine eigene Untersuchung wert¹³). Der Einfluß des beliebtesten griechischen Theaterstücks des 17. Jahrhunderts läßt sich auf „Erotokritos“, auf „Panoria“ und „Stathis“ nachweisen, auf den späteren „König Rodolinos“ (1647), den „Fortunatos“ (1655), den anonymen „Zenon“, aber auch auf die heptanesische „Eugena“ (1646) und die dramatischen Werke des *Petros Katsaitis* (1720, 1721). Daneben auch auf die kretische Übersetzung des „Aminta“ (Πιστικὸς Βοσκός), den chiotischen „David“ und das Gedicht „Athesthis“ (sowie auf den „Prolog zum Lobe der Insel Kefallonia“, um 1650). Hier darf noch auf die deutlichen Anklänge in den noch unveröffentlichten religiösen Dramen aus Chios in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verwiesen werden¹⁴) sowie auf Verse, die in der Gedichtsammlung „Ἄνθη Εὐλαβείας“ stehen¹⁵). Auf Naxos existiert eine Ikone, die den Charos mit einer Pergamentrolle zeigt, auf der die ersten Worte des Charos-Prologes der „Erophile“ stehen¹⁶). Bei der Aufzählung der theatralischen Volksversionen in Westgriechenland fehlen die beiden Varianten, die Aik. Polymerou-Kamilaki herausgegeben hat¹⁷), während die zum Zeitpunkt des Erscheinens der Arbeit noch unveröffentlichten Angaben von Nikos Svoronos über Volksvorstellungen der „Erophile“ auf der Insel Lefkada schon angeführt werden¹⁸). Bei den kretischen Balladen-Versionen ist die neuere Arbeit von Th. Detorakis mit vier neuen Liedvarianten schon be-

¹³) Eine solche Untersuchung hat Wim Bakker für das „Opfer Abrahams“ vorgelegt.

¹⁴) M. I. Manousakas, *Πρακτικὰ τῆς Ἀκαδημίας Ἀθηνῶν* 64 (1989), S. 316—335.

¹⁵) A. Karathanasis, *Ἄνθη Εὐλαβείας*. Ausgabe Athen 1978, S. μθ'.

¹⁶) Die bibliographische Angabe fehlt im betreffenden Abschnitt, ist aber in der Bibliographie S. 259 angeführt. G. S. Mastoropoulos, *Μία ναξιακὴ εἰκόνα τοῦ ΙΖ' αἰ. με ἐπιδράσεις ἀπὸ τὴν κρητικὴ ποίηση, Ἐπετηρὶς Ἑταιρείας Κυκλαδικῶν Μελετῶν* 11 (1979—81), S. 507 ff.

¹⁷) Aik. Polymerou-Kamilaki, „Πανάρατος“. Λαϊκὴ διασκευὴ τῆς Ἐρωφίλης στὴν Δυτ. Ρούμελη, *Ἐπετηρὶς Ἑταιρείας Στερεοελλαδικῶν Μελετῶν* 6 (1976—77), S. 225—251; eadem, *Θεατρικὴ παράσταση λαϊκῆς διασκευῆς τῆς Ἐρωφίλης στὸ Φανάρι Καρδίτσας, Θεσσαλικὰ Χρονικὰ* 13 (1980), S. 183—206.

¹⁸) *Ἀριάδνη* 5 (Festschr. Stylianos Alexiou) (Rethymno 1989), S. 331 ff.

rücksichtigt¹⁹⁾. Ungewöhnlich für derartige philologische Arbeiten, aber nicht uninteressant, ist der Abschnitt zur kurzen Bühnengeschichte der „Erophile“ im 20. Jahrhundert; hier wird zu Recht darauf verwiesen, daß der theatrale Code dieser klassizistischen Tragödie eben doch fast ausschließlich auf der Sprache beruht, was dem geläufigen Vorherrschen optischer Zeichen in unserer Kultur widerspricht.

Die eigentliche philologische Arbeit der Texterstellung (Text S. 85—216) aus Xanthoudidis und B läßt sich nur da nachvollziehen, wo die kritischen Anmerkungen (S. 219—242) eine diesbezügliche Diskussion eröffnen. Eine vollständige Edition des codex optimus (Birmingham) ist also unumgänglich. Aus den Studiennotizen des Rez. zur Birmingham-Hs geht hervor, daß z. B. Vers V 524, der letzte Ausruf im Selbstmordmonolog der Erophile, bevor sie Hand an sich legt, „βούηθα μου τῆ βαρόμοιρης καὶ δέξου τὸ κορμί μου“, in der Mitte abgebrochen ist, was zusätzliche Spannung und Emotionsaktivierung im Zuschauer erzeugt, der den Reim ψυχὴ μου / κορμί μου durch mehrfache Verwendung an dramaturgisch herausgehobenen Stellen²⁰⁾ bereits im Ohr hat, was im Kommentar zu V 524 (S. 240) nicht aufscheint. Versvollständigkeit wurde stillschweigend dem theatralischen Effekt vorgezogen, obwohl es durchaus überlegenswert ist, ob *Chortatsis* in seiner ausgefeilten Technik der Reimhandhabung mit ihrer symbolischen und konnotativen Wiederholung und Steigerung in der Aussparung des zweiten Teiles der Homoiokatalexie nicht einen bewußten Effekt erzielen wollte. Die Wahrscheinlichkeit der Anwendung dieses Pauseneffekts, der den bereits eingetretenen Tod anzeigt, erhöht sich auch dadurch, daß Troilos im „König Rodolinos“ den Effekt nachgeahmt haben dürfte (vgl. den Selbstmordvers des Troilos V 580 «γαμῖά ἄνοιξε, τὸ στήθος μου σφάζει»; die Herausgeberin hat hier nach Maßgabe des Reims ergänzt: «τὸ πρικαμένο»).

Das Glossar (S. 247—282) ist überaus sorgfältig und reichhaltig gearbeitet und erleichtert sicher den Gebrauch der Ausgabe vom angesprochenen Zielpublikum; die Bibliographie enthält das Wesentliche zum Thema (die Angabe zu Bursian ist etwas verstümmelt). Mit der neuen Ausgabe der „Erophile“ durch ein erfahrenes Philologenpaar, mit der hervorragend belelenen und fesselnden Einführung, die auch Neuerkenntnisse bringt und einarbeitet, der

¹⁹⁾ Th. Detorakis in *Κρητικά Χρονικά* 26 (1986), S. 262 ff.

²⁰⁾ Vgl. W. Puchner, Reimstudien zum Kretischen Theater, *Ἀριάδνη* 5 (Zit. Anm. 18), S. 313—323. Ein weiterer diskutierenswerter Punkt besteht darin, daß, wie erwähnt, die Bühnenanweisungen ab V 524 nicht mehr B folgen, sondern der Gradenigos-Ausgabe. Doch gerade diese wird gegen Ende in ihren überlangen Askriptionen widersprüchlich, so z. B. die letzte Regieanweisung (V 666), nach der der tote König von den Frauen des Chors von der Bühne geschleift wird, steht im Widerspruch zum Distichon V 663/4. Auch diese Sprecherindikation dürfte in der Gradenigos-Ausgabe nicht ganz stimmen; V 665/6 wird wahrscheinlich von Nena gesprochen und nicht vom Mädchenchor. Wenn V 636—640 vom Mädchenchor gesprochen wird (B), nicht von Nena (Gradenigos), ist die Bühnenanweisung (V 640 did. nach Gradenigos) unzutreffend, da sie sich in der Einzahl auf Nena bezieht.

Texterstellung aus dem codex optimus und der von Anachronismen „gereinigten“ kritischen Ausgabe von 1928, dem ausführlichen Glossar und der ansprechenden Aufmachung ist ein großer Schritt in der Forschung zum kretischen Theater gemacht worden, in dem Fachleute und Leserschaft nun einen lesbaren und zitierfähigen Text besitzen. Der letzte diesbezügliche Schritt besteht freilich in einer vollständigen Edition der Version B, die als codex optimus und Autograph von *Markos Antonios Foskolos* von sich aus Interesse besitzt, sowie in einer neuen kritischen Ausgabe mit übersichtlichem und vollständigem kritischen Apparat aller Textzeugen (und einer Untersuchung zur Textveränderung in den venezianischen Auflagen). Dieses Vorhaben dürfte freilich nicht mehr das Interesse breiterer Leserkreise besitzen und wird Aufgabe universitärer Forschung sein.

Athen/Wien

Walter Puchner

Danezis, Giorgios, Δανέζης, Γιώργος: ΚΑΛΟΑΝΔΡΟΣ ΠΙΣΤΟΣ. Ένα μυθιστόρημα του 17^{ου} αιώνα και το πρότυπο του. Συγκριτική μελέτη. Θεσσαλονίκη: Εκδ. Π. Πουρνάρα 1989. 85 S. [Kaloandros Pistos. Ein Roman des 17. Jahrhunderts und seine Vorlage. Eine vergleichende Studie.]

Der Codex 218 der Athener Parlamentsbibliothek aus dem 17. Jh. enthält auf 58 Folien das Autograph der griechischen Bearbeitung des Teils eines (Trivial-)Romans, der nichts anderes darstellt als eine Übersetzung des seinerzeit hochberühmten italienischen Romans des *Giovanni Ambrosio Marini* in seiner neuen Bearbeitung aus dem Jahre 1653 unter dem Titel „Calloandro fedele“.

Der vorliegende, sehr komprimiert geschriebene, schmale Band stellt — in mustergültiger Weise — diese Fakten zusammen, begründet sie und ordnet das griechische Romanfragment in den literaturhistorischen Kontext ein.

In einem ersten Kapitel wird die italienische Vorlage vorgestellt mit ihren Ausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen. Die Daten zum genuesischen Autor sind spärlich, das Werk im Umfang von ca. 1200 Seiten war der weitaus erfolgreichste italienische Barockroman überhaupt. Allein die lange und verworrene Folge der italienischen Bearbeitungen durch den Autor selbst und später sowie die Masse der Übersetzungen in andere Sprachen zu analysieren, verlangt einen Spezialisten vom Rang eines Danezis, der nicht nur die italienische, sondern auch die deutsche Literaturgeschichte ergänzt und verbessert.

Das zweite Kapitel geht der griechischen Ausgabe nach, bringt — als Anhang — eine zusammenfassende Inhaltsangabe, vermerkt die Lücken, belehrt über den äußeren Zustand der Handschrift und den inneren der Orthographie und präsentiert die Vorschläge des Herausgebers für eine geplante Neuausgabe.

Das dritte Kapitel zum literarischen Umfeld des Barockromans stellt das Werk in den europäischen Rahmen und arbeitet mit Hilfe einer großen Fülle von Literaturangaben die Hauptcharakteristika dieser literarischen Epoche heraus, die bis zu einzelnen Wortstudien reichen.

Im vierten Kapitel bekommen wir einen kleinen Vorgeschmack auf den Sprachstil des neuentdeckten Werks mit einer Reihe von Italianismen und anderen wichtigen und genauen Beobachtungen.

Um die Dialekteinordnung des Werks auf die Ionischen Inseln zu beweisen, weitet sich das fünfte Kapitel zu einer — sehr nützlichen — Kurzstudie zu dieser neugriechischen Idiomgruppe aus.

Der Verfasser dieser gehaltreichen Untersuchung zeigt sich nach dem Aufspüren der *Spaneas*-Vorlage (siehe *Südost-Forschungen* 47, 1988, S. 480f.) auch hier als Meister in seinem Metier. Der einzige bittere Nachgeschmack ist der, daß wir erneut mit einer Einführung zu einem Text vorliebnehmen müssen, ohne den Text selbst mitgeliefert zu bekommen. Schuldet Danezis uns ja bereits die Ausgabe der „Version C“ des *Spaneas*, so läßt er sich jetzt weitere Schuld auf mit der hoffentlich schnellen Herausgabe des KALOANDROS PISTOS.

Köln

Hans Eideneier

Mastrodimitris, P. D., Μαστροδημήτρης, Π. Δ.: Νεοελληνικά. Μελέτες και ἄρθρα Γ'. Ἀθήνα: Εκδ. Γνώση 1988. 373 S. [Neugriechische Studien und Artikel. 3.]

Γεράσιμος Μαρκοῦς. Ποιήματα. Επιμέλεια: Π. Δ. Μαστροδημήτρης. Ἀθήνα: Ἴδρυμα Κώστα και Ἑλένης Οὐράνη 1988. 368 S. (Νεοελληνική Βιβλιοθήκη τοῦ Ἰδρύματος Κώστα και Ἑλένης Οὐράνη). [Gerasimos Markoras, Gedichte.]

Zu den beiden bereits erschienenen Studienbänden von P. D. Mastrodimitris (vgl. meine Bespr. in *Südost-Forschungen* 44, 1985, S. 485—487) liegt nun noch ein dritter Band vor, der die philologische Forschungstätigkeit des Autors, aber auch Vorträge zu verschiedenen Anlässen zusammenfaßt. Es geht insgesamt um historisch-philologische und interpretative Studien zur Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in diesem Band aber auch zunehmend um Geistesgeschichte, Historiographie und Geschichte der Literaturkritik. Die Anordnung der einzelnen Studien folgt chronologischen Kriterien. So steht zu Beginn eine Studie zu den Prologen der romantischen Romane der Athener Schule (vor allem der Gebrüder *Soutzos*, S. 13—32), hervorgegangen aus einem Seminarvortrag eines philologischen Symposiums der Griechischen Nationalbank am 29. 2. 1988 (veröffentlicht auch in *Παλίμψηστον* 7—8, 1988, S. 167—184); mit den Prologen der griechischen Romanschriftsteller hat sich der Verf. schon an anderer Stelle systematisch auseinandergesetzt (Πρόλογοι νεοελληνικῶν μυθιστορημάτων, 1830—1930. Athen 1974, 1984, 1985, vgl. meine Bespr. in *Zeitschrift für Balkanologie* 22 (1986) 1, S. 143—144).

Es folgt eine Studie zu der um die Jahrhundertwende bedeutenden und anerkannten Dichterfigur der Korfioter Dichterschule nach *Solomos Gerasimos Markoras*; die Studie (S. 33—65) „Aus dem Leben und Werk von G. M.“ bringt biographische Daten der Familie, kulturgeschichtlichen Hintergrund, die Dichterlaufbahn sowie Angaben zur Interpretation und Rezeption der Hauptwerke; der Verf. kann sich dabei vor allem auf seine Habilitationsschrift, die kritische Ausgabe des Hauptwerkes, „Ὁ Ὀρχος τοῦ Μαρκοῦ“, Athen 1978,

stützen. Dem folgt eine ausführliche Abhandlung zu *I. M. Panagiotopoulos* und seinen Beiträgen in der bedeutenden Literaturzeitschrift der Zwischenkriegszeit *Ἡ Μοῦσα* (S. 67—110), in der vor allem die französischen Symbolisten, *D'Annunzio* und *Oscar Wilde* rezipiert worden sind; im Zeitraum von 1920—1923 hat *Panagiotopoulos* hier wegweisende Literaturkritiken veröffentlicht, die z.T. *in extenso* zitiert sind. Darauf folgt ein hermeneutischer Versuch zum „Neos Erotokritos“ von *Pantelis Prevelakis* (S. 111—146), dem reifen Alterswerk des kretischen Dichters, in dem er sein von *Nikos Kazantzakis* fast diametral abweichendes Weltbild der Naturverbundenheit und Religiosität im klassischen Dekapentasyllabos niederlegt (3. Auflage, Athen: Hestia-Verlag 1985). Das etwa ab 1971 immer wieder abgeänderte episch-lyrische Poem wird in seinem Stellenwert im Gesamtwerk des Dichters definiert und in den literatur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang (lyrische Großform) hineingestellt. Der Verf. hat diese Studie um „die letzte Behauptung“ des bedeutenden verstorbenen Dichters und Kritikers schon in einem Widmungsband der *Νέα Ἑστία* 120 (1986) H. 1427, S. 75—92, veröffentlicht sowie in Buchform Athen, Trochalia 1987.

Hierauf folgt die „Laudatio auf den Dichter Jannis Ritsos“ (S. 147—171), gehalten anlässlich seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Athen am 11. 5. 1987, erschienen auch als Sonderbändchen im Verlag „Kardamitsa“, Athen 1987. Eine Universitätsrede stellt auch der nächste Beitrag dar: Das Zeugnis dreier Dichter zum 28. 10. 1940 über den griechischen Albanienfeldzug gegen die italienische Invasion (*Elytis — Sikelianos — Sefheris*, S. 173—233), gehalten am 28. 10. 1988 anlässlich des Nationalfeiertags. Der nächste Kurzbeitrag beschäftigt sich mit der vielbändigen „Europäischen Geistesgeschichte“ von *Panagiotis Kanellopoulos* (S. 235—241), dem einzigen kulturhistorischen Werk europäischer Reichweite aus neugriechischer Feder (erstveröffentlicht im Widmungsband *Νέα Ἑστία* 120, 1986, H. 1422, S. 1283—1286). Es folgt ein interessanter Beitrag zu *Kostis Palamas* in den „Δοκιμῆς“ von *Georgios Sefheris* (S. 243—259), ein Kongreßreferat beim 1. Sefheris-Symposium in Hagia Napa auf Zypern (14.—16. 4. 1988), veröffentlicht auch in *Φιλολογικὴ Πρωτοχρονιά* 46 (1989), S. 101—108. Der letzte Beitrag setzt sich mit der Bedeutung der „Τετράδια Κριτικῆς“ von *Apostolos Sachinis* auseinander (S. 263—343), literaturkritischen Feuilletonbänden, die seit 1978 im Hestia-Verlag erscheinen und hauptsächlich griechische und europäische Prosa sowie Literaturkritik umfassen; neben einer einleitenden Würdigung folgt eine chronologische Konkordanz sowie eine Auswahl aus den Beiträgen. Teile dieses umfangreichen Aufsatzes sind schon in *Νέα Ἑστία* 124 (1988), H. 1472, S. 1617—1633, erschienen, ausführlich in Buchform dann Athen 1988.

Die Studien sind durchwegs mit Fußnoten und weiterführender Literatur versehen, die bibliographische Akribie bezeugen; es folgt noch ein ausführlicher Generalindex (S. 349—372), der die Benützung des Bandes erleichtert.

Die vom Ourani-Institut der Akademie Athen herausgegebene Reihe „Νεοελληνικὴ Βιβλιοθήκη“ stellt einem breiteren Leserpublikum verantwortlich redigierte Grundwerke der neugriechischen Literatur mit ausführlichem Kommentar und überprüfem Text vor. In dieser Reihe erschien nun auch ein repräsentativer Teil des Gesamtwerkes von *Gerasimos Markoras* (1826—1911), ein Band, der vor allem das episch-lyrische Poem „Der Schwur“ (über

den Arkadi-Aufstand in Kreta 1866) zur Gänze wiedergibt, und von Mastrodimitris, der das Poem 1978 in kritischer Ausgabe vorgelegt hatte, besorgt wurde. Die ausführliche Einleitung zu Leben und Werk von *Markoras* ist identisch mit der zweiten Studie des oben besprochenen Bandes. Die Gedichtauswahl folgt den Editionen „Ποιητικά ἔργα“ (1890) und „Μικρὰ Ταξείδια“ (1890). G. Valetas hat in seiner Gesamtausgabe (1950) noch einen Abschnitt mit dem Titel *Ψίχαλα* (1899—1911) hinzugefügt, aus dem ebenfalls Gedichte in das Anthologion aufgenommen sind; es folgen dann noch Abschnitte „Ἀνέκδοτα καὶ Σκόρπια“ sowie Abschnitte einer *Dante*-Übersetzung (Inferno I). Das beigegebene Glossar (S. 355—363) erweist sich dem Leser als nützlich. Mit *Markoras* ist eine heute fast vergessene Gestalt der neueren griechischen Literaturgeschichte gleichsam aus der Versenkung gehoben, die vom Kreis um *Palamas* an der Jahrhundertwende hoch geschätzt wurde, von *Psycharis* jedoch wegen des heptanesischen Idioms verspottet wurde. Als Vollender von *Solomos* sollte *Markoras* die Heptanesische Schule mit der Athener verbinden, doch nur sein über 1600 Verse umfassender „Schwur“ konnte höheren poetischen Ansprüchen gerecht werden. Nach dem Ersten Weltkrieg galt *Markoras* als fast vergessen. — Vorliegende Ausgabe stellt somit auch ein Stück Kultur- und Geistesgeschichte der Generation von 1880 dar, die große Hoffnungen in den Korfioter „Einsiedler“, fern der Athener Literaturzirkel, gesetzt hatte.

Athen/Wien

Walter Puchner

Parakostas, Jannis, Παπακόστας, Γιάννης: Φιλολογικά σαλόνια καὶ καφενεῖα τῆς Ἀθήνας, 1880—1930. Ἀθήνα: Εκδ. Ἑστία 1988. 373 S., 73 Abb. [Literarische Salons und Kaffeehäuser in Athen, 1880—1930.]

Der ansprechend mit alten Photographien illustrierte Band stellt nicht nur ein Stück Athener Stadtgeschichte dar und darf insofern als eine Präzision des entsprechenden Kapitels der Arbeit von M. Skaltsa gelten (*Κοινωνικὴ ζωὴ καὶ δημόσιοι χώροι κοινωνικῶν συναθροίσεων στὴν Ἀθήνα τοῦ 19ου αἰώνα*. Thessaloniki 1983, vgl. meine Bespr. in *Südost-Forschungen* 44, 1985, S. 519—523), sondern stellt indirekt auch einen Versuch zur Soziologie des Geistes- und Literaturlebens der griechischen Hauptstadt in einer besonders schöpferischen Phase seiner Rezeption und Produktion dar. Der Begriff der „παρέα“, des regelmäßig sich treffenden Zirkels bzw. Freundes- und Kollegenkreises, ist für die neugriechische Geistes- und Sozialgeschichte des späten 19. und des gesamten 20. Jahrhunderts ausschlaggebend: παρέες treffen sich nicht nur zur Diskussion in Kaffeehäusern, sondern geben auch Periodika, ja Zeitungen heraus, gruppieren sich um Kleinverlage, die hauptsächlich die (literarischen und anderen) Arbeiten ihrer Mitglieder auflegen, bilden Interessens- und Pressionsgruppen an verschiedenen Institutionen, gründen politische Parteien usw. Die παρέα als „informal group“ stützt sich dabei nicht so sehr auf ein ideologisches oder weltanschauliches Programm, wird nicht unbedingt von gleichgerichteten Interessen ihrer Mitglieder gesteuert, sondern basiert stärker auf einer direkten interpersonalen Kommunikation, auf der Freude am Meinungs-austausch mit forcierten Überzeugungsversuchen, auf

dem Kommentar der Geschehnisse, auf menschlicher Involviertheit, ist daher auch durchaus offen für neue Mitglieder, für z. T. abweichende Meinungen, und ist oftmals charakterisiert durch eine gewisse Fluktuation ihrer Mitglieder. Sie erhebt auch keinen Anspruch auf hermetische Ausschließlichkeit, sondern ist eine eher temporäre lockere Gruppierung, die ihren Mitgliedern wenig Pflichten und Vorschriften auferlegt. Diese für das griechische intellektuelle und politische Leben essentielle Sozialmonade ist an gewisse Versammlungsorte, regelmäßige Treffplätze und Tagungsräumlichkeiten gebunden.

Dies trifft auch für das literarische Leben zu. Papakostas untersucht literarische Salons, Cafés, Zeitschriftenredaktionen, Tavernen und Buchhandlungen. Das Quellenmaterial zur Rolle dieser „geistigen Umschlagplätze“ ist meist verstreut, die Informationen oft nur anekdotenhaft. Außer Memoiren, Tagebüchern und Lebenserinnerungen von namhaften Schriftstellern sind es vor allem Photographien sowie einige einschlägige Artikel in Zeitschriften der Zwischenkriegszeit und in der Tagespresse des betreffenden Zeitraums. Die quellenmäßig eher schwierige Situation führt auch dazu, daß manche Unterkapitel über das Anekdotenhafte kaum hinauskommen.

Und doch ist diese Arbeit sehr wesentlich, denn ohne die Kenntnis der Literaturzirkel, aus denen häufig auch eigene, meist kurzlebige und ästhetisch-programmatische Zeitschriften hervorgehen, ist die Entwicklung der neugriechischen Literaturgeschichte nach 1880 oft schwer verständlich. Manche ästhetischen Programme und Gruppierungen sind so sehr mit ihren Versammlungs- und Diskussionsplätzen identisch, daß es sogar zu Namensübertragungen kommt. In der Einleitung (S. 11—41) wird vor allem die kulturelle und soziale Bedeutung eines Kaffeehauses hervorgehoben, die Pariser Vorbilder benannt und das Phänomen mit dem ökonomischen Aufschwung der *Trikoupis*-Ära in Beziehung gesetzt, die erst zur Ausprägung eines spezifischen bürgerlichen Lebens in der griechischen Hauptstadt führt.

Das erste Hauptkapitel (S. 43—90) ist den literarischen Salons gewidmet, die nicht alle nur rein literarisch waren, sondern auch politisch-gesellschaftlichen Charakter hatten (wie der von *Eleni Vlachou*) oder auch unverbindlich-vergnüglichen (bei *Souris* wurde auch Karten gespielt). Auch beim Kriterium der Exklusivität gibt es Abstufungen: während *Souris'* Treffen völlig offen waren, sind die Samstagabende bei *Kostis Palamas* ausschließlich den Demotizisten vorbehalten. Erbauliche Abendgesellschaften waren vor dem in Frage stehenden Zeitraum schon bei der berühmten Δούκισσα τῆς Πλακεντίας abgehalten worden. Analytisch beschäftigt sich der Autor mit dem Salon von *Stefanos Skouloudis*, einem Geschäftsmann mit literarischen Interessen, dem von *Eleni Vlachou* (der Frau von *Angelos Vlachos*) etwa ab 1888, wo es auch Musikdarbietungen und Buffett gab, parodistische Verse zum Vortrag kamen, aber auch ernsthafte philologische Diskussionen abgehalten wurden. Die Quellen gehen über das Anekdotenhafte kaum hinaus: satirische Verse von *Souris* und Tagebuchnotizen von *Drosinis*. Der Herausgeber des satirischen „Ρομηὸς“ hielt auch selber regelmäßige Treffen in seinem Hause ab, die sehr heterogenen Charakter hatten, was die Eingeladenen anbetrifft, und zeitweilig auch okkultistischen Sitzungen dienten. Trotz ihres gemischten Charakters können sich diese Treffen nicht mit dem gesellschaftlichen Glanz der bei-

den vorigen Salons messen. Immerhin kam es auch zur Lesung einiger Werke, wie bei dem Abend zu Ehren von *Gerasimos Markoras* 1899. Wesentlich ist die Beobachtung, daß sich oft Dichtergruppen um gewisse Periodika bilden, diese Gruppierungen sind vielfach die informellen Trägergruppen solcher Salons. Dies gilt auch für die gesellschaftlichen Treffen im Hause von *Kalliroi Parren*, der Herausgeberin der *Ἐφημερίς τῶν Κυριῶν* und der Gründerin des *Λύκειον τῶν Ἑλληνίδων*, einer der führenden Gestalten der griechischen Frauenbewegung der Zeit. Rein literarisch war eigentlich nur der Salon von *Kostis Palamas*, der vor allem zwischen 1897 und 1903 in seinem Hause regelmäßig junge Dichter und Schriftsteller versammelte, neue oder in Entstehung begriffene Werke diskutierte, kommentierte und korrigierte. Hier kamen die wichtigsten Werke der Zeit zur Lesung, auch *Hesseling*, *Hubert Perrot* und *K. Dieterich* verkehrten hier, die Herausgabe der bedeutenden Zeitschrift *Τέχνη* wurde hier geplant (dazu eine wesentliche Literaturergänzung: Ch. D. Gounelas, *The literary and cultural periodicals in Athens between 1897 and 1910*, *Μαντατοφόρος* 17, Amsterdam 1981, S. 14—45), ein Teil der ersten enthusiastischen *Nietzsche*-Rezeption, die in ihrem Überschwang die negativen Reaktionen von *Psycharis* und *Eftaliotis* hervorrief, fand ihren Ausgangspunkt in diesen philologischen Samstagabendtreffen bei *Palamas* (S. 85 ff. wäre doch der Hinweis auf die bisherigen Arbeiten zur griechischen *Nietzsche*-Rezeption angebracht gewesen, vor allem G. Veloudis, *Germanograecia*. Amsterdam 1983, S. 262 ff. und pass., Ch. D. Gounelas, *Ἡ σοσιαλιστική συνείδηση στὴν ἑλληνικὴ λογοτεχνία 1897—1912*. Athen 1984. U. Lamm, *Der Einfluß Nietzsches auf die neugriechische Literatur*. Diss. Hamburg 1970).

Das zweite, umfangreichere Hauptkapitel (S. 91—261) behandelt die literarischen Kaffeehäuser. Hier ist die Kommunikation innerhalb der *παρέα* noch häufiger und dichter und erstreckt sich über ganze Teile des Tagesablaufes. Auch hier vermischt sich Literarisches mit Politischem und Gesellschaftlichem. Prototyp dieser Lokale war das Café „Ὀρραία Ἑλλάς“, das vierzig Jahre lang bis 1879 das Zentrum des Kulturlebens der Hauptstadt bildete. Eines der bedeutendsten war das von Café „Jannopulu“, in dem noch die Romantiker *A. Paraschos* und *E. Roidis*, später dann auch Vertreter der jungen Generation wie *Palamas*, *Drosinis*, *Souris*, *Anninos* und *Xenopoulos* verkehrten. Wie in allen diesen Unterkapiteln, stützt sich das Material vor allem auf Anekdoten, zufällige Begebenheiten, Erinnerungen, erste Begegnungen usw. Von Interesse ist jeweils der Personenkatalog der Autoren, die im jeweiligen Lokal verkehrten. Manche dieser Cafés haben auch die Präferenz gewisser literarischer Zirkel, andere sind offener. Im Café „Zacharatu“ am Syntagma-Platz (ab 1888) verkehrten vor allem Pensionisten, Militärs, Beamte, aber auch vielfach Abgeordnete des Parlaments. *Souris* hat das Leben und Treiben dieses Cafés in seinen satirischen Versen ausführlich geschildert. Im Café auf dem „Dexameni“-Platz in Kolonaki verkehrten berühmte Namen der neugriechischen Literatur: *A. Sikelianos*, *A. Papadiamantis*, *M. Avjeris*, *K. Varnalis* u. a., auch junge Literaten um die Zeitschriften *Προπέλαια* und *Ἠγησώ*, und vor allem Studenten. Daß hier auch das Schattentheater von *Mollas* jahrzehntelang allabendlich für Unterhaltung sorgte, wäre der kurzen Notiz auf S. 123 hinzuzufügen. Stärker mit gewissen ästhetischen Programmen verhaftet sind die Cafés „Neon Kentron“, „Bavea“ und „Karatza“, wo unter der Füh-

rung von *Stefanos Martzokis* der Zirkel der „Neokentristen“ seinen Sitz hatte (vgl. Personenliste S. 146 f.). Hier wurden die aktuellen Themen der Zeit abgehandelt. Sprachfrage, gegen oder für *Palamas*, literarische Fremdeinflüsse, die Beziehungen von Ethik und Kunst (*O. Wilde*-Bewegung) usw. Vor allem der Futurismus mit seinem Maschinenkult und der neuen Freiheit der Bewegung beschäftigt diesen Zirkel (S. 143 ff.; zur Parodie der *Marinelli*-Rezeption S. 146 ff.). Hier wurde der *Wilde*-Kult um die Zeitschrift *Άνεμώνη* (1910) gepflegt, weitere kurzlebige Periodika wie *Κορυδαλός* und *Όρμη* werden herausgegeben. Verschiedene Vorträge werden abgehalten, nach 1913 sogar ein eigener Verein gegründet. Die Relation von Kaffeehaus-Treffplatz und der Herausgabe eines literarischen Periodikums ist fast bezeichnend: im „Byron“ wird *Νέα Σκέψεις* und *Έλληνις* geplant und redigiert sowie die anarchische *Άνατροπή* (1912), im „Europa“ die Zeitschrift *Κοινωνισμός*, im „Σοφός Κοραΐς“ trafen sich die Redakteure des *Νουμάς*, wurde die „Όργάνωσις τῶν Νέων“ gegründet, schrieb *Napoleon Lapathiotis* sein „Manifest“. Von den vielen anderen temporär wichtigen Cafés sind noch der „Schwarze Kater“ (*Μαῦρος Γάτος*) zu nennen (ab 1917), in dem ein großer Teil der Literaten der Zwischenkriegszeit, *Wilde* und der Futurismus, diskutiert wurden, aber auch *Kavafis* zuerst rezipiert wurde. Für *Gerasimos Spatalas* war das Lokal zur Wohnadresse geworden; eine Reihe von Literaturzeitschriften wurden hier geplant, unter anderem der *Μαῦρος Γάτος* (1919—1920); hier wird auch der Verein „Καλλιτεχνική Συντροφιά“ gegründet. Im Café „Euböa“ wurde das Periodikum *Έμεῖς* (1924) redigiert, die *Νέα Τέχνη* im Café „Μπάγκειον“.

Das dritte Hauptkapitel beschäftigt sich mit anderen Zusammenkunfts- und Diskussionsorten (S. 263—302): Zeitungsredaktionen (*Μη Χάνεσαι* für die ersten Demotizisten), *Έστία*, *Παναθήναια* usw., Buchhandlungen und Tavernen. Es folgt eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 301 f.) sowie ein Appendix mit interessanten Veröffentlichungen aus Tagespresse und Zeitschriften über die Salons und Cafés und ihre gesellschaftliche und literarische Rolle. Den Abschluß des Bandes bildet ein sehr nützlicher Index (S. 359—372), der den Gebrauch der Studie als Nachschlagewerk erleichtert.

Trotz der schwierigen Quellsituation und der z. T. anekdotenhaften Informationsvermittlung ein für die neugriechische Literaturgeschichte und Literatursoziologie aufschlußreiches Buch. Viele literarische und ideologische Gruppierungen sind aus solchen *παρέες* hervorgegangen, die meist in irgend-einem Lokal ihr „στέκι“, ihren regelmäßigen Zusammenkunftsort hatten.

Athen/Wien

Walter Puchner

Klaar, Marianne: Die Pantöffelchen der Nereide. Griechische Märchen von der Insel Lesbos. Kassel: Erich Röth 1987. 216 S.

Marianne Klaar braucht nicht mehr vorgestellt zu werden; mit ihren Sammlungen „Christos und das verschenkte Brot“ (griechische Legenden und Legendenmärchen), „Die Tochter des Zitronenbaums“ (Rhodos), „Die Reise im goldenen Schiff“ (ägäische Inseln) sowie einer Reihe von anderen Veröffentlichungen und einer umfassenden, unveröffentlichten Märchen-

sammlung vor allem von den griechischen Insellandschaften ist die greise Sammlerin und gewissenhafte Übersetzerin, die ihr halbes Leben auf den Dörfern des griechischen Archipels zugebracht hat, geehrt ob ihrer Leistungen durch das Bundesverdienstkreuz 1983 und den Märchenpreis der Walter-Kahn-Stiftung, den ihr die Europäische Märchengesellschaft als erster verliehen hat, nach R. M. Dawkins sicher die bedeutendste Märchensammlerin im griechischen Raum. Der Aufzeichnung griechischer Märchen hat Marianne Klaar ihr Leben gewidmet, in sprachlich gefeilten Übersetzungen bringt sie diese einem internationalen Publikum näher. Die Sammeltätigkeit der Verfasserin ist viel umfangreicher, als es die bisher edierten Sammlungen vermuten lassen. Grundlage des vorliegenden Bandes (mit 26 Märchenbeispielen) sind nicht weniger als 120 Märchenvarianten, die Klaar während fünf Aufhalten auf Mytilene (Lesbos) seit 1973 (insgesamt hat sie fast zwei Jahre auf der Insel verbracht) aufgenommen hat, von denen 93 in deutscher Übersetzung vorlagen. Der bewährte Märchenverleger Dr. Erich Röth hat daraus die vorliegende Auswahl getroffen; sein Werk ist auch die Typenzuordnung, die erzählkundlichen Hinweise sowie viele der Variantenbelege. Der Rest der Kommentierung, meist sprachliche Fragen betreffend, sowie die Feldforschungsdaten zu den Aufzeichnungen ist Werk der Autorin selbst (S. 191—212). Über die Bedingungen und Umstände, unter denen diese Aufzeichnungen stattgefunden haben, berichtet Marianne Klaar auf S. 177—190. Mytilene gilt nicht gerade als besonders fündiger Ort für Märchensammler; die Autorin hat das Gegenteil bewiesen (die zweibändige Märchensammlung von F. M. Zuru erschien erst 1978—80, eine spezifische Märchensammlung von Lesbos hatte schon Léon Pineau, *Contes populaires grecs de l'île de Lesbos*, in der *Revue des traditions populaires* XII, 1897, veröffentlicht). Gemäß der vor 1922 engen Beziehungen der Inselbevölkerung zum kleinasiatischen Raum sind in den Märchen vielfach auch anatolische Motive verarbeitet. Die akribische und doch ästhetisch ansprechende Übersetzung der Herausgeberin erweckt im Leser einen unmittelbaren Eindruck der Erzählwirklichkeit, der performance. Nicht viele Märchensammler und -übersetzer können dies von sich behaupten; die Übersetzungsleistung von Marianne Klaar gehört zum Besten, was es auf diesem Gebiet gibt.

Athen/Wien

Walter Puchner

Xanthakou, Margarita: Cendrillon et les sœurs cannibales. De la Stakhtobouta maniote (Grèce) à l'approche comparative de l'anthropophagie intraparentale imaginaire. Paris: Ed. de l'École des Hautes Etudes en Sciences Sociales 1988. 113 S. (Cahiers de l'Homme. Ethologie, Géographie, Linguistique. N. S. 113.)

Die Autorin, bislang hervorgetreten durch ihre französische Doktorarbeit zum Dorfnarren in Lakonien (Peloponnes), zur Ballade vom Toten Bruder und zu maniotischen „moirologia“ (Klageliedern), bringt, ausgehend von zwei Varianten zum Aschenbrödel-Märchen aus Innermani an der Südspitze der Peloponnes, eine soziale und volksliterarische Kontextanalyse zum Mo-

tiv der Matrophagie durch die Schwestern der „Stachtoputa“. Hier wird nach struktureller Methode weit ausgeholt, soziale Institutionen wie „vendetta“ u. a. werden analysiert, mythische Vorstellungen wie die Moiren (die unerbittlichen Schicksalsfrauen), Unterweltsvorstellungen, wie sie in den Klage-
liedern auftreten; das Aschenbrödel-Märchen wird im internationalen Kontext in seinen abweichenden Varianten dargestellt, dem Motiv der Anthropophagie bis in die griechische Mythologie nachgegangen. Den knapp 50 Seiten des Textes der Untersuchung stehen mehr als 40 Seiten (ins Französische übersetzte) Feldforschungsgespräche in verschiedenen manischen Dörfern (unter anderem sogar mit Dorftrotteln), Auszüge aus Klage-
liedern und Märchen u. a. m. gegenüber, die in den Jahren 1981 bis 1983 aufgenommen worden sind und manchmal nur mehr sehr indirekt mit dem Untersuchungsthema zu tun haben. Eine selektive Bibliographie zum Aschenputtel-Thema und zur maniotischen Gesellschaft und Volksliteratur beschließt die kleine Publikation.

Athen/Wien

Walter Puchner

IX. Türkei — Osmanisches Reich

Heygi, Klára — Vera Zimányi: Muslime und Christen. Das Osmanische Reich in Europa. Budapest: Corvina 1988. 175 S. mit getrennt nummerierten 171 Schwarzweiß- und 168 Farbabb.

Der erste Teil des Titels: „Muslime und Christen“ fehlte in der ungarischen Originalausgabe des Buches (*Az oszmán birodalom Európában*, 1986). Er ist auch leicht irreführend. K. Hegyi, die Verfasserin des Textes, behandelt hier nicht den Streit der zwei großen Religionen, sondern das durch den Krieg eingeleitete, meist friedliche Zusammenleben ihrer Bekenner auf den weiten Gebieten des von den Osmanen unterworfenen Ost- und Südosteuropas. Der historischen Einleitung folgen sechs Kapitel über die Organisation der Zentral- und Provinzialgewalt in diesem Reiche, seine Streitkräfte, die Wissenschaften, Literatur und Künste, Wirtschaft und das Alltagsleben seiner multinationalen und auch religiös differenzierten Bevölkerung. Das populär gehaltene, aber fachmännisch gestaltete Buch gewann viel durch reiches, von Z. Zimányi zusammengestelltes Bildmaterial. Es gibt hier viel Neues, so z. B. die wohl zum ersten Mal reproduzierte türkische Miniatur mit der Szene der Registrierung der Janitscharen-Rekruten in ihrem balkanischen Heimatdorf, wo die schon abziehenden Christenknaben von ihren Eltern mit Wehmut und dramatischen Gesten verabschiedet werden (Farbabb. 41).

Die Unterschriften zu den Farbabb. 11 und 13 wurden verwechselt. „Der Hüter der Juwelen [...] im Harem“ (Farbabb. 25) ist ... eine Dame! Farbabb. 161: Es ist kein „Kaffeehaus“, sondern — wie die originale, wohl uzbekische Inschrift besagt — *mej-chane*, d. h. ‚Weinschenke‘. Die Schwarzweißabb. 22 wird als „Befreiung von Buda, 1686“ erklärt, auf der Zeichnung ist aber „Pianta et assedio delle città di Buda e Pest [...] l'anno 1684“ zu lesen. Schwarzweiß-

abb. 24 zeigt nicht die „Entthronung Sultan Mehmeds IV., 1687“, sondern die öffentliche, feierliche Thronbesteigung *Suleimans II.* gleich nach der unauffällig im Hintergrund des Serails durchgeführten Entthronung seines Halbbruders *Mehmeds IV.* Ein Bewohner Bosniens heißt auf Deutsch Bosnier oder Bosniake, nicht aber „Bosneake“ (Farbabb. 125). Die Hauptstadt der Krimchane auf der Karte sollte nicht „Bachtschisaraj“ (fehlerhafte russische Form!), sondern Baghtschesaraj genannt werden.

Bei einer zu wünschenden Neuauflage dieses schönen Buches könnten diese kleinen „Schönheitsfehler“ leicht beseitigt werden.

Krakau

Zygmunt Abrahamowicz

Kasaba, Reşat: The Ottoman Empire and the World Economy. The Nineteenth Century. Albany: State University of New York Press 1988. XII, 191 S. (SUNY Series in Middle Eastern Studies.)

Das Buch basiert auf einer 1985 an der State University of New York at Binghamton bei Immanuel Wallerstein angenommenen Dissertation des Autors. Die Arbeit stützt sich in weiten Teilen auf bekannte Studien, deren Ergebnisse knapp zusammengefaßt werden.

Kasaba sieht die Auflösung des Osmanischen Reiches und dessen gleichzeitige Umgestaltung als Aspekte eines umfassenderen Prozesses: der Eingliederung des Osmanischen Reiches in die Weltwirtschaft. Daher müßten der Niedergang der klassischen Institutionen, das damit einhergehende wirtschaftliche Wachstum, der soziale Wandel und die Reorganisation der Bürokratie gemeinsam unter Berücksichtigung der von Europa ausgehenden Einflüsse analysiert werden. Hierbei sei eine in der Quellenlage begründete Überbetonung der Bedeutung des osmanischen Staates zu vermeiden.

Der Verf. fokussiert auf die mittleren Dekaden des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit waren osmanischer Staat und Wirtschaft erstmals in ihrer Geschichte voneinander getrennt. Die Ursache hierfür ist in der Integration in die Weltwirtschaft zu sehen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts konnten nun anders zusammengesetzte Zentralbürokratien die Kontrolle zurückerlangen. Diese Übergangsphase war eine Zeit der historischen Alternativen, eine Zeit, in der der Platz des Osmanischen Reiches in der Weltwirtschaft entschieden wurde. Der osmanische Außenhandel war während dieser Epoche das Hauptbindeglied zwischen dem Osmanischen Reich und der Weltwirtschaft und wird daher besonders berücksichtigt. Kasaba untermauert seine Thesen mit einer Fallstudie zu Westanatolien, da dieses Gebiet schon früh in globale Strukturen integriert war, aber anders als die Balkanregionen Teil des Reiches und der späteren Republik blieb. Seine Untersuchung beruht beinahe ausschließlich auf britischen Konsularberichten. Osmanische Quellen (Gerichtsakten aus Izmir) werden leider nur punktuell herangezogen.

Zwischen dem 16. und etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts verlor die geschwächte osmanische Zentralbürokratie die Kontrolle über die Produktion. Zwischen 1750 und 1815 wurde der osmanische Staat durch die Inkorporation seiner wichtigsten Gebiete Teil der kapitalistischen Weltwirtschaft. Die wach-

sende europäische Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen führte über eine marktorientierte Produktion zu Veränderungen von Produktionsmethoden und Arbeitskontrolle. Die Ablösung des klassischen Pfründensystems durch die *çiftlik*-Wirtschaft in den westlichen Provinzen brachte de facto eine Entrechtung der Bauern, die nun Ayanen praktisch schutzlos ausgeliefert waren. Hauptnutznießer der grundlegenden Veränderungen der ländlichen Verhältnisse waren nichtmuslimische Zwischenhändler und deren Partner in der Hauptstadt, die ihren Einfluß im Gegensatz zu den Ayanen erhalten konnten. Die wirtschaftliche Eingliederung wurde von der Einbeziehung des osmanischen Staates in das internationale System begleitet. Das entstehende Vertragssystem trug wesentlich zur Festigung der Bedeutung der nichtmuslimischen Eliten („protected persons“) bei.

In der Epoche zwischen 1815, dem Ende der napoleonischen Kriege, und 1876, dem Beginn der Großen Depression des 19. Jahrhunderts, wurde der periphere Status des Osmanischen Reiches im Rahmen der Weltwirtschaft festgeschrieben. Zwei Wendepunkte charakterisieren die osmanische Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts: Der Ausbau der osmanisch-britischen Wirtschaftsbeziehungen und die Zeit der Großen Depression.

Zwischen 1815 und 1840 wurde Großbritannien Haupthandelspartner der Osmanen. In der Folgezeit betrieben die Briten eine Politik der wirtschaftlichen Stabilisierung des Reiches. Die osmanische Regierung befand sich mit ihrer zentralistischen Politik zwar weitgehend im Einklang mit der britischen, doch reichten ihre Mittel nicht aus, um die Anarchie in Verwaltung und Wirtschaft zu überwinden. Rivalitäten in der Bürokratie und aktiver Widerstand in den Regionen beschnitten den Effekt der Tanzimat-Reformen. Die Marktbedingungen setzten politischer Kontrolle wirksam Grenzen. Die zentralen sozioökonomischen Positionen gerieten ab etwa 1840 in die Hände nichtmuslimischer Zwischenhändler, die sich auf Steuerpacht, Geldverleih und Geldwechsell als gewinnträchtigste Einnahmequellen konzentrierten. Diese gut organisierten Kreise bauten ihre Stellung auf Kosten von Muslimen aus und verhinderten das Eindringen ausländischen Kapitals und die Durchführung der ihren Interessen zuwiderlaufenden Reformen der Regierung. Die Zwischenhändler investierten nur zu Boomzeiten in Handel und Produktion. Indem sie eine wirtschaftlich günstige Entwicklung blockierten, waren sie für die periphere Integration des Osmanischen Reiches in die Weltwirtschaft verantwortlich.

Dem osmanischen Staatsbankrott folgte in der Zeit der Großen Depression die internationale Kontrolle der osmanischen Finanzen und wichtiger Produktionszweige durch die Public Debt Administration und Regié. Die osmanische Regierung bewahrte ihre begrenzte Unabhängigkeit durch Lavierungen zwischen den Großmächten und erreichte gleichzeitig eine erneute Zentralisierung der Herrschaftsstrukturen. Bedeutend war die Ausschaltung der nichtmuslimischen Zwischenhändler durch die Politik der PDA, die den Boden für das Aufkommen einer muslimischen Bourgeoisie und eine erfolgreiche Politik der nationalen Abschließung zwischen 1908 und 1923 bereitete.

Kasabas Arbeit enthält einige anregende Gedanken. Dazu gehört seine Betonung der Diskontinuität vom „klassisch-osmanischen“ zum modernen türkischen Staat. Die Zurückweisung verbreiteter „Decline“-Thesen ist eben-

falls zu begrüßen. Gemischte Gefühle hinterläßt dagegen seine Darstellung nichtmuslimischer Gruppen. Zwar weist der Verfasser die Charakterisierung nichtmuslimischer Eliten als Kompradoren-Bourgeoisie zurück, und dies ist ihm ohne Zweifel als Verdienst anzurechnen. Doch kritisch zu bemerken ist, daß zuweilen der Eindruck entsteht, als hätten Nichtmuslime einer günstigeren Entwicklung des Osmanischen Reiches im Wege gestanden. Ein Hinweis auf nichtmuslimische Bauern, die genau wie ihre muslimischen Leidensgenossen ausgebeutet wurden, hätte an der einen oder anderen Stelle dieses unglückliche Bild abschwächen können. Die Behauptung, daß erst die Ausschaltung nichtmuslimischer Zwischenhändler den Weg zu einer erfolgreichen nationalen Wirtschaftsentwicklung freigegeben hätte, bedarf noch einer Begründung. Eine breitere Quellenbasis und eine kritische Diskussion des Forschungsstandes, die über eine schlichte Zusammenfassung der Literatur hinausgeht, hätte den Wert des Buches gewiß gehoben. Die Verlagsankündigung, daß es sich hier um ein „einzigartiges“ Werk mit „Modellcharakter für sozialgeschichtliche Arbeiten“ handle, ist wohl übertrieben.

Bochum

Hilmar Kaiser

Eine Sprachlehre von der Hohen Pforte. Ein arabisch-persisch-griechisch-serbisches Gesprächslehrbuch vom Hofe des Sultans aus dem 15. Jahrhundert als Quelle für die Geschichte der serbischen Sprache. Mit Beiträgen von Tilman Berger, Christoph Correll, Günther S. Henrich und Werner Lehfeldt. Hrsg. von Werner Lehfeldt. Köln, Wien: Böhlau 1989. 367 S. (Slavistische Forschungen. 57.)

Zeugnisse des ‚Aljamiado-Schrifttums‘¹⁾ vom Balkan sind bisher kaum wissenschaftlich ediert worden. Dort, wo im 20. Jh. noch eine muslimisch geprägte Kultur herrschte wie in Bosnien oder Albanien, wurden bisweilen Texte, die ursprünglich in arabischer Schrift niedergeschrieben worden waren, in Lateinschrift herausgegeben. Sie unterlagen dabei Bearbeitungen, die entweder gar keine wissenschaftlichen Zielsetzungen verfolgten, oder das Vorhaben mißglückte. So ist es zu begrüßen, daß W. Lehfeldt mit Hilfe einiger Spezialisten für die jeweiligen Sprachen ein polyglottes Gesprächsbuch²⁾ mustergültig herausbrachte, das zwei Besonderheiten aufweist: erstens handelt es sich um eine in zwei Varianten überlieferte Handschrift (Nr. 4750 und

¹⁾ Vgl. *Südost-Forschungen* 43 (1984), S. 181—239, sowie A. Hetzer, Untersuchungen zur albanischen Aljamiado-Literatur am Beispiel einer Handschrift von Muhamet Kyçyku-Çami's „Erveheja“, *Zeitschrift für Balkanologie* 20 (1985), S. 12—40.

²⁾ Der Gattung des spätmittelalterlichen polyglotten Sprachführers müßte man eine spezielle kulturhistorische Untersuchung widmen; schließlich gab es auch solche für Palästina-Pilger; vgl. Hartmut Beckers, Zu den Fremdalphabeten und Fremdsprachenproben im Reisebericht Arnolds von Harff (1496—98), in: *Collectanea Philologica*. Festschrift für Helmut Gipper. Baden-Baden: Koerner 1984, Bd. I, S. 73—86.

4749 aus der Aya-Sofya-Bibliothek), zweitens muß sie noch früh, im 15. Jahrhundert (wahrscheinlich unter *Mehmet II. Fatih*), abgefaßt worden sein. Damit gewinnt sie ein besonderes Interesse, denn wir können von frühen Zuständen der betr. Sprachen, besonders aber des Serbischen, ausgehen. Wenn die Handschrift auch einen türkischen Teil umfaßte, wäre sie noch interessanter; aber sie muß wohl ursprünglich zum Erlernen des Arabischen (und Persischen) durch Renegaten bestimmt gewesen sein. Türkisch beherrschten diese wahrscheinlich schon in einer umgangssprachlichen Version.

Lehfeldt gibt die Variante Hs. 4750 heraus, indem er einen Mikrofilm zugrundelegt und Varianten aus Hs. 4749 verzeichnet³). Dem Erschließungsband sind 9 Blätter in Faksimile beigelegt, aber leider nur fol. 1—9a, wobei sogar aus Versehen fol. 5^{verso} als ‚fol. 6b‘ wiederholt wird. Bei insgesamt 63 Blättern bzw. 126 Seiten hätte ein vollständiges Faksimile den Umfang des Editionsprojekts wohl gesprengt. Die Handschrift enthält praktische Sätze wie z. B. ‚Wie du mir Kopfweg machst! Wer macht dir Kopfweg? Du machst mir Kopfweg, laß mich, geh an deine Arbeit, und halt mich nicht bei dir zurück‘ (S. 199)⁴). Unter dem arabischen Text steht jeweils eine persische, griechische und serbische Übersetzung, und zwar alles in arabischer Schrift. Von den vielfältigen Aspekten, die ein derart angelegtes Buch bietet, greift der Herausgeber Fragen der Transkription bzw. Verschriftung (‚Graphematische Analyse‘, S. 23—70) sowie eine linguistische Interpretation (‚Untersuchung‘, S. 303—333) auf. Dazwischen sind die eigentliche Edition nebst Übersetzung des arabischen Teils sowie sprachliche Kommentare (Scholien) zu einzelnen Wortformen geschoben. Ein serbisches Register und eine Bibliographie, die sechseinhalb Seiten umfaßt, beschließen den Band.

Die orientalistischen Ausführungen sind bewußt kurz gehalten und lassen sich so zusammenfassen: das Arabische ist vollvokalisiert, weist aber Fehler auf, die darauf schließen lassen, daß kein gebürtiger Araber die Mustersätze verfaßt habe. Im übrigen ist der Einfluß von Kairo (wo der Verfasser vermutlich studiert hat) nachzuweisen. Das Persische soll schriftsprachlich sein, weist aber in der orthographischen Ausführung einige Eigentümlichkeiten auf, die eine eindeutige Lesart (in Transkription) erschweren oder unmöglich machen. Alle drei Übersetzungszeilen sind nach dem Arabischen Wort für Wort übertragen, so daß die sich daraus ergebenden Äquivalente manchmal unverständlich sind; man muß des Arabischen mächtig sein, um zu entscheiden, was denn eigentlich gemeint sei. Ein solcher Befund (‚rücksichtslose In-

³) Die beiden Handschriften unterscheiden sich, was den serbokroatischen Teil angeht, dadurch, daß Hs. 4749 ijekavisch ist, während Hs. 4750 eine ekavische Grundlage erkennen läßt. In der ‚Untersuchung‘ kommt Lehfeldt immer wieder auf Mundarten des Gebiets von Prizren zurück, so daß man annehmen kann, der Verfasser der serbischen Passagen in Hs. 4750 stamme aus diesem Gebiet. Außerdem ist es berechtigt, eindeutig von einem ‚serbischen‘ Teil zu sprechen, da die ekavisch-štokavischen Mundarten — abgesehen von Dialektinseln — ja nicht auf kroatisches Gebiet hinübertreten.

⁴) Der serbische Text auf S. 79f. in heutiger Orthographie: ‚Kolik mi dosađuje! Kto ti dosađuje? Ti mi dosađuješ. Ostavi me, pođi na rabote svoje, ne drži me kon sebe!‘

terlinearübersetzungen', S. 3) stellt an den Interpreten natürlich besondere Anforderungen⁵⁾, denn nichts wäre falscher als zu meinen, daß man so damals unter den ‚Renegaten‘ *gesprachen* habe⁶⁾.

Die Verschriftung des Serbischen in arabischen Buchstaben ist mustergültig, wenn man bedenkt, daß es bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder verschiedene Versuche gegeben hat, eine südslawische Sprache in arab. Schrift wiederzugeben. Allerdings fehlen Zeichen, die die Betonung eindeutig erkennen lassen, weil man die im Pers. und Arab. nicht benötigt. Ihr Fehlen erschwert manchmal die Umsetzung der griech. Übersetzung in die ursprüngliche Orthographie (S. 73). Und beim Serbischen, das ja in den neuštokavischen Dialekten eine Akzentverschiebung um eine Silbe zum Wortanfang hin erfahren hat, wären Betonungszeichen sicher auch von Interesse. Um den Text der Handschrift vorzulesen, müssen nun einige besondere Leseregeln induktiv ermittelt werden. Diesem Thema ist die ‚graphematische Analyse‘ gewidmet. Sie zeigt, daß bisweilen Mehrdeutigkeiten auftreten, und die Regeln, die man zum Lesen des neugriechischen Teils beherrschen muß, decken sich auch nicht mit denjenigen für den serbischen Teil. Beispielsweise ist der arab. Buchstabe *Ghayn* im Serbischen eins der möglichen Graphe zur Wiedergabe von /g/, während im Griechischen damit wirklich der Frikativ /ɣ/ bezeichnet wird. Man kann demnach nicht von einer Einheitsorthographie für alle in dem Gesprächsbuch vertretenen Sprachen ausgehen.

Da die sprachliche Interpretation des griech. Textes den Rahmen der Edition gesprengt hätte, wird sie an anderer Stelle veröffentlicht. So bietet, abgesehen von ein paar knappen Bemerkungen zum arab. und pers. Text, nur Lehfeldt eine linguistische Analyse. Dabei konzentriert er sich auf Elemente, die auf dreierlei Einfluß zurückgeführt werden können: Mundart, arab. Vorlage und Kenntnisse der kirchenslawischen Schreibtradition, die der Verfasser gehabt haben könnte⁷⁾. Dabei sind diejenigen Elemente von besonderem Belang, die als spätmittelalterliche oder frühneuzeitliche Innovationen das Altserbische vom heutigen Sprachzustand wesentlich trennen: Lesart der reduzierten Vokale, Vokalisierung von -l, Verschmelzung von tj, dj nach dem Ausfall der reduzierten Vokale in schwacher Stellung und Ausgleich der Kasusendungen.

⁵⁾ Bis in unser Jahrhundert hinein hat man auf dem Balkan solche ‚Übersetzungen‘ angefertigt, bei denen die Phraseologie und Syntax der Zielsprache rücksichtslos der Ausgangssprache nachgebildet wurde. Vgl. die Besprechung zur Edition von *Marko Bočari's* Wörterverzeichnis *Südost-Forschungen* 41 (1982), S. 556—558.

⁶⁾ Z. B. *Satvori ni bog od slavnih na darenja njegova* (S. 19) ‚Gott mache uns z u für seine Wohltaten Dankbaren‘. Zunächst sei vermerkt, daß *satvori* 3. P. Opt. ist (nicht etwa Aorist), was man an der griech. Parallelübersetzung auch gut sieht: *poiēsátō!* Ferner: was dt. mit ‚zu‘ ausgedrückt wird, lautet hier arabisch *mina* ‚von‘, und daher das sonst unverständliche serb. *od* (S. 282).

⁷⁾ Wenn er das wirklich hatte, müßte es sich (a) um einen abgefallenen Priester/Mönch oder (b) um einen zum Islam konvertierten Kanzleischreiber aus der serb. Verwaltung gehandelt haben.

Wir fassen kurz den Befund zusammen: (1) im Pronomen ‚alles‘ nebst Ableitungen ist die Lautfolge *vs-* bewahrt (heute *svi, svaki, svuda*); (2) es gibt keine Anzeichen von $l > o$. Häufig ist *l* bewahrt (z. B. *rekil sim* = ‚rekao sam‘), aber manchmal auch ganz ausgelassen. (3) Die reduzierten Vokale erscheinen nicht durchgängig als [a], was aber in arab. Schrift auch schwierig darzustellen wäre (Fetha wird als [æ] gelesen, und die Türken artikulieren es als /e/). So finden wir häufig Kesre, und das ist eindeutig als /i/ zu interpretieren. Ein weiteres Graphem, das Lehfeldt in der Transliteration mit *ê* darstellt, sollte nach seiner Meinung mit /a/ gelesen werden, so daß wir dem modernen Zustand nahekommen. Demnach schwankt die Handschrift in bezug auf zwei Merkmale, die reduzierten Vokale und das -l, zwischen dem alten Zustand (*sim*) und dem neuen (*sam* ‚ich bin‘)⁸⁾. (4) Eine Verschmelzung von *tj, dj* zu *ć, đ* ist nicht zu beobachten (z. B. *grozdje* statt heutigem *grožđe* ‚Trauben‘). (5) Die Kasusendungen schwanken auch zwischen altem und neuem Zustand, wobei der alte überwiegt. Dabei ist aber zu beachten, daß erstens *e* im Lokativ altes *Jat'* fortsetzt (gegenüber heutigem *-i*) und zweitens Orts- und Richtungskasus vermischt werden. Daher ist oben angeführtes *na rabote svoje* syntaktisch als Akk. Sg. zu deuten, der Form nach aber als Lokativ Sg.! (6) Der Possessivdativ kommt nicht nur bei den Pronomen vor (da ist er schon im Aksl. belegt), sondern auch bei Substantiven (z. B. *zenica oku mojemu* ‚mein Augapfel‘, *ljubnik vernikom* ‚Liebhaber der Gläubigen‘ = gr. *agapōn tus eusebūs*, < ar. *li-l-mu'mināna*). (7) An Pronominalformen, gelegentlich auch an Adverbien, ist ein -j angefügt, das heute verwirrend wirkt: *taj rabota* ‚diese Arbeit‘, *takoj* ‚so‘.

Bezüglich der Calques aus den orientalischen Sprachen beschränke ich mich auf einen Fall von nachgeahmter Kasusverwendung, der nach Lehfeldt (S. 328) nicht auf das Arabische, sondern auf die persische Syntax zurückgehen soll: *što učini ti knjigu moju?* — ‚Was hast du mit meinem Buch gemacht?‘ < pers. Suffix *-rā*. — Die Kirchenslawisten ortet Lehfeldt vorwiegend im Bereich der Lexik, wenn beispielsweise für Denotate aus dem Bereich der islamischen Religion solche der christlichen Glaubenslehre adaptiert werden⁹⁾.

Kritisch vermerkt sei, daß die gelegentliche Verwechslung von Autor und Schreiber (z. B. S. 27) in den Ausführungen ein unreflektiertes linguistisches

⁸⁾ Beim -l gibt es außer -l und 0 noch die Variante mit einem Graph, das als /a/ zu deuten ist. Eine Lesart mit altem ḷ (z. B. *vuk, vuna*) war über das Register nicht zu ermitteln.

⁹⁾ Das umgekehrte Verfahren läßt sich gelegentlich in armenisch-türkischen Büchern des 19. Jahrhunderts, und zwar recht spät, nachweisen. Dort findet man *ibnullah* für ‚Gott Sohn‘ und *mihrab, mezbah* für ‚Altar‘. Dieses Vorgehen sollte den in älteren armenisch-christlichen Texten vorherrschenden Makkaronismus mit in den türk. Text eingesetzten altarmenischen *Termini technici* beseitigen. Bei den Balkan-Muslimen verlief der Prozeß anscheinend umgekehrt — von der Adaption serbisch-orthodoxer *Termini* hin zum Makkaronismus, wie er die Ausdrucksweise speziell der jugoslawischen Muslime heute charakterisiert, vgl. A. Hetzer, *Dačkerēn-Texte*. Wiesbaden: Harrassowitz 1987, S. 124 f. (*Turcologica* 2).

Herangehen an die Handschrift anzudeuten scheint. In der orientalischen Tradition des Buchwesens, das so spät erst den Buchdruck angewendet hat, herrscht bis ins 19. Jh. eine deutliche Trennung zwischen Autor und Schreiber¹⁰). Der Schreiber ist nicht nur für die kalligraphische Ausführung einer Handschrift verantwortlich, sondern — sofern es sich um Abhandlungen oder Erzählungen handelt — auch für den Sprachstil. Daher haben wir ja so wenige echte Sprachdenkmäler aus dem Orient, weil die Schreiber rücksichtslos die Texte der ‚Norm‘ anpaßten, die sie verinnerlicht hatten. Wir müssen, da es sich bei den Handschriften 4749 und 4750 aus der Bibliothek der Hagia Sophia ja erklärtermaßen um Prachtabschriften für den Sultan handelte, mit Eingriffen rechnen, die nicht auf den Urheber der Übersetzung zurückgehen. Wenn man als Linguist vor der Alternative zwischen *e* oder *a*, *o* oder *u* in den Lesarten¹¹) steht, sollte man sich nicht den Kopf zermartern, was dieser oder jener Kringel zu bedeuten habe. Denn wer weiß, von welchen (abwegigen) Gesichtspunkten sich der Schreiber bei der Ausgestaltung des Schriftbildes leiten ließ?! Die Konsequenz ist, daß (1) die Sprachdenkmäler weitgehend den Charakter einer *black box* bekommen, (2) ohne Stützung durch aus anderer Quelle bezogene Argumente gewisse Schlußfolgerungen bezüglich der Lautstruktur oder des Bildungshintergrundes des Autors nicht gezogen werden dürfen. Man läuft sonst Gefahr, den Text einer Überinterpretation zu unterwerfen, indem man jeden Fliegendreck einer geheimen Absicht des Autors zuordnet.

Die Edition ist im Computer-Satz geschrieben, und dies wird jedem, der schon einmal versucht hat, ein anspruchsvolleres Manuskript seinem PC einzutippen, Bewunderung abnötigen. Die auf S. VII genannten dienstbaren Geister, die für das Layout verantwortlich zeichnen, dürfen sich eines Erfolges freuen, der nicht selbstverständlich ist. Neben arabischen Buchstaben weist die Edition bei der Lateinschrift so viele diakritische Zeichen auf, daß das vollendete Werk einem schier Bewunderung abverlangt.

Bremen

Armin Hetzer

¹⁰) Vgl. Anas B. Chalidov, Arabskie rukopisi i arabskaja rukopisnaja tradicija. Moskau 1985, S. 73. Der Verfasser benutzt dort den von R. Blachère geprägten Begriff ‚logographe‘: „Zasluga logografa pered arabskoj literaturoj, nesmotrja na kažuščijsja netvorčeskij karakter ego truda, velika: pis'mennoe proizvedenie kak takovoe v pervye sozdaval on, daže esli tekst na sto procentov prinadležal ne emu.“

¹¹) So lese ich in o. a. *oku mojemu* zweimal *u*, während Lehfeldt nach seinem Transliterationssystem *'ōkō* bietet. Damit gibt er genau die Schreibweise wieder, während ich zweifle, daß die Lesart *oko* intendiert sei. Umgekehrt habe ich in Anm. 4 die Formen des Verbs *dosadivati* zu *dos-* statt korrekt transliteriertem *dus-* ‚emendiert‘.

Steuerwald, Karl: Türkisch-Deutsches Wörterbuch — Türkçe-Almanca Sözlük. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1988. XII, 1294 S.

Das vorliegende Wörterbuch, dessen erste Auflage der Rezensent in den *Südost-Forschungen* 32 (1973), S. 516—518 besprochen hatte, ist nunmehr in der zweiten Auflage erschienen, die der Verfasser noch erleben durfte; am 1. November 1989 ist er in Neu-Ulm verstorben. Wenn im folgenden noch einmal einige kritische Anmerkungen vonnöten sind, so können sie nicht die grundlegende Bedeutung dieses Werkes trüben, das für den deutschen Sprachraum noch lange einzigartig bleiben wird, im englischsprachigen Bereich allenfalls mit dem Redhouse (*Yeni Türkçe-İngilizce Sözlük*, 1. Aufl. Istanbul 1968) vergleichbar ist und nach wie vor über dem liegt, was bisher vom Türkischen Sprachverein (*Türk Dil Kurumu*) an ein- und zweisprachigen Wörterbüchern hervorgebracht worden ist. Lediglich auf dem privaten Sektor, etwa bei Wörterbüchern vom Osmanischen zum aktuellen Türkischen, ist die Lage etwas günstiger.

Die meisten Beanstandungen betreffen grundsätzliche Punkte, die bereits für die erste Auflage gültig waren und die trotz des völlig neuen Satzes — und der auch damit automatisch verbundenen erheblichen Verteuerung des Werkes — leider nicht berücksichtigt wurden. Ein zweisprachiges Wörterbuch sollte heute nach beiden Richtungen orientiert sein und Anmerkungen bei den Stichwörtern für beide Sprachen vorsehen. Da „der Steuerwald“ sowohl von Deutschen wie auch von Türken benutzt wird, sollten eben beide Seiten z. B. über die Rektion der Verben, sprachliche Unregelmäßigkeiten usw. in gleicher Weise informiert werden. Auch diesmal sind derartige Hilfen nicht konsequent berücksichtigt worden. Ähnliches gilt für die Passiv- und Kausativformen türkischer Verben, die für den türkischen Benutzer übersetzt werden müßten und nicht nur als „Kaus. von...“ oder „V(erbal)s(ubstantiv) von...“ aufgenommen werden sollten.

Ein zweiter wichtiger Punkt ist die leidige Frage der türkischen Sprachreform und mit ihr die Berücksichtigung bzw. Einordnung der Neologismen. Letztere sind, wie auch schon früher, weitgehend enthalten, doch sind z. B. Verweise von dem neueren *ulusal* auf *millî*, von *örgüt* auf *teşkilât* und von *yorum* auf *tefsir* längst nicht mehr zu vertreten und müßten umgekehrt vorgenommen werden. Die am Schluß beigegebene Bibliographie hört mit dem Jahr 1974 auf.

Trotz dieser Vorbehalte und des unverantwortlich hohen Preises (298,— DM) wird das Wörterbuch noch für lange Zeit für manche Generation sowohl von Türkischlernenden wie auch von türkischen Studierenden der deutschen Sprache ein unentbehrliches Hilfsmittel erster Ordnung bleiben.

Mainz

Hans-Jürgen Kornrumpf